

Krieg der Frisuren: Trump und Kim im Querprofil

DIE WELTWOCHEN

Nummer 33 – 17. August 2017 – 85. Jahrgang – Fr. 8.50 (inkl. MwSt.) – Euro 6.90

Biografie
Die Lebensgeschichte
von Ignazio Cassis



AHV-REFORM
**Bersets
Brechstange**

ISLAM
**War Mohammed
ein Feminist?**

GESCHICHTE
**Das Wunder
von Dünkirchen**

Die besten Gemeinden der Schweiz

Sieger Rüschnikon, Aufsteiger Meggen

4 194407 006902 33

Century Diamond****+

14 Tage ab Fr. **3595.-**
inkl. Flug, Mahlzeiten gemäss Programm sowie Ausflüge

Bis
Fr. 450.-
Rabatt



Spannendes deutschsprachiges Ausflugspaket inklusive

Die Kaiserschätze Chinas mit Yangtse Flussreise

Reisedaten 2018

15.04.–28.04., 03.06.–16.06., 15.07.–28.07., 16.09.–29.09.

Preise pro Person

Kabinentyp	Katalogpreis	Sofortpreis
Balkonkabine Deck 2		
Doppelkabine, Balkon	4045.-	3595.-
Einzelkabine, Balkon	4645.-	4195.-

Sofortpreis mit beschränkter Verfügbarkeit

Zuschläge

- Abreise 03.06., 16.09. **100.-**
- Kabine auf Deck 3 (Aufpreis pro Kabine) **75.-**
- Kabine auf Deck 4 (Aufpreis pro Kabine) **140.-**
- Kabine auf Deck 5 (Aufpreis pro Kabine) **200.-**
- Junior Suite (Aufpreis pro Kabine) **850.-**
- Deluxe Suite Deck 5 (Aufpreis p. Kabine) **1290.-**
- China-Visum **150.-**
- Flüge in Business Class auf Anfrage
- Verlängerungsprogramme Guilin, Sanya, Zhangjiajie und Tibet auf Anfrage

Ihr Reiseprogramm

- Tag 1 Schweiz–Shanghai.** Flug mit Swiss nach Shanghai.
- Tag 2 Shanghai.** Nach Ankunft Besichtigung Yu-Garten, Künstlerviertel Tianzifang mit Altstadt sowie Bummel am Bund mit Nanjing Road Einkaufsstrasse*. Anschliessend Transfer zum Hotel. (M)
- Tag 3 Shanghai.** Ausflug zum Wasserdorf Tongli inkl. Bootsfahrt auf dem Kanal*. (F/M)
- Tag 4 Shanghai–Yichang.** Tai Chi Kurs am Bund*. Besichtigung Jadebuddha-Tempel* und Bootsfahrt auf dem Huangpu Fluss*. Transfer und Flug nach Yichang. Einschiffung auf Century Diamond. (F/M)
- Tag 5 Yangtse-Flussreise: Xiling-Schlucht und Staudamm.** Besuch des grössten Staudamm-Projektes der Welt*. Xiling-Schlucht*. (F/M/A)
- Tag 6 Yangtse-Flussreise: Schluchten und Shennong-Fluss.** Qutang-Schlucht und Wu-Schlucht*. Bootsausflug auf dem Shennong-Fluss*. (F/M/A)
- Tag 7 Yangtse-Flussreise: Shibaozhai.** Landgang in Shibaozhai (Edelsteinfestung) mit Besichtigung einer hölzernen Pagode*. (F/M/A)
- Tag 8 Chongqing–Chengdu.** Morgens Ausschiffung und Zugfahrt nach Chengdu. Besichtigung Altstadt Kuanzhai Yiangzi sowie Volkspark mit Teehäuser und Teeverkostung*. Transfer zum Hotel. (F/M)
- Tag 9 Chengdu–Xian.** Am Morgen Panda Park in Chengdu*. Nach dem Mittagessen Fahrt mit Schnellzug nach Xian. Transfer zum Hotel. (F/M)

- Tag 10 Xian.** Ausflug zur weltberühmten Terrakotta-Armee* und zur grossen Wildgans-Pagode*. (F/M)
- Tag 11 Xian–Peking.** Besichtigung Stadtmauer, Altstadt und grosse Moschee in Xian*. Fahrt mit dem Schnellzug nach Peking. Transfer zum Hotel. (F/A)
- Tag 12 Peking.** Besuch Verbotene Stadt/Kaiserpalast mit Tiananmen-Platz. Besichtigung Sommerpalast inkl. Bootsfahrt auf dem Kunming See*. (F/M)
- Tag 13 Peking.** Ausflug zur Grossen Mauer*. Anschliessend Olympiagelände und Himmelstempel*. (F/M)
- Tag 14 Peking–Schweiz.** Rückflug mit Swiss in die Schweiz. (F)

Unsere Leistungen

- Flüge mit Swiss Zürich–Shanghai/ Peking–Zürich
- Transfers gemäss Programm
- Flussreise mit Vollpension an Bord
- Inlandflug Economy und Zugfahrten 1. Klasse
- Übernachtungen in Erstklass-Hotels in Shanghai, Chengdu, Xian und Peking
- Mahlzeiten gemäss Programm
- *Inklusiv-Leistungen des Ausflugspaketes
- Deutschsprachige lokale Reiseleitung
- Erfahrene Mittelthurgau-Reiseleitung ab 18 Gästen

Nicht inbegriffen

- Trinkgelder (ca. USD 10 p.P./Tag)
- Persönliche Auslagen und Getränke
- Auftragspauschale pro Person Fr. 20.- (entfällt bei Buchung über www.mittelthurgau.ch)
- Kombinierte Annullationskosten- und Extrarückreiseversicherung

Was Sie noch wissen müssen

Schweizer Gäste benötigen einen gültigen Reisepass, der noch mindestens 6 Monate über das Rückreisedatum hinaus gültig sein muss und ein Visum für China. Das Visum holen wir gerne für Sie ein.

* Deutschsprachig geführte Ausflüge inbegriffen. Inbegriffene Mahlzeiten gem. Programm: F = Frühstück, M = Mittag, A = Abend



Jetzt bestellen: Katalog «Flussreisen in ferne Länder 2018»!



Die **Century Diamond** wird Sie begeistern. Das Flussschiff besticht durch geräumige Kabinen mit privaten Balkonen und grosszügigen öffentlichen Bereichen. Im Hauptrestaurant verwöhnt Sie der Küchenchef mit einem gelungenen Mix aus europäischen Spezialitäten und chinesischen Gaumenfreuden. Auf dem Sonnendeck lässt sich die eindrucksvolle Landschaft bestens geniessen. Die gut geschulte Servicecrew bietet Ihnen allen Wohlfühlkomfort. Das vielfältige Bordprogramm lässt keine Langeweile aufkommen.
Willkommen an Bord!

Gratis-Buchungstelefon **0800 86 26 85** Online buchen **www.mittelthurgau.ch**

Internet Buchungscodes

www.mittelthurgau.ch

fcnscha1

Zügelunternehmen aufgepasst, diese Ausgabe der *Weltwoche* könnte ein paar zusätzliche Umzüge auslösen. Wir bringen hier den umfassenden Qualitätstest für die Gemeinden der Schweiz. Wo wohnt man am schönsten, und wo lebt es sich am besten? Wo kann man sich sicher fühlen, ein interessantes Kulturangebot geniessen, dies bei vernünftiger Steuerbelastung? Nicht zu vergessen sind Schulen, Restaurants und Arbeitsplätze.

Gut, aber wie soll man all diese Punkte gegeneinander abwägen? Im jährlichen Gemeinderating der *Weltwoche* haben wir diese Aufgabe zu einem wesentlichen Teil gelöst und die gut 920 untersuchten Gemeinden in einer Rangliste geordnet. An erster Stelle steht Rüslikon, wie im Vorjahr. Auf den Positionen dahinter hat sich aber einiges geändert, die Innerschweizer Gemeinden Meggen und Zug drängen zur Spitze. Grund genug, hier einer bekannten Persönlichkeit aus Meggen das Wort zu geben. Natürlich wird jetzt nicht gerade eine Massenmigration nach Rüslikon einsetzen, aber wer seinen Wohnort weit hinten in der Rangliste findet, kann auf Abwanderungsgedanken kommen oder wird sich fragen, ob man in der Lokalpolitik nicht gewisse Dinge besser machen könnte – vielleicht wird er auch den Gemeinderat fragen. Die Rüsliker Equipe dagegen, abgebildet auf der Titelseite dieser Ausgabe, darf Lob erwarten.

Voll motiviert kamen kurz vor Redaktionsschluss der grösste Teil der Angestellten von Gemeinde und Schule, dazu ein Gemeinderat und der Gemeindepräsident Bernhard Elsener zum Fotoshooting zusammen. Wer denkt, der Präsident stehe in der Mitte, liegt falsch, Elsener steuert das «Rüslikon»-Plakat eher von der Flanke her. **Seite 16–23**

Seit Obamas Botschafterin Suzi «Together!» LeVine am 20. Januar Bern verlassen hat, ist die US-Botschaft in Bern verwaist. Nun ist der Name des neuen «Hausherrn» bekannt. Es ist Ed McMullen, erfolgreicher Unternehmer aus South Carolina mit engen Kontakten zu Präsident Trump. Florian Schwab und Urs Gehrigger haben seine Spuren recherchiert. Er sei eine «ausserordentlich smarte und kluge Person» und «ein fantastischer Kommunikator», sagen Weggefährten. Ausserdem hege McMullen grosse Sympathien für unser politisches System. Die Wahl zeige: «Für Trump ist die Schweiz wichtig.» **Seite 49**

Er gilt allgemein als Favorit für die Nachfolge von Didier Burkhalter im Bundesrat: FDP-Fraktionschef Ignazio Cassis. Inlandchef Philipp Gut hat den aussichtsreichen Tessiner Kandidaten in Lugano getroffen. Der freundlich und integer wirkende Nationalrat zehrt

bis heute von seiner Tätigkeit als Mediziner und Kantonsarzt. Auf die Frage, wofür seine Leidenschaft brenne, antwortete Cassis, er liebe es, «Probleme sauber zu erfassen, zu analysieren und dann wieder zu synthetisieren». Die *Weltwoche* schildert seine Biografie und hat den kleinen Ort Sessa besucht, wo Cassis aufgewachsen ist. Mit einem aktuellen Problem



«Sauber erfassen»: FDP-Spitzenkandidat Cassis.

in seiner Verwandtschaft will sich Cassis allerdings nicht befassen: Seine Schwägerin, eine Bäuerin, wurde vor kurzem wegen Tierquälerei verurteilt, wie Bundeshausredaktor Hubert Mooser berichtet. **Seite 24**

Ihre Weltwoche

DAS SCHWEIZER PORTAL FÜR MEDICAL-STELLEN

Mit www.medicjobs.ch qualifiziertes Fachpersonal im Arzt- und Pflegebereich finden!

stellen-anzeiger.ch GmbH
Technoparkstrasse 1
8005 Zürich
044 440 10 80
www.medicjobs.ch

medic jobs

Impressum

Herausgeberin: Weltwoche Verlags AG, Förlibuckstrasse 70, Postfach, 8021 Zürich
Die *Weltwoche* erscheint donnerstags.

Redaktion: Telefon 043 444 57 00, Fax 043 444 56 69,
E-Mail-Adressen: vorname.name@weltwoche.ch,
leserbriefe@weltwoche.ch

Verlag: Tel. 043 444 57 00, Fax 043 444 56 07,
E-Mail: verlag@weltwoche.ch

Internet: www.weltwoche.ch

Abo-Service: Tel. 043 444 57 01, Fax 043 444 50 91
E-Mail: kundenservice@weltwoche.ch

Jahresabonnement Inland Fr. 322.– (inkl. MwSt.)
Schnupperabonnement Inland Fr. 40.– (inkl. MwSt.)
Weitere Angebote für In- und Ausland unter
www.weltwoche.ch/abo

Gründer: Karl von Schumacher (1894–1957)

Verleger und Chefredaktor: Roger Köppel

Chefredaktion: Philipp Gut (Stv.),

Beat Gygi (*Wirtschaft*), René Zeller (*Bundespolitik*)

Produktionschef: Lukas Egli

Redaktion:

Rico Bandle (*Leitung Kultur*), Alex Baur,
Urs Gehrigger (*Leitung Ausland*), Wolfgang Koydl,
Hubert Mooser, Christoph Mörgeli, Alex Reichmuth,
Claudia Schumacher, Florian Schwab

Redaktionelle Mitarbeiter:

Miroslav Barták, Peter Bodenmann,
Silvio Borner, Henryk M. Broder,
Peter Hartmann, Pierre Heumann,
Peter Holenstein, Mark van Huisseling,
Hansrudolf Kamer, Peter Keller,
Wolfram Knorr, Christoph Landolt,
Franziska K. Müller, Matthias Matussek,
Daniela Niederberger, Linus Reichlin,
Peter Ruch, Peter Rüedi, Kurt Schiltknecht,
Beatrice Schlag (*Los Angeles*), Thilo Sarrazin,
David Schnapp, Hildegard Schwaninger,
Sacha Verna (*New York*), Max Wey,
Sami Yousafzai (*Pakistan/Afghanistan*),
Kurt W. Zimmermann

Produktion: Benjamin Bögli, Roy Spring

Layout: Daniel Eggspühler (*Art-Director*)

Bildredaktion: Martin Kappler,
Larissa Weber (*Assistentin*)

Korrektur: Cornelia Bernegger (*Leitung*),
Viola Antunovits, Renate Brunner,

Nadia Ghidoli, Rita Kempfer,
Sandra Noser, Oliver Schmuki, Dieter Zwicky

Sekretariat: Sabine Mähner (*Leitung*),
Inga-Maj Hojajj-Huber

Verlagsgeschäftsführer: Guido Bertuzzi

Anzeigenverkauf: Sandro Gianini (*Leitung*),
Gabriel Lotti, Brita Vassalli

Anzeigen-Innendienst: Samuel Hofmann (*Leitung*)
Tel. 043 444 57 02, Fax 043 444 56 07

E-Mail: anzeigenid@weltwoche.ch

Digital-Marketing: Bich-Tien Köppel (*Leitung*)

Online-Vermarktung: Jonlinio GmbH

Tarife und Buchungen: weltwoche@jonlinio.com

Druck: Print Media Corporation, PMC,
Oetwil am See

Die Wiedergabe von Artikeln und Bildern, auch auszugsweise oder in Ausschnitten, ist nur mit ausdrücklicher Genehmigung der Redaktion gestattet.

Für unverlangt eingesandte Manuskripte und Fotos wird keine Haftung übernommen.

Der *Weltwoche*-Inhalt ist gedruckt auf Recyclingpapier, das aus 100 % Altpapier hergestellt wird. Es schont Ressourcen, Energie und somit die Umwelt.

BURAIN²

RÜSCHLIKON



An feinsten Adresse in Rüslikon, am Burain 2/ Im Siefädeli 10, erstellen wir ein einzigartiges Mehrfamilienhaus mit Seesicht.



Das Bijou von Rüslikon

- 3.5- 4.5-Zimmer-Eigentumswohnungen (nur noch 2 Wohnungen im Angebot)
- Exklusive und hochwertige Ausstattung
- Traumhafte Aussicht auf See und Berge
- Ruhige Lage
- Öffentliche Verkehrsmittel in 2 Minuten erreichbar

Bauherr/Verkauf/Kontakt

Meili Unternehmungen
Seestrasse 99a, CH-8702 Zollikon
Irmgard.Planzer@meili-unternehmungen.ch
Telefon 044 396 99 79

www.burain2.ch

meiliunternehmungen
Wir setzen Akzente.

Die Säuberung

Die Beseitigung von Denkmälern in den USA erinnert an Bücherverbrennungen.

Von Roger Köppel

«Das Vergangene ist nie tot. Es ist nicht einmal vergangen.»

William Faulkner

General Robert E. Lee (1807–1870) war der tragische Militärheld der Südstaatler im amerikanischen Bürgerkrieg von 1861 bis 1865. Vor Jahren las ich eine wohlwollende Biografie über ihn, brillant geschrieben von Michael Korda, dem Neffen eines berühmten Hollywoodregisseurs. Korda kann nicht verdächtigt werden, heimliche Sympathien für Rassisten oder Neonazi-Ikonen zu hegen, denn seine Familie, ungarische Juden, flüchtete vor Hitlers Armeen nach England, dann in die USA, wo er und seine Verwandten im Filmgeschäft und in der Kultur Karriere machten.

Korda schildert diesen Lee, ohne ihn zu glorifizieren, als einen auf stille Art mutigen und bescheidenen, noblen Menschen, den die Zeitumstände in einen Krieg hineinkatapultierten, den er selber nie gewollt hatte. Berufssoldat, Oberst, dann General, am Schluss Oberbefehlshaber der Südstaatenarmee, fand Lee die Sklaverei ein «politisches und moralisches Übel». Die Abspaltung des Südens lehnte er ab. Dennoch schlug er das Angebot von Präsident Lincoln aus, die Nordstaaten-Truppen zu befehligen. Er könne doch nicht, argumentierte Lee, gegen seine Familie und seine Heimat in den Krieg ziehen. Aus Loyalität zu seiner Herkunft stand er, sehenden Auges, auf der falschen politischen Seite. Das ist Tragik.

Lee war kein Monster, auch kein Heiliger, er war ein Mensch mit Stärken und Schwächen, ein Kind seiner Zeit, die nach anderen moralischen Vorstellungen tickte, als es sich Leute vorstellen können, die ihr Leben in den geschützten Werkstätten der Geisteswissenschaft verbringen dürfen. Nach dem Krieg wurde Lee als Inbild des christlichen Gentlemans und Symbol des Südstaaten-Widerstands zusehends verklärt. Er selber wehrte sich dagegen, doch nach seinem Tod gab es Gedenkstätten und Denkmäler vielleicht auch mit dem Ziel, die Geschlagenen mit den Siegern zu versöhnen. Eines davon wurde 1924 in Charlottesville errichtet, also dort, wo kürzlich die amerikanische Spinner-Rechte und dieser Attentäter zuschlugen, um gegen die von den örtlichen Behörden verfügte Demontage des Lee-Denkmal zu protestieren.

Diese Vorgänge werden jetzt in den Medien breit abgehandelt. Die ewigen Trump-Kritiker

finden, der Präsident hätte sich stärker von den rechten Verbrechern distanzieren sollen. Sie drehen dem Regierungschef die Worte im Mund herum, um nun endlich den unzweifelhaften Beweis anzutreten, dass es sich bei diesem Politiker um einen kriminellen Schwarzenhasser und Rechtsextremen handelt, dessen demokratische Wahl schleunigst rückgängig zu machen sei, auf juristischem Weg.

Ich fand Trumps Reaktion auf die Ausschreitungen am Wochenende angemessen. Der Präsident liess sich von seinen übel gesinnten Gegnern nicht erpressen. Anstatt sich von den rechten Spinnern zu distanzieren, mit denen er nichts zu tun hat, verurteilte er entschieden



Nobler Charakter: General Lee.

jede Form von politischer Gewalt, egal, auf welcher Seite.

Ich erzähle das nicht, um Trump zu verteidigen, sondern deshalb, um auf eine perfide Methode seiner Widersacher hinzuweisen. Es geht darum, den politischen Gegner, dessen Meinung man ja nicht teilen muss, durch Verleumdung und Verdrehung moralisch unmöglich zu machen, ihn persönlich zu diffamieren. Das beliebte Mittel auch bei uns besteht darin, den andern in die rechtsextreme Ecke zu schieben, in die Nähe von Nazis und Kriegsverbrechern, so

dass sich jede weitere Auseinandersetzung mit diesem konstruierten Schmierfinken erübrigt. Die Aufforderung an einen Politiker, sich von bestimmten Gruppen zu distanzieren, wie jetzt bei Trump, ist nichts anderes als der besonders fiese Trick, ihn erst recht in dieses Lager zu befördern. Denn wer sich von Nazis distanzieren muss, ist ja sicher selber einer. Deshalb war es richtig von Trump, nicht gleich auf dieses moralerpresserische Manöver einzusteigen.

Nun aber kommen wir zum eigentlichen Thema in der Tiefe, das im Getöse unterging: Ich rede von der krankhaften politischen Korrektheit, von diesem Geschichtsreinigungsfimmel, der hinter der Entscheidung steht, das Reiterstandbild eines vor über einem Jahrhundert verstorbenen Generals und Kriegsverlierers zu beseitigen. Bei den Befürwortern dieser Massnahme scheint der Eindruck vorzuherrschen, dass Lee als Vorkämpfer der Sklaverei, der er nie war, und als Besitzer eines über seine Ehefrau ererbten Landguts, auf dem auch Sklaven arbeiteten, der Gegenwart nicht mehr zuzumuten sei.

Die offiziellen Motive sind vorgeschoben. Hinter der aggressiven Aktion steckt der Wunsch, nicht nur alles, was den eigenen Wertvorstellungen und politischen Vorlieben widerstrebt, auszumerzen. Man dehnt den Narzissmus der persönlichen Moral auch auf die Vergangenheit aus, um die Gegenwart zu terrorisieren. Das Verfahren funktioniert nach der Logik von Bücherverbrennungen und erinnert an die russischen Kommunisten, die Politiker, die in Ungnade gefallen waren, aus Dokumenten und Bildern wegretuschierten. Die Vergangenheit soll dem Zeitgeist entsprechend umgestaltet werden.

Vermutlich verfolgen die Korrektheitsfrömmeler ein vergebliches Projekt. Nähmen sie ihre Argumente wirklich ernst, müssten sie talibanmässig das westliche Kulturerbe insgesamt zertrümmern.

Das antike Rom? Schandmahl einer dekadenten Sklaven- und Folterzivilisation. Kirchen, Kathedralen und Kreuze? Stumme Symbole der Unterdrückung Andersgläubiger und der sexuellen Ausbeutung Minderjähriger. Auch die Schweiz träfe es hart. Der bejubelte Pädagoge Pestalozzi war ein mieser Vater, der Kinderarbeit sinnvoll fand. Wilhelm Tell? Der Gebirgsmacho mit der Killer-Armbrust stand für Selbstjustiz. Huldrych Zwingli? Schlimmer religiöser Fanatiker mit fragwürdigen Gender-Theorien. Der grosse Kulturforscher Jacob Burckhardt? Die Tausendernoten mit dem Porträt dieses Antisemiten wurden zum Glück schon eingestampft.

Zivilisatorischer Fortschritt findet statt, wenn wir auf andere mehr Rücksicht nehmen. Die politisch korrekte Säuberung der Vergangenheit ist etwas anderes. Sie kommt aus einer lebensfeindlichen Ideologie, die weder Menschlichkeit noch Vielfalt duldet.

Arthrose-
Drama
mit Happy-
Hand.

Handchirurgie. Eines der Fachgebiete in Ihrer Privatklinik für Chirurgie und individuellen Service. pyramide.ch

Spitze für Sie.



Operation Dynamo: Dünkirchen, 1940. Seite 60



Einmal im Leben ein Influencer sein: Seite 70



«Ich verlangte nach einer Kopie des Testaments. Da war ich mir sicher, mein Leben wird sich ändern.»

Matthias Frehner: Seite 72

Titelgeschichte

- 16 **Perlen am See**
Gemeinderating 2017
- 19 **«Beträchtliche Abschlüge»**
Experte Donato Scognamiglio
- 22 **Mitten in der Herrlichkeit der Welt**
Hommage an Meggen von Karl Bucher
- 23 **Was machen die Rüschtliker besser?**

Kommentare & Analysen

- 5 **Editorial**
- 9 **Kommentar** Hysterische Tierschützer
- 9 **Im Auge** Roman Abramowitsch
- 10 **Personenkontrolle**
- 11 **Nachruf** Bruno Franzen
- 14 **Mörgeli** Lieber Fahrer statt Pfarrer
- 14 **Bodenmann**
Solarzellen statt Solarschirme
- 15 **Medien** Der Ritus des Distanzierens
- 15 **Die Deutschen** Mässigt euch!
- 46 **Trumps Woche** General John Kelly
- 51 **Brief aus Rio de Janeiro**

Inland

- 24 **Ignazio Cassis** Was will der Tessiner FDP-Bundesratskandidat?
- 26 **Justiz** Cassis-Schwägerin verurteilt
- 27 **Isabelle Moret** Plädoyer für die Cassis-Konkurrentin
- 28 **Bersets Kampf mit der Brechstange**
Endspurt um die Rentenreform
- 40 **Rentenreform** Die fiesen Tricks der «Altersvorsorge 2020»

Interview

- 72 **Matthias Frehner** Der Berner Museumsdirektor über die Tücken der Sammlungen Hahnloser und Gurlitt

Ausland

- 34 **Düster-Sommer** des Diesels Allianz gegen die deutsche Automobilindustrie
- 43 **Deutschland** Ominöse Hitler-Glocke
- 44 **Militärische Optionen** gegen Kim Amerikas strategische Alternativen
- 45 **Nordkorea** Kims Drohpotenzial
- 46 **Nikki Haley** Amerikas erfolgreiche Uno-Botschafterin
- 47 **Der Präsident hält Wort**
Wie Trump Amerika umbaut
- 48 **Charlottesville** Die Unruhen und das Reiterdenkmal von Robert E. Lee
- 49 **Trumps Mann in Bern** Ed McMullen, designerter US-Botschafter
- 50 **Jacinda Ardern** Chancen für Neuseelands neue Labour-Chefin
- 52 **Martin Schulz** Unterwegs mit dem SPD-Kanzlerkandidaten
- 54 **Islam** War Mohammed ein Feminist?
- 56 **Muslimische Heldinnen**
- 57 **Hatoon al-Fassi** Innensicht einer saudischen Frau

Wirtschaft & Wissenschaft

- 30 **Google** Das Management schränkt die interne Meinungsfreiheit ein
- 32 **Debatte** Elektromobilität Energieverschwendung der Extraklasse
- 33 **Batterien** Sondermüll Lithium
- 36 **Kolumbiens Hafen der Hoffnung**
Schweizer Milliardeninvestition
- 48 **Trump-Effekt?** Nie zuvor gab's in den USA so viele Jobs
- 60 **Wunder von Dünkirchen** Andrew Roberts über die historische Wende
- 61 **Hitler** Die Gründe des Panzerstopps
- 77 **Unternehmer** Carsten K. Raths Buch über die *corporate monkeys*

Kultur & Gesellschaft

- 42 **Kindheit bis zur Stirnglatze**
Katja Oskamp über das «Hotel Mama»
- 65 **Egon Ammann** Thomas Hürlimanns Nachruf auf den grossen Verleger
- 66 **Krieg der Frisuren** Stilstudie von Donald Trump und Kim Jong Un
- 67 **Robert E. Lee** Was passiert mit dem Bild in der Schweizer Botschaft?
- 68 **Karl Barth und seine zwei Frauen**
Eine Dreiecksgeschichte
- 70 **Me, my Selfie and I** Besuch auf dem grössten Schweizer Influencer-Event
- 76 **Mont Vully** Ode an den Hügel am Röstigraben

Rubriken

- 12 **Kopf der Woche**
Jörg Gasser, Staatssekretär
- 58 **Ikone der Woche** Shonda Rhimes
- 74 **Die Bibel** Du tötest nicht
- 74 **Kino**
«In Zeiten des abnehmenden Lichts»
- 75 **Knorrs Liste**
- 75 **Jazz** Roscoe Mitchell
- 78 **Thiel** Vereinbarkeit
- 78 **Namen** Schützenswerte Spezies
- 78 **Fast verliebt** Goldküstensex
- 79 **Unten durch** Kalte Hand
- 80 **Wein** Es werde Licht
- 81 **Auto** Porsche Cayenne S Diesel
- 82 **Darf man das?/Leserbriefe**

LEXUS **RX 450h** HYBRID

NEW
RX
DIAMOND

JETZT PROFITIEREN VON
CHF 15 500.-* KUNDENVORTEIL.



lexus.ch

 **LEXUS**
EXPERIENCE AMAZING

* Der Preisvorteil bezieht sich auf das Modell NEW RX 450h Diamond (3,5-Liter-Vollhybrid, E-FOUR-AWD, 5-türig) ab CHF 69 900.-, inkl. MwSt. (CHF 77 800.- abzüglich Cash Prämie CHF 7 900.- und kostenloser Ausstattung im Wert von CHF 7 600.-) Ø Verbrauch 5,5 l/100 km, Ø CO₂-Emissionen 127 g/km, CO₂-Emissionen aus der Treibstoff und/oder der Strombereitstellung: 28 g/km, Energieeffizienz-Kategorie B. Abgebildetes Fahrzeug: NEW RX 450h Diamond mit F SPORT Paket (3,5-Liter-Vollhybrid, E-FOUR-AWD, 5-türig) ab CHF 74 800.-, inkl. MwSt. (CHF 82 700.- abzüglich Cash Prämie CHF 7 900.- und kostenloser Ausstattung im Wert von CHF 7 600.-) Ø Verbrauch 5,5 l/100 km, Ø CO₂-Emissionen 127 g/km, CO₂-Emissionen aus der Treibstoff und/oder der Strombereitstellung: 28 g/km, Energieeffizienz-Kategorie C. Durchschnittswert CO₂-Emissionen aller in der Schweiz immatrikulierten Fahrzeugmodelle: 134 g/km. Limitierte Auflage. Zwischenverkauf vorbehalten.

Ihr Immobilientraum?



6 ½ Zi. Doppel-EFH
in 8127 **Forch-Küsnacht**
Ingrid Stiefel Tel. 044 316 13 83
www.ufdeforch.ch



5 ½ - 6 ½ Zi. Terrassenhäuser
in 8309 **Birchwil**
Ramona Schiesser Tel. 044 316 13 21
www.soonbylepa.ch



3 Zi. Mietwohnung
in 8708 **Männedorf**
Paul Späni Tel. 052 338 07 09
www.loft-neugut.ch



6 ½ Zi. Doppel-Reihen-Einfamilienhäuser
in 8414 **Buch am Irchel**
Rolf Flacher Tel. 052 338 07 09
www.soonbylepa.ch



5 ½ Zi. Garten-Eigentumswohnung
in 8708 **Männedorf**
Paul Späni Tel. 052 338 07 09
www.lagovista.ch



5 ½ Zi. Terrassen-Eigentumswohnungen
in 8610 **Uster**
Désirée Keller Tel. 044 316 13 15
www.art-one.ch



4 ½ und 5 ½ Zi. Wohnungen, 2 DEFH
in 8332 **Rumlikon**
Désirée Keller Tel. 044 316 13 15
www.soonbylepa.ch



6 ½ Zi. Doppel-Einfamilienhäuser
in 8306 **Brüttisellen**
Paul Späni Tel. 052 338 07 09
www.lindenbuck.ch



4 ½ und 5 ½ Zi. Terrassen-Eigentumswohnungen
in 8135 **Langnau am Albis**
Michael Knecht Tel. 044 804 34 34
www.bellesterrasses.ch



3 ½ Zi. Dach-Eigentumswohnung
in 8184 **Bachenbülach**
Paul Späni Tel. 052 338 07 09
www.ridere-bachenbuelach.ch



4 ½ Zi. Eigentumswohnung
in 8127 **Forch-Maur**
Ramona Schiesser Tel. 044 316 13 21
www.amena-forch.ch



5 ½ Zi. Einfamilienhäuser
in 8603 **Schwerzenbach**
Christina Peter Tel. 044 316 13 02
www.3cosyhomes.ch



7 ½ Zi. Atrium- und 5 ½ Zi. Reihen-EFH
in 8302 **Kloten**
Kevin Braunwalder Tel. 043 255 88 88
www.soonbylepa.ch



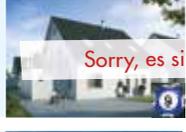
4 ½ Zi. Eigentumswohnungen
in 8143 **Stallikon**
Désirée Keller Tel. 044 316 13 15
www.zuerikon.ch



3 ½ - 5 ½ Zi. Terrassenwohnungen
in 8102 **Oberengstringen**
Ramona Schiesser Tel. 044 316 13 21
www.soonbylepa.ch



3 Zi. Mietwohnung
in 8706 **Meilen**
Ramona Schiesser Tel. 044 316 13 21
www.haltenstrasse.ch



6 ½ Zi. Einfamilienhaus
in 8102 **Zweidlen-Station**
Christina Peter Tel. 044 316 13 02
www.terraverde-zweidlen.ch



4 ½ Zi. Eigentumswohnung
in 8181 **Höri**
Ramona Schiesser Tel. 044 316 13 21
www.lilie-hoeri.ch



5 ½ Zi. Einfamilienhäuser
in 8476 **Unterstammheim**
Rolf Flacher Tel. 052 338 07 09
www.heerenweg.ch



3 ½ - 5 ½ Zi. Eigentumswohnungen
in 8493 **Saland**
Paul Späni Tel. 052 338 07 09
www.soonbylepa.ch



5 ½ Zi. Einfamilienhäuser
in 8453 **Alten b. Andelfingen**
Paul Späni Tel. 052 338 07 09
www.vecciacasa.ch



4 ½ Zi. Terrassenwohnung
in 8610 **Uster**
Désirée Keller Tel. 044 316 13 15
www.schwizerberg.ch

Haben Sie ein Grundstück auf dem Immobilienträume verwirklicht werden können?
Melden Sie sich bei unserem Chef  ulrich.koller@lerchpartner.ch oder Tel. 052 235 80 00.

Unser aktuelles Angebot:
LerchPartner.ch/angebote



MINERGIE®
Member
Zürcherstrasse 124 Postfach 322
8406 Winterthur
Telefon 052 / 235 80 00



Wir nehmen an den folgenden Immobilienmessen teil:

EIGENHEIM MESSE SCHWEIZ
Eigenheimmesse Schweiz in Zürich
7. - 10. Sept. 2017, Messe Zürich, Halle 6

SVIT
SVIT Immobilien-Messe in Zürich
16. - 18. März 2018, Lake Side Zürich

Stand Juli 2017

Hysterische Tierschützer

Von René Zeller — Im thurgauischen Hefenhofen sind Tiere vernachlässigt worden. Es handelt sich um einen Ausnahmefall. Trotzdem verlieren Tierschützer das Augenmass.



Übermotiviert: Tierschützer in Frauenfeld.

Unverständlich! Skandalös!» Mit diesen und weiteren Alarmworten reagierte der Schweizer Tierschutz (STS), als bekannt wurde, dass die in Hefenhofen beschlagnahmten Pferde versteigert werden. Der landwirtschaftliche Betrieb im lieblichen Thurgauer Fleck, auf dem ein Bauer zahlreiche Tiere mutmasslich nicht artgerecht hielt, hat sich als nationaler Schandfleck etabliert. Und jetzt das noch: 93 Pferde sollen verkauft werden. Nach irgendwo, zu irgendwem. Das ist zu viel des Guten für die organisierten Tierschützer. Sie zetern: «Wir sind traurig und zornig über das Versagen der Thurgauer Behörden, die mit der überstürzten Versteigerung zeigen, dass ihnen das Tierwohl gleichgültig ist.»

Skandalisierung

Unverständlich ist, mit Verlaub, das Gezeter der Tierschützer. Es ist gewiss so, dass die Zustände in Hefenhofen kritikwürdig sind, dass das langmütige Verhalten der zuständigen Behörden untersucht werden muss. Doch der Missstand ist erkannt, Massnahmen sind in die Wege geleitet worden. Das militärische Kompetenzzentrum Veterinärdienst und Armeetiere hat auf Antrag der Thurgauer Behörden 93 Pferde in Obhut genommen. Zwar gehört es nicht zur Kernkompetenz der Armee, vernachlässigte Tiere zu retablieren. Aber ausserordentliche Umstände erfordern situatives Handeln.

Als fast schon skandalös ist die Geringschätzung der ältesten nationalen Tierschutzorgani-

sation gegenüber den Behörden zu beurteilen. Der STS steht mit den Thurgauer Amtsstellen im offenen Disput, den Armeetierpflegern wird mit Misstrauen begegnet. Die Pferde drohten auf den Schlachtbänken zu enden, wehklagte eine Tierschützerin vor laufender Kamera, während gleichzeitig der oberste Veterinär der Armee betonte, das sei nicht das Ziel der Versteigerung.

Das aggressive Verhalten der Tierschützer hat System. Wenn sich eine Gelegenheit bietet, wird lamentiert, protestiert, skandalisiert. Mit Blick auf die Versteigerung des Hefenhofener Gestüts lässt der STS verlauten: «Die Pferde werden nun der Einfachheit halber verschachert, es wird noch Geld beim Tierverkauf herausgeschunden, und was davon übrigbleibt, wird wohl dem Tierquäler gutgeschrieben.»

Den Tierschützern, deren Vorgehen nicht selten an Fanatismus grenzt, gehört ins Stammbuch geschrieben: Hefenhofen ist aus dem Blickwinkel des Tierwohls eine Ausnahme, kein Regelfall. Und die Schweiz ist definitiv keine tierschutzfreie Zone. Die Bundesverfassung erhebt den Tierschutz zum Gebot. Tierhaltung, Tierpflege, Tierversuche, Tierhandel, Tiertransporte, das Töten von Tieren – all dies und vieles mehr wird im Tierschutzgesetz konkretisiert, in Verordnungen präzisiert, in Richtlinien reguliert.

Es besteht Grund zur Annahme, dass die Schweiz in der Disziplin Tierschutz Weltmeisterin ist. Der Tierschutzbericht 2016, publiziert vom Bundesamt für Lebensmittelsicherheit und Veterinärwesen, nährt diesen Verdacht. Dort wird explizit vor der parlamentarischen Vorstossflut zu Tierschutzthemen gewarnt: «Die Regelungsdichte der schweizerischen Tierschutzgesetzgebung stösst allmählich an ihre Grenzen.» Die eidgenössischen Veterinäre appellieren deshalb an die tierliebende Gemeinschaft, nicht auf Verbote und Gebote zu setzen. Zielführender sei es, in Kenntnis artgerechter Tierhaltung eigenverantwortlich zu handeln.

Ob die übermotivierten Tierschutzverbände die Botschaft gehört haben? Es bringt nichts, den im Sommerloch hochgekochten Einzelfall Hefenhofen als Fanal für weitere Schraubendrehungen am Tierschutzrecht zu missbrauchen. Dagegen spricht auch der Befund der Armeeveterinäre: Von den 93 Pferden, die aus Hefenhofen in militärische Obhut gelangt sind, seien vier Tiere stark abgemagert gewesen – und 89 gesund.

Traumpaar



Roman Abramowitsch, Oligarch.

Eine schlimme Woche für Roman Abramowitsch, den Neun-Milliarden-Mann. Erst die Ehe zerbrochen, die dritte; dann, statt Trost und Spass zu finden, die wurmende Niederlage seines FC Chelsea gegen die Nobodys aus Burnley. Das wird seinen Haushalt erheblich verteuern. Neue Spieler sind gefragt, und der Rosenkrieg wird den Oligarchen sehr, sehr viel Geld kosten. Er kann sich bei Dmitri Rybolowlew, dem «Kali-König», Rat holen, den ein Schweizer Gericht zu vier Milliarden Franken Abfindung an seine Jelena verurteilt hatte, ehe die beiden sich privat arrangierten.

Abramowitsch, der Rätselhafte mit der melancholischen, fatalistischen Mimik eines Clowns, der noch seltsam jungenhaft wirkt mit seinen 51 Jahren, wird hauptsächlich als Trophäensammler wahrgenommen: die längsten Jachten, die luxuriösesten Privatflugzeuge, die besten Fussballer, Autos, Villen und eine wunderbar kostbare, nun abspringende Ehefrau, Daria Schukowa, 36, ihrerseits Kunstsammlerin, Galeristin und Mäzenin und Mutter von zwei gemeinsamen Kindern. Mit vier war Abramowitsch selber bereits Vollwaise. Mit zwanzig verkaufte er Gummienten und Fussbälle, dann klaute er laut Legende einen Öl-Güterzug, das Startkapital. Mit dreissig gehörte er zur Nomenklatura um die Jelzin-Tochter Tatjana, welche die Schätze der zerfallenden Sowjetunion an ihre Günstlinge verhökerte. Fast über Nacht wurde er Eigentümer des Energieriesen Sibneft, besass 50 Prozent des Aluminiumkonzerns Rusal und 26 Prozent der Aeroflot. «Der Milliardär aus dem Nichts» (so eine Biografie) wurde der engste Berater des neuen Zaren Wladimir Putin. Im Flug lernte er auch seine zweite Frau, Irina, kennen, eine Stewardess, die er nach sechzehn Jahren und fünf Kindern für Daria verliess.

Eine eiserne russische Lady ist, was seine Fussballliebe betrifft, «sein Auge und Ohr» (*Daily Mail*): Marina Granowskaia, 42, seine Vertraute seit zwanzig Jahren, hat als CEO des FC Chelsea in fünf Jahren sechs Trainer gefeuert und eine Milliarde Pfund für Spielerkäufe verpulvert. Eigentlich ein Traumpaar. *Peter Hartmann*

Personenkontrolle

De Quattro, Burkhalter, Moret, Fiala, Hess, Bigler, Bortoluzzi, Schmid, Roth, Besir A., Amsler, Wenger, Kobluk, Biver, Pogba, Monopoly

Jacqueline de Quattro, Feministin, kämpft wie eine Löwenmutter für mindestens drei Frauen im Bundesrat. Die freisinnige Waadtländer Regierungsrätin preschte nach der Rücktrittsankündigung von **Didier Burkhalter** (FDP) mit einer Scheinkandidatur vor. Der Zeitung *Nordwestschweiz* hat sie jetzt verraten, sie habe so ihre Parteifreundin **Isabelle Moret** «den ganzen Sommer über geschützt, um sicher zu sein, dass es überhaupt ein Waadtländer Ticket gibt – und dass Isabelle alleine daraufsteht». Ebenso energisch wie die Frauen verteidigt die einstige Präsidentin der FDP-Frauensektion ihr Territorium. Die Waadt sei der drittgrösste Kanton der Schweiz, und nirgendwo anders sei die FDP stärker. Daraus folgert Jacqueline de Quattro: «Ein Bundesrat ohne Vertreter der FDP Waadt ist eine Anormalität.» Könnte es sein, dass die freisinnige Waadtländer Superpatriotin die Waadt, die FDP und sich selber ein bisschen zu wichtig nimmt? (rz)

Doris Fiala, Hobbyschauspielerin, fieberte am Montag mit einer blonden Perücke in der Hand auf dem Bundesplatz neben der Bühne ihrem grossen Auftritt entgegen. Die FDP-Nationalrätin aus Zürich hätte im grossen, vom Gewerbeverband versprochenen Schauspiel-Drama vor eindrücklicher Bundeshauskulisse spielen sollen. Das Stück richtet sich gegen die ungerechte AHV-Reform; mit von der Partie waren Laiendarsteller wie die Nationalräte **Erich Hess** (SVP), **Hans-Ulrich Bigler** (FDP) oder alt Nationalrat **Toni Bortoluzzi** (SVP). Aber statt Theater zu spielen, beantworteten Fiala und Co. auf der Bühne dann in Verkleidung ein paar Fragen zur AHV-Reform – eine Handvoll Journalisten und Touristen aus Japan schauten zu. Es war kein berausender Theaternachmittag. (hmo)

Jürg Schmid, Hansdampf in allen Gassen, bringt seine diversen Hüte durcheinander. Schmid ist bis Ende Jahr noch Direktor der subventionierten Organisation Schweiz Tourismus (ST) und bezieht dafür ein üppiges Salär. Ab dem 1. Oktober 2017 ist er zudem Präsident von «Graubünden Ferien». Eigentlich ein klarer Fall von Interessenkonflikt. Aber



Drama: Nationalrätin Fiala (2. v. l.).



«Anormalität»: FDP-Politikerin de Quattro.



Partnerschaft: Monopoly (l.), Biver.



Gerstensaft: Schwinger Wenger.

der ST-Vorstand mit Präsident **Jean-François Roth** (CVP) stellt sich blind. Dabei gibt es Klagen aus anderen Regionen – weil Schmid von Schweiz Tourismus Salär bezieht, aber vor allem für das Ferienland Graubünden trommelt. Auf dem Newsportal der *Hotel Revue* feierte er kürzlich als künftiger Chef von Graubünden Ferien das neue Restaurant-Konzept des «Valbella Inn Resort». Eilfertig twittert er auch fast nur Bündner Themen in der Gegend herum. Kein Wunder, regen sich alle über ihn auf. (hmo)

Besir A., Problemschüler aus Schaffhausen, macht wieder Schlagzeilen. Er darf eine Ehrenrunde in der dritten Sekundarklasse im Schaffhauser Bachschulhaus absolvieren. Der bald achtzehnjährige Muslim, über den die *Weltwoche* unter dem Pseudonym «Amir» berichtete («Furcht und Schrecken im Schulzimmer», «Ich schlitze sie auf»), hatte Schüler und Lehrer terrorisiert und war im Februar von der Schule dispensiert worden. Seine Eltern hatten das Gesuch gestellt, dass er die dritte Sek repetieren dürfe. Der Schulstadtrat hat dieses Gesuch abgelehnt, doch nun wird er vom Erziehungsrat unter **Christian Amsler** (FDP) zurückgepiffen. Im sogenannten Time-out und in einem privaten Lernstudio hatte Besir mehr als zwei Wochen geschwänzt. Weder dies noch sein früheres untragbares Verhalten hielten den Erziehungsrat von seinem Entscheid ab. Man wolle es dem Terrorschüler ermöglichen, vom gesamten Bildungsangebot einer dritten Sekundarschule zu profitieren, argumentiert die Behörde. Gegen Besir läuft eine Untersuchung der Jugendanwaltschaft. Neun Mitschüler hatten Strafanzeige gegen ihn erstattet. (gut)

Kilian Wenger, Schmalpurtrinker, schwört neuerdings auf Gerstensaft. Unmittelbar vor dem Unspunnenfest in Interlaken hat die örtliche Traditionsbrauerei Rugenbräu den Schwingerkönig von 2010 an Bord geholt. Wenger sei als bodenständiger Berner Oberländer der ideale Markenbotschafter für das alkoholische Sortiment, frohlockt Geschäftsführer **Remo Kobluk**. Weil der Verzehr von Gerstensaft an Schwingfesten zu den Breitensportlichen Königsdisziplinen zählt, liegt es nahe, dass auch Brauereien werbetechnisch mitmischen wollen. Suboptimal ist allerdings, dass sich der neue Rugenbräu-Vortrinker selber als untypischer Schluckspecht outet. Spitzensportler Wenger bekennt: «Während der Saison verzichte ich weitgehend auf Alkohol.» (rz)

Jean-Claude Biver, Sportsfreund, weilt eigentlich derzeit in den Sommerferien an der Côte d'Azur. Trotzdem flog der Chef der Uhrensparte des LVMH-Konzerns am Dienstag ins regnerische Manchester, um in Anwesenheit des Starfußballers **Paul Pogba** (Salär: 15 Millionen britische Pfund) ein Kunstwerk des kapitalismuskritischen Graffiti-Künstlers **Alec Monopoly** (Markenzeichen: der Monopoly-Mann) vorzustellen. Auf einer Wand des traditionellen Old-Trafford-Stadions hat der Künstler die Partnerschaft zwischen der sportlichen Schweizer Uhrenmarke Tag Heuer und dem Fussballklub Manchester United verewigt. Wenn das Kraftbündel Jean-Claude Biver ruft, dann vergessen sogar eingefleischte Kapitalismuskritiker für einen Moment die Ideologie. (fsc)

Nachruf



Raumöffnend: Unternehmer Franzen.

Bruno Franzen (1942–2017) — Ich lernte ihn kennen aufgrund einer E-Mail, die er vor rund 17,5 Jahren an einen meiner damaligen Chefs und CC an mich geschrieben hatte in der für ihn typischen, lakonischen Ausdrucksweise: «Lieber Kurt, der *Tagi* wird immer schlechter, das *Tagimagi* immer besser. Gruss Bruno.» Da ich damals Chefredaktor des gelobten Magazins war, bedankte ich mich natürlich sofort hochgeschmeichelt beim bekannten Unternehmer Franzen, dem Erfinder des papierlosen Büros, dem Opernmäzen, Verdi-Anhänger, *WoZ*-Unterstützer und sesselfüllenden Mann in Schwarz, der meistens einen Ledergürtel mit silberner Alligatorschnalle von Trudie Götz trug, wie ich durch Recherchen lernte.

Wir gingen Mittag essen auf der Terrasse eines Restaurants am Bellevue, das es

leider nicht mehr gibt. Es wurde der Beginn einer kurvenreichen Freundschaft, eine Art Wahlverwandtschaft, und bald gehörte ich zu jenen, die bei Bruno Franzen Rat und manchmal auch Trost und Aufmunterung in dunklen Stunden suchten. Franzen brachte mich mit Künstlern und Anwälten, mit erfolgreichen Unternehmern und faszinierenden Gescheiterten zusammen. Unter anderem verhalf er mir zum Kontakt zu Werner K. Rey – dessen elegante, eminent lebenswürdige und stilvolle Mutter noch lebte –, dem «Finanzjongleur» der frühen neunziger Jahre, der in mir das Bedürfnis weckte, diesem Verfemten eine ganze Ausgabe zu widmen mit dem Ziel, seiner Achterbahn-Laufbahn und dem Menschen dahinter gerecht zu werden, ohne die branchenübliche Häme, ohne Moralismus.

Bruno Franzen war, wie er mir bei langen Abendessen im genialen, aber leider ebenfalls verschwundenen China-Restaurant «Hongkong» erzählte, im Zürcher Stadtkreis vier in einfachen Verhältnissen aufgewachsen. Er war gläubiger Katholik und mit einem deutschen Theologen befreundet, der in

Monologe hielt er nicht; er bevorzugte den aufrüttelnden Spruch, die milde Ironie.

Tansania lebte, wohin auch Franzen gelegentlich reiste. Über Gott redeten wir interessanterweise nie. In den sechziger Jahren baute er mit seinem Partner Werner Frey aus dem Nichts die Firma Interhome in einem *Wönigli* in London auf. Das Unternehmen spezialisierte sich auf die Vermittlung privater Appartements und Häuser als Ferienwohnungen. Logistisch nahm Franzens Betrieb das Internet vorweg. Er hatte grossen Erfolg und kokettierte immer damit, dass er eigentlich

gar nicht wisse, warum er so erfolgreich sei. Im Betrieb lernte er seine umwerfende Frau Lory kennen, eine Schönheit und sehr klug, die ihren bewegt lebenden Gatten stets subtil und liebevoll, geradezu sarkastisch im Griff hatte. Auch die beiden Kinder sind erfolgreich, humorvoll und bodenständig im besten Sinn. Was zeichnete Bruno Franzen aus? Wie alle guten Unternehmer hatte er die Menschen gern, auch wenn er sich mit einigen leidenschaftlich stritt. Mir gefiel besonders seine provokative Art, die nicht auf Rechthaberei aus war, sondern auf das interessante Gespräch. Monologe hielt er nicht; er bevorzugte den aufrüttelnden Spruch, die raumöffnende Pointe. Er strahlte milde, abgeklärte Ironie aus. Meistens lächelte er. Aus der Ruhe geraten sah ich ihn selten. Er konnte zuhören – mit der Geduld eines Elefanten.

Einen Tag vor seinem Tod, es war ein Zufall, telefonierten wir. Ich war mit der Familie in Mailand, und wir standen vor einem Restaurant, in dem ich zum ersten und bis dahin einzigen Mal mit Bruno Franzen gegessen hatte. Das musste telefonisch gemeldet und gefeiert werden. Wir verabredeten uns auf einen Abend im August. Tags darauf höre ich von einem Freund, dass Bruno Franzen am Morgen gestorben sei, völlig überraschend, auch wenn er in den letzten Jahren wegen Stürzen mühselige Knochenbrüche auskurieren musste. Wie ich hörte, ging er friedlich im Schlaf, ein viel zu früher Tod, so abrupt, es hätte noch viel zu besprechen gegeben. Bruno Franzen hinterlässt eine schöne Familie und viele traurige Freunde, denen er zum väterlichen Vertrauten, einigen wohl auch zu einer Art Ersatzvater geworden war.

Roger Köppel

35 JAHRE SPICK

Das ideale Geschenk zum Schulstart

JETZT PROFITIEREN

KNIE JETZT SPICK-ABO ABSCHLIESSEN & GRATIS IN DEN ZIRKUS GEHEN!

www.spick.ch

EMPFOHLEN VON DER Stiftung Lesen

Musterkarriere eines Musterschülers

Von Christoph Mörgeli — Staatssekretär Jörg Gasser treibt den automatischen Informationsaustausch über Finanzkonten mit hohem Tempo voran. Selbst mit rechtsstaatlich fragwürdigen Ländern. Wer ist der oberste Beamte in Ueli Maurers Finanzdepartement?



Wie ein Fisch im Wasser: Jörg Gasser, Staatssekretär für internationale Finanzfragen.

Die eidgenössischen Parlamentarier der SVP können sich nicht genug wundern. Ihr Bundesrat Ueli Maurer führt die Politik seiner ungeliebten Vorgängerin Eveline Widmer-Schlumpf einigermaßen bruchlos weiter. Diese Woche entschied die nationalrätliche Wirtschaftskommission, den automatischen Informationsaustausch mit 41 weiteren Staaten einzuführen. Dies soll geschehen, noch bevor Erfahrungen bei der Umsetzung des Informationsaustauschs mit den ersten 38 Staaten gesammelt werden können.

Dass sich unter den neu anvisierten Ländern auch rechtsstaatlich höchst problematische befinden, treibt die Volkspartei auf die Palme. Sie forderte darum noch vor dem Entscheid der zuständigen Kommissionen einen Marschhalt. Es gehe nicht an, beispielsweise China, Russland, Argentinien, Brasilien, Saudi-Arabien oder den Vereinigten Arabischen Emiraten

Steuerdaten zu übermitteln. Denn umgekehrt seien von solchen Ländern weder gleichwertige Daten zu erwarten, noch erfüllten sie – auch nach internationalen Massstäben – die Minimalstandards an Rechtsstaatlichkeit und Demokratie. In Brasilien beispielsweise mussten drei der vier letzten Staatspräsidenten wegen Korruption zurücktreten; gegen den gegenwärtig amtierenden wird ermittelt.

Verantwortlich für ein Reformdesaster

SVP-Exponent Thomas Matter befürchtet das Schlimmste und fährt grobes Geschütz auf: «Bundesrat und Parlament übernehmen die volle Verantwortung für allfällige mit dem Datenaustausch zusammenhängende Repressionen wie Enteignung, Erpressung, Entführung oder Tötung von Auslandschweizern oder ausländischen Konteninhabern in der Schweiz.» Matter geißelt die absurde Vorstellung, dass

Wladimir Putin von seinem Chefsteuerbeamten sämtliche Schweizer Finanzdaten sämtlicher Russen anfordere, worauf dieser Beamte entgegen dürfe: «Herr Präsident, diese Daten sind gemäss Spezialitätenprinzip auf Steuerfragen beschränkt, ich muss mich leider weigern.» Dieser Staatsdiener stehe vor der Alternative, die Daten rechtswidrig an Putin auszuhändigen oder subito seinen Sessel zu räumen. Auch in Saudi-Arabien oder anderswo machten die Potentaten mit gesetzestreuen Steuerbeamten zweifellos kurzen Prozess.

Obwohl auch Rechtsprofessoren, ja sogar der eidgenössische Datenschützer, Bedenken anmelden, unterstützen alle übrigen Parteien den Fahrplan des Finanzdepartements. Verletzung von Verfassung und Menschenrechten ist diesmal für Linke und Mitte kein Thema. Schon bald dürften Milliarden von Daten unbescholtener Bürgerinnen und Bürger, spe-

ziell auch von Auslandschweizern, in alle Welt verschickt werden. Der Entscheid fällt ohne Referendumsmöglichkeit, nur per einfachen Bundesbeschluss. Und ohne dass die USA als wichtigster Finanzplatz auch nur daran denken würden, Gegenrecht zu halten.

Der neuste Beschluss der Nationalratskommission ist vor allem ein Sieg für Jörg Gasser, Staatssekretär für internationale Finanzfragen. Der CVP-nahe Obwaldner hat seit 2008 eine höchst eindrucksvolle Laufbahn in der Bundesverwaltung hingelegt. Vorerst Referent im Justiz- und Polizeidepartement von Eveline Widmer-Schlumpf, gewann er rasch das Vertrauen der chronisch misstrauischen Chefin. Die BDP-Bundesrätin ordnete Gasser als interimistischen Direktor ins Bundesamt für Migration ab. Dass seine dortige Reorganisation – allerdings vorgegeben durch Widmer-Schlumpf – zu einem einzigen Desaster führte, sorgte für keinen Karriereknick.

Ziel der Reform war eigentlich eine Beschleunigung der Behandlung von Asylgesuchen. Doch sie führte im konkreten Ergebnis zu einem Rückgang der Produktivität um 25 Prozent. «Zu viel hat nicht funktioniert», kritisierte der externe Gutachter und erklärte Gassers Reform für «teilweise gescheitert». Der damalige FDP-Präsident Philipp Müller meinte über Widmer-Schlumpf: «Sie hat ein funktionierendes Amt kaputtgemacht.» Auch SP-Nationalrat Andy Tschümperlin kritisierte die zahlreichen kopflosen Entlassungen. Es war an der neuen Justizministerin Simonetta Sommaruga, die verheerenden Änderungen zum grossen Teil wieder rückgängig zu machen. Der interimistische Migrationschef Jörg Gasser, kurz darauf EJPD-Generalsekretär, konnte sich im Hintergrund halten und als rechte Hand von Widmer-Schlumpf ins Finanzressort wechseln.

Der Gärtner war auch ein Bock

Bei einer Administrativuntersuchung zur Insieme-Affäre präsentierte sich der Generalsekretär des Eidgenössischen Finanzdepartements als dynamisch-entschlossener Aufräumer im Dienste seiner Chefin Widmer-Schlumpf. Der IT-Flop, welcher die Steuerzahler gegen 150 Millionen Franken gekostet hat, wurde Urs Ursprung (SVP) angehängt, worauf er seinen Posten als Direktor der Steuerverwaltung unverzüglich räumen musste. Das seit 2008 aufgegleiste Informatikprojekt hätte verschiedene Systeme zur Steuererfassung vereinheitlichen sollen. Die Vorwürfe von Jörg Gasser gingen dahin, dass es bei den Auftragsvergaben zu Unregelmässigkeiten gekommen sei. Über die Aufsichtsprobleme in Widmer-Schlumpfs Amtszeit ging er erstaunlich locker hinweg. Extrem schwerwiegend kann das Verfehlen Ursprungs nicht gewesen sein, sonst hätte man ihm kaum eine andere Funktion im Finanzdepartement angeboten.

Der *Tages-Anzeiger* und die *Weltwoche* machten 2012 publik, dass Gasser in eigener Sache weit weniger kritisch agierte. Er und letztlich seine Vorgesetzte Eveline Widmer-Schlumpf versorgten bei ihrer Reorganisation des Migrationsamtes die Beratungsfirma Rexult dank «politischem Rückenwind» mit Millionenaufträgen. Diese waren teilweise widerrechtlich vergeben worden, indem Aufträge rückwirkend unterschrieben und in Teilmandate zerstückelt wurden. Genau dies hat Gasser später der Steuerverwaltung vorgeworfen. In der Bundesverwaltung wurde denn auch die Frage laut, wie unabhängig Saubermann Gasser war, der seine Aufträge ebenfalls gestückelt und aufgeteilt vergeben hatte – also genau zu demselben «korruptionsanfälligen Klima» beigetragen hatte, das er so vehement zu bekämpfen vorgab. Als höchst ungewöhnlich empfanden Insider auch, dass Widmer-Schlumpf bei ihrer Administrativuntersuchung auf ihren ökonomisch ausgebildeten Intimus zurückgriff. Üblich sei es, einen ausgewiesenen externen Juristen mit solch delikativen Aufgaben zu betrauen.

Als Generalsekretär von Eveline Widmer-Schlumpf zwischen 2009 und 2015 war Jörg Gasser mitverantwortlich für den drastischen Umbau des schweizerischen Finanzplatzes («Weissgeldstrategie»). In vorausseilendem Ge-

Meldungen, der Finanzplatz habe den Übergang zum Persil-Weiss überstanden, sind voreilig.

horsam und mit dem Eifer des Musterschülers wurden unzählige Standards und Regulierungen von OECD, EU und G-20 übernommen. Die früher international bewunderte Rechtssicherheit der Schweiz gilt mittlerweile als angeschlagen. Das Bankkundengeheimnis wurde unter Generalsekretär Gasser gegenüber dem Ausland vollständig preisgegeben, ebenso die Unterscheidung von Steuerhinterziehung und Steuerbetrug bei Ausländern. Dafür sind mittlerweile Gruppenanfragen zugelassen, und die schwere Steuerhinterziehung als Vortat zur Geldwäscherei sowie zahlreiche Amtshilfe-erleichterungen wurden fast klaglos akzeptiert. Immerhin stoppte das Parlament die Kapitulationsurkunde der «Lex USA». Laut Insidern verliess Staatssekretär Michael Ambühl seinen Posten auch aus Verärgerung über das Duo Widmer-Schlumpf/Gasser.

Der automatische Informationsaustausch mit fast achtzig Ländern wird in nächster Zeit Tatsache. Es steht auch auf Gassers Traktandenliste, Amtshilfe und Auskünfte sogar dann zu erteilen, wenn die Informationen auf gestohlenen Daten beruhen. Dies alles bleibt nicht ohne Auswirkungen: Jubelmeldungen, der hiesige Finanzplatz habe den Übergang zum Persil-Weiss unbeschadet überstanden, sind voreilig. Zwar haben die Schweizer Banken bisher Mit-

arbeitende nicht im grossen Stil entlassen, zuzätzliche aber vornehmlich an Auslandstandorten angestellt. Gab es vor der Finanzkrise noch 330 Banken in der Schweiz, waren es Ende 2016 nur noch 261. Vor allem aber hat die Bedeutung unserer Finanzplätze stark gelitten. Figurierte Zürich 2007 noch auf dem fünften Rang des Global Financial Centres Index, ist die Stadt 2017 auf den elften Platz zurückgefallen; Genf hat seither sogar zehn Ränge verloren und belegt gerade noch Platz zwanzig.

Maurer im Kielwasser

Die Öffentlichkeit reagierte erstaunt, als Bundesrat Ueli Maurer 2016 bei Übernahme des Finanzressorts von Eveline Widmer-Schlumpf Generalsekretär Jörg Gasser nicht nur übernahm, sondern ihn auch noch zum Staatssekretär für internationale Finanzfragen befördern liess. In der Berufsdiplomatie war die Irritation beträchtlich, dass ein Nichtdiplomat als Nachfolger von Jacques de Watteville in diese höchstdotierte Verwaltungsposition aufrückte. Nach dem Studium der Volkswirtschaft an der Universität Zürich hatte Gasser über zehn Jahre lang für das IKRK gearbeitet, und zwar in Pakistan, im Irak und in Genf. Für den Bundesdienst bewarb er sich zeitgleich mit der Einschulung seiner Tochter, hatte er doch auf dann seiner Frau ein örtlich konstanteres Familienleben versprochen.

Jörg Gasser gilt als erfahrener, smarterer Verhandlungsführer, der sich in den internationalen Gremien sicher wie ein Fisch im Wasser bewegt. Ueli Maurer äusserte sich denn auch wiederholt lobend über die organisatorischen Qualitäten seines Chefunterhändlers. Treibt den früheren Klosterschüler und Rotkreuzmitarbeiter eine Mission? Sicher ist so viel: Im harten Wettbewerb verbergen die konkurrierenden Finanzplätze ihre egoistischen Absichten gerne hinter schön tönenden Floskeln von «internationalen Standards». Doch spätestens die weltweite Ablehnung der von der Schweiz angebotenen Abgeltungssteuer belegte eindrücklich, dass es den andern Staaten gar nicht in erster Linie um entgangene Steuererträge geht.

Vielmehr verfolgen speziell die EU-Staaten das Ziel von gläsernen Bürgerinnen und Bürgern, denen sie am liebsten gleich auch noch jedes Bargeld entziehen würden. Dass der eher fiskalistisch-etatistisch und internationalistisch argumentierende Staatssekretär Gasser darin keine Gefahr für die individuelle Freiheit zu erkennen vermag, ist nach seinem Werdegang erklärbar. Dass aber auch Finanzminister Ueli Maurer beim Informationsaustausch achselzuckend im Kielwasser seines Chefbeamten segelt, irritiert seine Parteifreunde. Dem globalen Trend könne man sich nicht ungestraft entgegenstellen, betont er. Er tut es immerhin, ohne wie seine Vorgängerin ständig mit dem Phantom von gar nicht existierenden schwarzen und grauen Listen zu drohen. ○

Lieber Fahrer statt Pfarrer

Von Christoph Mörgeli

Angela Merkel ist bereits am Ziel. Dabei hat das Rennen noch gar nicht richtig begonnen. Die alte Bundeskanzlerin wird die neue Bundeskanzlerin. Es sei denn, sie heisse demnächst nochmals eine Million «Flüchtlinge» willkommen. Oder sie ziehe mit Donald Trump in den Krieg gegen Kim Jong Un. Oder sie bekenne sich als Fan der Südkurve des FC Bayern München («Euer Hass ist unser Stolz»).

Dabei handelt es sich bei Angela Merkel um ein gespenstisches Phantom. Über ihre ersten 35 Lebensjahre weiss man kaum etwas. Nur so viel ist bekannt: Sie war in ihrem früheren Leben nicht unpolitisch, sondern stark vom Vater beeinflusst – einem Pfarrer und kommunistischen Überzeugungstäter. Seit der Schulzeit war klein Angela in die politischen Organisationen der Sozialistischen Einheitspartei Deutschlands eingebunden. Sie diente der Diktatur nicht als Mitläuferin. Sondern als Funktionärin in der unfreien «Freien Deutschen Jugend» und in der Betriebsgewerkschaft. Ihre politischen Hauptförderer waren Stasi-Mitarbeiter. Bis zuletzt glaubte sie an den «demokratischen Sozialismus» in einer eigenständigen DDR. Erst nach dem Mauerfall und dem Okay des Kremls entdeckte Angela Merkel gleichsam über Nacht die deutsche Einheit und die Marktwirtschaft.

Merkels Jugend ist aufs Engste verbunden mit einer sozialistischen Staatskirche. Später erst hat sie an der Mär einer aufrecht-oppositionellen Pfarrfamilie inmitten eines Meers von Unglauben gestrickt. Tatsächlich arbeitete ihr Vater («der rote Pastor») jedoch eng mit dem Regime zusammen. Dennoch hat Tochter Angela – befragt nach dem Beruf des Vaters – jeweils gemurmelt: «Fahrer.» Kam man ihr nicht auf die Schliche, war sie fein raus. Hielt man ihr später vor, ihr Erzeuger sei doch Pfarrer, nicht Fahrer, konnte sie sich herausreden, sie sei falsch verstanden worden.

Der Holzweg der evangelischen DDR-Staatskirche wäre eigentlich Fingerzeig für die meist sozialistisch politisierenden evangelischen Kanzelredner der Schweiz. Die Schäfchen wandten sich in Ostdeutschland noch dramatischer ab, als sie es bei uns tun. 33 Stadtzürcher Kirchgemeinden werden zum einzigen «Reformierten Stadtverband». Unter Leitung des Mannes von alt Stadträtin Esther Maurer (SP). Tröstlich und aufrichtig bleibt da allein Gottes Lachen. Laut vernehmlich selbst im Leichenzug der Kirche.

Der Autor ist Historiker und ehemaliger SVP-Nationalrat.

Solarzellen statt Solarschirme

Von Peter Bodenmann — Der Zürcher Stadtrat bekommt den Sonnenschutz nicht in den Griff.



Rot-grüne Lebensqualität: Stadtrat Filippo Leutenegger auf dem Zürcher Sechseläutenplatz.

Die ETH ist der Stolz der Schweiz. Zu Recht. Denn auf vielen Gebieten sind die vorab ausländischen Professoren Weltspitze. Weil viele der besten Köpfe der Welt den Weg nach Zürich suchen und finden. Nicht zuletzt wegen der einmalig guten, rot-grünen Lebensqualität. Auch wenn es für einmal mit den Sonnenschirmen auf dem Zürcher Sechseläutenplatz nicht ganz geklappt hat: Die Schirme hielten dem Wind nicht stand.

Für Christian Kames, Chef von JP Morgan Deutschland, ist klar: «Im Automobilbereich wird für Unternehmen, die stark von Verbrennungsmotoren abhängen, etwa das Sechsfache des operativen Gewinns vor Abschreibungen bezahlt. Bei sehr interessanten Firmen mit Entwicklungspotenzial hin zu neuen Technologien wird das Zehnfache und mehr abgerufen.»

Tesla ist fast so viel wert wie General Motors; Uber so viel wie Volkswagen. Das Kapital antizipiert die beiden anstehenden Revolutionen: die Elektromobilität und die sich selbst steuernden Fahrzeuge. An der ETH träumen einige trotzdem noch immer von einer automobilen Zukunft mit kleinen *Gasmotörli*.

Das Wallis produziert aus Wasserkraft zehn Milliarden Kilowattstunden Strom. Mein Heimatkanton kann die Stromproduktion mit alpinen bifacialen Solarzellen locker umweltfreundlich verdoppeln. Wenn alle Autos der Schweiz mit Strom angetrieben werden, brau-

chen diese pro Jahr zusammen nur so viel Strom, wie das Wallis mit solaren Freilandanlagen zusätzlich produzieren kann.

Bifaciale Solarzellen produzieren an guten Lagen in 2000 Meter Höhe – dank der Reflexion des Schnees – pro Kilowatt Leistung pro Jahr mehr als 1500 Kilowattstunden Strom. Davon die Hälfte im Winter. Und dies neu – den Rotchinesen sei Dank – erst noch zu Spottpreisen. Auf dem Hintergrund dieser Perspektive hat das grün regierte Baden-Württemberg mit Winsun das innovativste Solarunternehmen des Wallis zu 51 Prozent gekauft. Für einmal war die BKW zu wenig schnell.

Die ETH-Professoren mit ihrem *Gasmotörli*-Wahn erinnern an Adolf Ogi. Im Rückblick auf sein Leben hielt er jüngst fest: «Blocher war der Lokomotivführer, ich erster Heizer.» 1913 wurde die Lötschbergstrecke samt dem Bahnhofbuffet Kandersteg eröffnet. Seit 104 Jahren verbindet die BLS elektrisch Bern mit Brig. Nie fuhr seit 1913 ein Heizer auf einer Elektrolok an Kandersteg vorbei.

Adolf Ogi war für den EU-Beitritt. Blocher bekämpfte den Beitritt, der früher oder später trotzdem kommen wird. Vom Heizer auf der SVP-Lok keine Spur. Blocher säuberte die Partei von allen real agierenden Ogis. Die Restbestände sind in die BDP geflüchtet.

Der Autor ist Hotelier in Brig und ehemaliger Präsident der SP Schweiz.

Der Ritus des Distanzierens

Von Kurt W. Zimmermann — Wie macht man Journalisten glücklich? Man distanziert sich von irgendetwas Bösem.

Das beste Beispiel aus diesem Jahr stammt vom *Spiegel*. Weil es so ulkig ist, erzähle ich es nochmals.

Johannes Saltzwedel, seit 26 Jahren *Spiegel*-Redaktor, war Jurymitglied für die «Sachbücher des Monats». Er empfahl das Buch «Finis Germania», das die ewige Schuld Deutschlands relativiert und darum als rechtsstehend gilt. In der Folge kam das Buch auf Platz sechs der *Spiegel*-Bestsellerliste.

Grosse Medienaufregung. Die *Spiegel*-Chefredaktion distanzierte sich nun von ihrem bösen Autor, distanzierte sich auch von ihrer eigenen bösen Bestsellerliste und entfernte das böse Buch daraus.

Die Posse aus dem Lande der Bücherverbrennungen ist gut geeignet, einen hübschen Mechanismus der Medien aufzuzeigen. Es geht um das Ritual des Distanzierens.

Es ist ein vierstufiger Mechanismus, der oft zwischen Medien und Politikern spielt. Erst wirft ein Journalist einem Politiker eine Anrüchigkeit vor. Dann nehmen die andern Medien die Kritik auf und fordern eine Distanzierung von der Anrüchigkeit. Der Politiker tut, wie ihm geheissen, und distanziert sich. Nun loben die Journalisten den zuvor attackierten Politiker über den grünen Klee. «Hurra, wir haben einen Sünder bekehrt.»

Die oft absurden Beispiele des Rituals können wir fast täglich geniessen. Bundesratskandidatin Isabelle Moret distanziert sich vom Arbeitskreis Sicherheit und Wehrtechnik, nachdem Journalisten ihre Nähe zur Rüstungslobby tadelten. Die SVP distanziert sich von ihrem Parteimitglied, das im Oberwallis die Wahl zu fälschen versuchte. Das Finanzhaus Julius Bär distanziert sich von seinem Kunden Fifa und dessen Korruptions-skandal. Der Bund Evangelischer Schweizer Jungscharen distanziert sich von der eigenen Website, weil sie Homosexualität als nicht bibelkonform darstellte.

Damit sind auch die beliebtesten Themen für mediale Distanzierung genannt. Es sind Rassismus, Antisemitismus, Interessenbindungen, Homophobie, Gewalt, interne Skandale und Rechtspopulismus.

Besonders gut im Distanzieren sind bürgerliche Politiker und Parteien, moralisch befrachtete Organisationen wie Hilfswerke, Kirchen und Ämter, exponierte Branchen wie der Detailhandel und das Bankenwesen sowie alle Institutionen mit ethischem Überlegenheitsanspruch.

Schlecht im Distanzieren hingegen ist die extreme Linke. Zu den Krawallen in der Ber-



Grosse Aufregung: *Spiegel*-Chef Brinkbäumer.

ner Reitschule sagte etwa Juso-Stadtrat Fuat Köçer: «Ich distanzieren mich nicht.» Zu den Gewaltausbrüchen in Hamburg sagte der linke Zürcher Anwalt Bernard Rambert: «Ich bin kein Fan dieser Krawalle, distanzieren mich aber auch nicht von ihnen.»

Wacker als unbelehrbare Distanzierungsverweigerer schlagen sich auch die Islamisten. Nicolas Blancho, der Schweizer Präsident des Islamischen Zentralrats, weigert sich seit Jahren, sich von Steinigungen zu distanzieren.

Das Distanzierungsritual ist natürlich reine Symbolpolitik. Darum ist es meist auch billig zu haben.

Zuletzt sahen wir das bei Donald Trump. Er verurteilte die Gewalt in Charlottesville, aber er tat es für den Geschmack der Journalisten nicht dramatisch genug. Die Medien machten aus der Verweigerung des verbalen Ritus also einen üblen Skandal. Trump tat ihnen nun den Gefallen und distanzierte sich dezidiert. «Rassismus ist böse», sagte er.

«Trump zeigte Anzeichen eines besänftigenden und konventionellen Präsidenten», hielt die *New York Times* befriedigt fest.

Ändert sich dadurch etwas an Trumps Politik? Änderte sich etwas für die Medien? Nein. Beide Seiten zelebrieren nur die Zeremonie der Worthülsen.

Mässigt euch!

Von Henryk M. Broder — Merkel, die Meisterin der Äquidistanz.

Erst hat das «Weltjudentum» dem Deutschen Reich den Krieg erklärt, später haben die Polen den Sender Gleiwitz überfallen, und so kam es dann zum Zweiten Weltkrieg. Deutschland wurde provoziert und musste sich verteidigen.



Das ist nicht der Plot einer Komödie von Mel Brooks, das war eine bis in die achtziger Jahre weitverbreitete Ansicht – nicht nur unter den Wählern der NPD und den Lesern der *National-Zeitung*. Sie hat sich auch nicht in Luft aufgelöst, sie wurde nur von Ereignissen wie dem Fall der Mauer in den Hintergrund gedrängt. Aber das Muster ist geblieben. Die Täter können nichts dafür. Schuld sind die Opfer.

«Wer Wind sät, wird Sturm ernten» war eine der Parolen der «Friedensbewegung» nach 9/11, deren Anhänger Angst vor einer «Eskalation» hatten. Dass die Anschläge der Terroristen eine Reaktion auf das imperialistische Regime der USA waren, konnte man auch in seriösen Zeitungen wie der *FAZ* lesen und in anspruchsvollen Fernsehmagazinen wie der «Kulturzeit» hören. Heute muss eine progressive Theologin wie Margot Kässmann nicht fürchten, sich lächerlich zu machen, wenn sie erklärt, auch die Terroristen seien ein «Ebenbild Gottes» und es wäre besser, mit den Taliban zu beten, als sie zu bomben. Die Nächstenliebe der guten Deutschen kennt keine Grenzen.

Es sei denn, es geht um die USA. Die sind immer der Aggressor, egal ob sie von Terroristen heimgesucht oder von einem todessüchtigen Irren mit Langstreckenraketen bedroht werden. Der deutsche Antiamerikanismus, der während der acht Obama-Jahre eine Pause eingelegt hatte, ist wieder da. Trump «zündelt», Trump «droht», Trump «proviziert», Trump «giesst Öl ins Feuer», Trump «spielt mit dem Feuer». Warum macht er das? Die ZDF-Frau in Washington weiss es. Trumps Regierung, sagt sie, «sendet täglich widersprechende Botschaften», klar sei nur eines: «Trump's martialische Worte kommen an bei seiner Basis, in einer Zeit, da er innenpolitisch keine Erfolge vorzuweisen hat.»

Was für ein Glück, dass die deutsche Kanzlerin, eine Meisterin der Äquidistanz, kühlen Kopf behält und ohne Rücksicht auf ihre Basis «beide Seiten zur Mässigung» aufruft. Mal schauen, was sie sagen wird, wenn ein Geschenk von Kim Jong Un neben ihrem Wochenendhaus in der Uckermark einschlägt.



Umfangreichster Leistungscheck: Sieger-Gemeinde Rüslikon.

Die besten Gemeinden 2017

Perlen am See

Von Carmen Schirm-Gasser — Rüslikon kommt im neuesten Gemeinderating erneut auf den ersten Platz, aber die Innerschweiz holt auf: Meggen und Zug liegen knapp dahinter. Trotz allen Erfolgen zeigt sich, dass die Gemeinden an Autonomie verlieren.

Wer Hektik und Stauverkehr der Stadt hinter sich lassen will, muss nicht weit suchen. Fünfzehn Bahnminuten von Zürich entfernt, adrett und herausgeputzt, am linken Ufer des Zürichsees, liegt Rüslikon, da findet man eine kleine Idylle vor. Das Klima ist sanft, Boote schaukeln gemächlich dem Seeufer entlang, die nahegelegenen Berge des Kantons Glarus scheinen zum Greifen nah. Hier ist die Gemeinde noch für die Bürger da. Jede Familie erhält garantiert einen Betreuungsplatz für ihren Sprössling, wenn er in den Kindergarten oder in die Schule geht, von sieben Uhr früh bis halb sieben Uhr abends, selbst in den Ferien. Einkaufs- und Freizeitmöglichkeiten sowie Kulturangebote, alles ist vorhanden. Nur Wohnraum ist knapp, zumal immer mehr Familien in den Ort ziehen. «Seit einem Jahr zählen wir in Rüslikon erstmals mehr kleine Kinder bis zu vier Jahren als Perso-



nen, die 60- bis 64-jährig sind», sagt Gemeindepräsident Bernhard Elsener. Und er ist stolz auf diese Entwicklung, denn viele Gemeinden haben mittlerweile eine Bevölkerung, die überaltert ist.

Steigende Preise im Tessin

Rüslikon hat es geschafft, den 2016 erkämpften ersten Platz im Gemeinderating der *Weltwoche* zu verteidigen. Zumikon, die Nummer 2 vom Vorjahr, ist auf Platz 6 zurückgefallen, Zollikon (von 3 auf 4) musste das Podest ebenfalls verlassen. Und wer sind die Gewinner? Die Zentralschweiz meldet sich. Meggen am Vierwaldstättersee, nahe bei Luzern, ist von Platz 11 auf Platz 2 vorgerückt und bedrängt nun Rüslikon, wenn es um die Fragen geht: Wo lebt es sich am besten? Wo wächst die Schweiz am dynamischsten, aber doch ausgewogen? Wo sind die Jobperspektiven gut, wo die Ar-

beitswege kurz, wo kann man sich sicher fühlen? Und als Nummer 3 betritt die Stadt Zug das Podest, auch eine Seegemeinde.

Das Gemeinderating der *Weltwoche*, das seit 2009 jährlich durchgeführt wird, ist der umfangreichste Leistungscheck für alle Kommunen der Schweiz. Untersucht werden alle Ortschaften mit mehr als 2000 Einwohnern, dieses Jahr 924 an der Zahl. Erstellt wurde die Studie wiederum von dem auf Immobilien ausgerichteten Beratungsunternehmen IAZI in Zürich, das von jeder Gemeinde die relevanten Daten erhob und anhand von fünfzig Faktoren bewertet hat, die dann der Übersichtlichkeit halber in sieben Kategorien gegliedert wurden. Diese sieben Gesichtspunkte, die für die Wahl eines Wohnorts wichtig sind, finden sich für die hundert bestrangierten Gemeinden hier in der grossen Tabelle.

Der zentrale Befund lautet: Den Sieg erringt man nicht mit einzelnen Höchstleistungen,

nein, punkten können primär Gemeinden mit einem überdurchschnittlich guten Gesamtangebot. Auffallend ist dieses Jahr: Die Preise für Immobilien sind praktisch überall stärker gestiegen, als viele Auguren das prognostiziert hatten, ganz besonders im Kanton Tessin. In Lugano zogen die Preise für Wohneigentum innerhalb von drei Jahren um satte 53 Prozent an. Damit ist die Stadt unangefochten die Nummer eins der Boom-Städte. Die Immobilienpreise sind für das Gemeinderating von grosser Bedeutung, denn dieses Kriterium

Gute Gemeindepolitik schlägt sich in den Bodenpreisen nieder – und natürlich auch umgekehrt.

wiegt gleich schwer wie alle anderen Eigenschaften zusammen (siehe Kasten auf Seite 21). Dahinter steht der Gedanke: Wenn eine Gemeinde eine gute Politik betreibt, dann schlägt sich das vor allem in den Bodenpreisen nieder – und natürlich auch umgekehrt.

Wie schon erwähnt: Den zweiten Platz im Rating sicherte sich Meggen, das, wenige Minuten von der Stadt Luzern entfernt, an südlicher Hanglänge zwischen voralpiner Hügellandschaft und Vierwaldstättersee eingebettet ist. Es ist eine Gemeinde mit 7000 Einwohnern, die ihren dörflichen Charakter und das Vereinsleben intakt gehalten hat. Auf der Strasse grüsst man einander, man sieht satte Grünflächen und blauen See, so weit das Auge reicht. «Ein grünes Ortsbild ist uns wichtig», sagt Gemeindepräsident Urs Brücker. «Wir haben schützenswerte Zonen geschaffen, die einen grossen Erholungsraum bieten.» Andere Seegemeinden hätten das verpasst, da sehe man am Horizont eher Beton denn Spaziergänger.

Geisterstadt?

Es gibt allerdings Probleme, die weniger gut zu meistern sind und praktisch alle Gemeinden betreffen. So ist eine der grössten Herausforderungen zurzeit die Sicherung der Nahversorgung. «Ausgestorbene Gassen und leere Läden, das will niemand», sagt Bruno Hofer, der sich als Berater seit zehn Jahren mit dem Kommunalmanagement beschäftigt. «Aber es gibt eben vielerorts einen negativen Trend in diese Richtung, den muss man stoppen, und einige Gemeinden und Städte bemühen sich nun, die Attraktivität im Zentrum der Dörfer zu erhöhen», meint er. Das Gemeinderanking der *Weltwoche* bietet seiner Ansicht nach Anhaltspunkte, wo man mit Verbesserungen ansetzen kann.

Auch Reto Lindegger, Direktor des Schweizerischen Gemeindeverbands, sorgt sich um das lokale Leben: «In Zeiten, in denen immer mehr Menschen online einkaufen und nicht mehr im Restaurant im Dorf essen, müssen sich die Gemeinden Gedanken über die Zukunft der Geschäfte im Ort machen. Man muss soziale Treff-

Die 100 attraktivsten Gemeinden der Schweiz

Rang 2017	Rang 2016	Kanton	Gemeinde	Rang Wohnen	Rang Arbeitsmarkt	Rang Bevölkerungsstruktur	Rang Steuern	Rang Erreichbarkeit	Rang Versorgung	Rang Sicherheit
1	1	ZH	Rüschlikon	64	190	29	20	32	96	408
2	11	LU	Meggen	33	3	169	33	476	53	99
3	8	ZG	Zug	4	21	130	2	74	101	879
4	3	ZH	Zollikon	435	15	62	36	43	282	515
5	4	ZH	Kilchberg	176	440	32	20	13	235	502
6	2	ZH	Zumikon	492	208	74	40	84	106	421
7	32	ZH	Thalwil	101	324	294	35	125	157	355
8	10	ZH	Meilen	458	132	40	26	341	172	269
9	9	GE	Chêne-Bougeries	103	363	39	207	19	54	801
10	17	VD	Lutry	121	40	86	579	47	42	376
11	19	ZH	Küsnacht	477	60	109	19	64	477	477
12	6	TI	Comano	73	27	23	148	242	218	20
13	54	ZG	Cham	2	35	121	7	395	153	647
14	26	SZ	Lachen	118	17	159	16	77	62	606
15	12	ZH	Herrliberg	312	49	63	23	292	823	157
16	29	ZG	Baar	52	34	115	1	175	563	502
17	15	SZ	Freienbach	168	25	294	12	214	147	650
18	16	SZ	Wollerau	238	32	285	6	383	466	303
19	52	ZH	Horgen	146	228	149	47	278	311	421
20	18	GE	Cologny	59	397	7	179	103	311	798
21	22	ZH	Uetikon am See	391	212	147	47	422	83	168
22	35	ZH	Zürich	40	163	472	163	1	65	912
23	36	SZ	Feusisberg	180	5	110	9	316	517	300
24	24	ZH	Uitikon	162	368	24	26	15	625	529
25	25	ZG	Unterägeri	49	160	93	14	550	70	500
26	14	ZH	Erlenbach	351	168	33	26	139	837	322
27	13	ZG	Oberägeri	9	97	34	8	712	639	70
28	23	GE	Collonge-Bellerive	211	276	3	172	273	264	678
29	28	ZG	Risch	1	145	222	5	465	99	616
30	20	ZH	Männedorf	558	102	141	69	420	14	247
31	27	GE	Pregny-Chambésy	359	263	13	188	15	217	720
32	21	VD	Saint-Sulpice	102	39	9	566	170	253	633
33	31	ZH	Oberrieden	416	504	235	38	190	331	159
34	38	ZH	Stäfa	324	283	246	54	359	85	332
35	37	SZ	Altendorf	27	81	82	15	113	804	366
36	50	GE	Confignon	96	391	45	345	119	240	650
37	39	GE	Carouge	20	137	485	255	6	59	903
38	53	BL	Bottmingen	43	21	119	297	58	635	401
39	48	ZH	Bonstetten	199	110	63	116	305	205	159
40	30	NW	Hergiswil	184	5	211	18	553	93	425
41	62	ZH	Richterswil	61	544	150	105	310	165	273
42	5	GE	Corsier	200	73	15	215	434	266	834
43	44	ZG	Steinhausen	46	77	142	4	393	516	371
44	75	ZH	Wädenswil	24	179	302	114	439	197	487
45	55	GE	Genf	226	101	527	323	1	115	923
46	7	GE	Vandœuvres	319	452	55	179	101	392	642
47	65	VD	Pully	126	244	200	632	7	259	623
48	86	ZH	Dübendorf	63	272	234	99	25	173	822
49	n.v.	TI	Vezia	12	127	258	126	126	500	155
50	58	ZH	Langnau am Albis	88	568	134	82	153	416	392

n.v. = nicht vorhanden. Diese Gemeinde hatte 2016 weniger als 2000 Einwohner und wurde deshalb nicht bewertet. Untersucht wurden 924 Gemeinden mit über 2000 Einwohnern. Rang 1 ist die beste, Rang 924 die schlechteste Rangierung.

Die 100 attraktivsten Gemeinden der Schweiz

Rang 2017	Rang 2016	Kanton	Gemeinde	Rang Wohnen	Rang Arbeitsmarkt	Rang Bevölkerungsstruktur	Rang Steuern	Rang Erreichbarkeit	Rang Versorgung	Rang Sicherheit
51	63	ZH	Fällanden	190	760	165	62	40	142	395
52	78	BL	Binningen	169	114	413	382	29	338	398
53	45	GE	Veyrier	117	647	10	234	161	354	708
54	67	GE	Chêne-Bourg	187	305	387	331	101	104	876
55	41	ZG	Hünenberg	18	79	94	11	606	646	683
56	76	ZH	Adliswil	15	441	342	99	26	463	563
57	83	TI	Canobbio	11	140	258	189	388	161	492
58	74	ZH	Maur	203	559	78	44	186	384	451
59	92	AG	Oberwil-Lieli	17	13	41	46	435	741	15
60	93	ZH	Greifensee	107	447	114	59	214	519	313
61	82	BL	Arlesheim	57	93	186	362	78	733	326
62	84	BL	Pfeffingen	142	46	19	400	366	323	67
63	104	TI	Collina d'Oro	383	157	21	94	396	480	379
64	85	ZH	Fehraltorf	81	107	408	120	51	64	347
65	34	GR	Pontresina	323	383	152	213	758	41	80
66	57	GR	St. Moritz	344	271	281	50	500	195	709
67	33	ZG	Walchwil	282	330	199	3	590	755	337
68	43	VD	Lonay	198	30	16	566	155	330	505
69	59	VD	Bourg-en-Lavaux	178	213	68	615	157	246	586
70	100	ZH	Geroldswil	148	366	336	76	313	557	46
71	70	ZG	Neuheim	177	16	36	10	655	550	462
72	42	GR	Samedan	212	532	375	298	653	10	158
73	80	ZH	Hirzel	300	122	146	232	578	277	82
74	47	GE	Le Grand-Saconnex	338	154	466	312	10	256	921
75	69	GE	Plan-les-Ouates	231	683	250	220	109	221	811
76	46	GE	Puplinge	247	405	84	331	322	202	897
77	87	TI	Paradiso	21	199	349	75	21	810	657
78	128	ZH	Uster	254	454	204	116	69	116	758
79	124	ZH	Pfäffikon	162	372	317	97	36	24	722
80	154	BL	Therwil	82	371	158	444	318	112	254
81	88	ZH	Dietlikon	127	90	213	65	64	700	835
82	112	BL	Oberwil	318	129	191	404	199	391	436
83	127	SZ	Galgenen	6	376	216	22	260	617	152
84	49	GE	Bellevue	273	628	203	268	111	413	819
85	56	GE	Meinier	62	865	14	286	354	496	440
86	98	BS	Riehen	144	312	308	516	23	511	495
87	103	ZH	Birmensdorf	241	503	143	128	49	205	826
88	102	SZ	Küssnacht	367	58	278	17	488	366	623
88	61	ZH	Unterengstringen	213	124	269	76	146	465	785
90	118	ZH	Wallisellen	130	290	202	69	13	447	816
91	97	GE	Lancy	192	382	208	345	105	378	862
92	119	ZH	Egg	262	343	230	76	401	322	490
93	51	GE	Troinex	335	727	67	261	121	359	880
94	68	NW	Stansstad	419	2	354	30	562	303	356
95	146	ZH	Urdorf	253	164	351	159	71	522	703
96	90	ZH	Wettswil am Albis	7	583	6	43	334	855	571
97	116	ZH	Winkel	109	428	126	23	518	921	39
98	133	GE	Onex	75	638	445	391	87	270	844
99	130	ZH	Rickenbach	524	151	220	105	166	123	55
100	175	BL	Muttenz	67	245	489	490	68	485	345

punkte schaffen und Ortszentren attraktiver gestalten. Wer will schon in einer Geisterstadt leben, in der es keine Post, kein Restaurant und keinen Bäcker mehr gibt?» In Bottmingen scheint das Problem erkannt zu sein. Die Gemeinde verbesserte sich von Rang 53 auf Rang 38 im Gesamtrating und steht nun auf Platz 1 im Kanton Basel-Landschaft. «Bottmingen soll weiterhin attraktiv bleiben», sagt Mélanie Krapp, die Gemeindepräsidentin, «deshalb haben wir uns zum Ziel gesetzt, das Dorfzentrum zu stärken. Der Wunsch nach Begegnungsmöglichkeiten ist bei der Bevölkerung vorhanden. Das zeigen gutbesuchte Veranstaltungen wie das Bottminger Open-Air-Kino im Juni. Auch das rege Vereinsleben ist ein Indiz dafür.»

Zugs jüngster Coup

Aber zurück zur Schweizer Rangliste: In der Stadt Zug, die auf dem dritten Platz liegt und 29 000 Einwohner hat, herrscht Aufbruchstim-

Hotspots

Veränderung Immobilienpreise über die letzten 3 Jahre

Stadt	in Prozent	Rang schweizweit
Lugano	53	1
Biel	18	143
Luzern	17	152
Basel	16	170
Schaffhausen	15	213
Bern	12	315
Zürich	11	374
St. Gallen	8	578
Genf	6	667
Chur	2	819

Sicherheit

Die niedrigste Kriminalitätsrate, je Kanton

Rang	Kanton	Gemeinde	Straftaten pro 1000 Einwohner
1	AI	Schwende	0,92
2	BE	Rüegsau	0,96
3	AG	Jonen	5,06
4	SG	Mosnang	5,3
5	FR	Alterswil	6

Die höchste Kriminalitätsrate, je Kanton

924	AG	Frick	560
923	BE	Interlaken	176
922	VD	Lausanne	167
921	SO	Egerkingen	143
920	GE	Genf	143

mung, nach dem Motto: «Rohstoffhandel und Banking, das war gestern, <Crypto Valley>, das ist heute. Verkörpert wird dies durch rund zwanzig Firmen aus der IT-Branche, die sich seit 2014 im Raum Zug angesiedelt haben und mit Bitcoin und Blockchain, also Internet-Technologien der Zukunft, arbeiten. Gross sind die Hoffnungen, diese Start-ups würden zu den Googles von morgen. «Früher punkteten wir im internationalen Wettbewerb mit tiefen Steuern» sagt Dolfi Müller, Stadtpräsident. «Heute, im Zeitalter der Digitalisierung, setzen wir auf die Ansiedlung der neuesten Generation von IT-Firmen.» Der jüngste Coup: Die Stadt akzeptierte kürzlich als erste Gemeinde weltweit die Kryptowährung Bitcoin als Zahlungsmittel – worauf der deutsche *Spiegel*, die *New York Times*, ja sogar der amerikanische TV-Sender CNN von den kühnen Zentralschweizern berichteten. Etwas beunruhigend ist jedoch – nicht nur in Zug – vielerorts die Si-



Hohe Sozialkosten: La Chaux-de-Fonds.

Wo der Reichtum wohnt

Höchstes steuerbares Einkommen pro Person, je Kanton, in Franken

Rang	Kanton	Gemeinde	Steuerertrag
1	SZ	Wollerau	145 000
2	GE	Cologney	108 000
3	FR	Siviriez	102 000
4	ZH	Uitikon	92 000
5	NW	Hergiswil	90 000

Tiefstes steuerbares Einkommen pro Person, je Kanton, in Franken

924	NW	Leysin	14 000
923	BE	Eggiwil	16 000
922	LU	Escholzmatt-Marbach	18 000
921	SG	Mosnang	19 000
920	VD	Wolfenschiessen	20 000

Die eigenen vier Wände

Aktuelle Preise für Wohneigentum, in Franken

Stadt	4,5-Zimmer-Eigentumswohnung	5,5-Zimmer-Einfamilienhaus
Genf	1 702 000	2 446 000
Zürich	1 422 000	2 019 000
Basel	1 068 000	1 457 000
Luzern	968 000	1 324 000
Bern	931 000	1 251 000
Lugano	911 000	1 064 000
Chur	801 000	1 070 000
St. Gallen	701 000	923 000
Biel	660 000	863 000
Schaffhausen	627 000	806 000

Markt

«Beträchtliche Abschläge»

Immobilienexperte Donato Scognamiglio erklärt, wie Bodenpreise und Zuwanderung zusammenhängen und wo er heute investieren würde.

Herr Scognamiglio, zurzeit scheint es, als würde in Schweizer Gemeinden nur noch gebaut. Wer baut da für wen?

Es bauen vor allem institutionelle Investoren. Diese erstellen hauptsächlich Mietwohnungen. Für wen – das ist die grosse Frage, denn die Zuwanderung sinkt ja bekanntermassen. Sie ist Haupttreiber des Schweizer Bevölkerungswachstums und damit der Nachfrage nach Wohnraum.

Wie lange werden die Immobilienpreise weiter steigen?

Die Preise steigen nicht mehr so rasch wie noch vor einigen Jahren. Solange aber die Schweizerische Nationalbank an der Negativzinspolitik festhält, bleiben Immobilien als Anlageobjekte begehrt. Die Investoren nehmen lieber eine sehr geringe Rendite in Kauf als einen Negativzins von –0,75 Prozent der Nationalbank.

Gleichzeitig stehen immer mehr Immobilien leer. Wie passt das zusammen?

Derzeit befinden sich schweizweit rund 70 000 Wohneinheiten im Bau. Immer öfter an peripheren Lagen, wo die Nachfrage geringer ist. Gerade dort steigen die Leerstandsziffern. Oft müssen dort beträchtliche Abschläge gewährt werden, um Wohnungen vermieten zu können.

Wo lohnt es sich denn, Wohneigentum zu kaufen?

Es kommt darauf an, für welchen Zweck man die Immobilie kauft. Wenn man ein schönes Objekt für sich gefunden hat und es für die nächsten Jahrzehnte bewohnen will, spielt es keine Rolle, ob der Marktwert kurzfristig ein wenig sinkt oder steigt. Geht es hingegen um ein Anlageobjekt, würde ich am ehesten in Mietwohnungen im günstigen Segment in Pendeldistanz zu einem grösseren Zentrum investieren.

Könnten die Entwicklungen in den USA Einfluss auf die Immobilienpreise in der Schweiz haben?

Die bisherigen, leichten Zinserhöhungen der US-Notenbank haben bis jetzt keine grosse Wirkung im Markt gezeigt. Viel grösseren Einfluss hat derzeit die Europäische Zentralbank (EZB), und diese hält die Geldschleusen nach wie vor weit geöffnet. Solange die EZB den Leitzins nicht erhöht, wird auch die Nationalbank dies nicht tun. Immobilien bleiben damit attraktiv, die Preise jedoch hoch.



Donato Scognamiglio ist CEO des Informations- und Ausbildungszentrums für Immobilien (IAZI) und Professor an der Universität Bern. Er ist verantwortlicher Leiter des Gemeinderatings.

Die Fragen stellte Carmen Schirm-Gasser.

cherheit, welche statistisch anhand von Vergleichen gegen das Strafgesetzbuch sowie gegen das Betäubungsmittel- und Ausländergesetz erfasst wird. Insgesamt zeigt sich in der Kriminalstatistik ein Ost-West-Gefälle.

Ein anderes Thema bereitet derzeit allerdings noch grundsätzlichere Sorgen. «Die Autonomie der Gemeinden wurde in den vergangenen Jahren immer stärker beschnitten», sagt Reto Steiner, Geschäftsführer am Schweizerischen Institut für öffentliches Management in Bern. «Das gilt für Raumplanung, Schulwesen, Sozialhilfe, Zivildienst oder den Kindes- und

Erwachsenenschutz. Dabei ist die Autonomie der Gemeinden ein Erfolgsmodell der Schweiz. In Österreich oder Deutschland diskutiert man, wie die Gemeindeautonomie zu stärken wäre, hier ist es umgekehrt.» Steiner warnt deshalb: «Wir müssen sehr vorsichtig sein, dass nicht immer mehr Kompetenzen an Kanton und Bund übergehen und die Autonomie der Gemeinden nur noch auf dem Papier besteht.» Eine noch unveröffentlichte Studie seines Instituts zeigt nach seinen Worten: «Ein Viertel der Gemeinden stösst mittlerweile finanziell an ihre Leistungsgrenzen, vor allem aufgrund der

steigenden Belastungen bei der Sozialhilfe. Und jede vierte Gemeinde gelangt durch die neuen Auflagen und Einschränkungen in der Raum- und Zonenplanung an ihre Grenzen.»

David gegen Goliath

Der Unmut draussen im Land ist gross. «Es gibt eine starke Tendenz, dass immer mehr Kompetenzen den Gemeinden weggenommen werden, zahlen müssen aber die Gemeinden», sagt Bernhard Elsener, Gemeindepräsident von Rüschlikon. Urs Brücker, Gemeindepräsident von Meggen, haut in die gleiche Kerbe: «Wenn uns

Steuerparadiese

Die tiefsten Steuern für Verheiratete mit 2 Kindern, je Kanton

Kanton	Gemeinde	Steuern in %
ZG	Baar	1,9
SZ	Wollerau	3,6
NW	Hergiswil	5,4
ZH	Küsnacht	5,6
LU	Meggen	6,0

Die tiefsten Steuern für Singles, je Kanton

SZ	Wollerau	5,9
ZG	Baar	7,5
NW	Hergiswil	9,3
LU	Meggen	9,9
ZH	Küsnacht	10,2

Die tiefsten Steuern für Rentner, je Kanton

ZG	Baar	5,5
SZ	Wollerau	5,6
NW	Hergiswil	9,2
ZH	Küsnacht	9,4
AG	Oberwil-Lieli	9,9

Sozialhilfebezügler

Gemeinden mit den meisten Sozialhilfeempfängern, je Kanton

Kanton	Gemeinde	in Prozent
NE	La Chaux-de-Fonds	11,6
BE	Biel	11,4
VD	Sainte-Croix	10,5
SO	Trimbach	9,2
GE	Carouge	8,9

Gemeinden mit den wenigsten Sozialhilfeempfängern, je Kanton

AI	Rüte	0,17
SG	Gams	0,18
NW	Oberdorf	0,26
LU	Hildisrieden	0,28
VS	Zermatt	0,30

Die drei attraktivsten Gemeinden pro Kanton

Kanton	Rang innerhalb Kanton	Gesamtrang Schweiz	Gemeinde	Rang Wohnen	Rang Arbeitsmarkt	Rang Bevölkerungsstruktur	Rang Steuern	Rang Erreichbarkeit	Rang Versorgung	Rang Sicherheit
AG	1	59	Oberwil-Lieli	17	13	41	46	435	741	15
	2	106	Ennetbaden	256	502	124	274	227	415	47
	3	190	Jonen	49	552	56	262	544	599	44
AI	1	302	Appenzell	220	224	315	93	870	108	339
	2	373	Schwende	190	287	338	238	904	183	37
	3	460	Rüte	93	885	72	141	901	830	26
AR	1	166	Teufen	297	38	121	319	713	35	186
	2	395	Speicher	451	262	367	483	742	170	49
	3	564	Heiden	523	20	736	483	790	285	678
BE	1	125	Muri bei Bern	557	65	275	626	72	144	464
	2	168	Bern	129	166	674	766	1	9	919
	3	204	Hilterfingen	362	149	478	785	255	49	465
BL	1	38	Bottmingen	43	21	119	297	58	635	401
	2	52	Binningen	169	114	413	382	29	338	398
	3	61	Arlenheim	57	93	186	362	78	733	326
BS	1	86	Riehen	144	312	308	516	23	511	495
	2	126	Basel	92	207	601	628	1	269	902
	3*									
FR	1	328	Freiburg	207	252	765	627	54	73	922
	2	349	Villars-sur-Glâne	194	567	496	457	207	581	687
	3	384	Givisiez	305	124	517	497	204	676	850
GE	1	9	Chêne-Bougeries	103	363	39	207	19	54	801
	2	20	Cologny	59	397	7	179	103	311	798
	3	28	Collonge-Bellerive	211	276	3	172	273	264	678
GL	1	727	Glarus	781	790	644	397	877	118	808
	2	775	Glarus Nord	818	851	563	385	863	264	591
	3	915	Glarus Süd	916	918	903	424	914	436	623
GR	1	65	Pontresina	323	383	152	213	758	41	80
	2	66	St. Moritz	344	271	281	50	500	195	709
	3	72	Samedan	212	532	375	298	653	10	158
JU	1	790	Delsberg	810	198	592	810	133	223	863
	2	881	Courtételle	862	839	409	695	295	897	211
	3	905	Saignelégier	892	771	729	861	894	102	396
LU	1	2	Meggen	33	3	169	33	476	53	99
	2	117	Horw	34	134	378	206	529	554	438
	3	124	Luzern	123	71	652	347	172	190	904
NE	1	344	Saint-Blaise	363	588	392	906	242	89	713
	2	345	Neuenburg	333	203	874	900	150	13	901
	3	361	Corcelles-Cormondrèche	153	301	323	918	631	612	386

Untersucht wurden 924 Gemeinden mit über 2000 Einwohnern. Rang 1: die beste, Rang 924: die schlechteste Rangierung. * Im Halbkanton Basel-Stadt sind nur zwei statt drei Gemeinden ausgewiesen.

der Kanton beispielsweise einen Fussgängerstreifen in einer Tempo-30-Zone verbietet, ist das schwer verständlich. Wir kennen die örtlichen Gegebenheiten doch viel besser.» Mélanie Krapp, Gemeindepräsidentin von Bottmingen und seit einem Jahr im Amt, empfindet es zuweilen wie «David gegen Goliath», wenn sie mit dem Kanton oder dem Bund zu tun hat. Und Dolfi Müller ist überzeugt: «Nur durch das geschlossene Auftreten aller Gemeinden in Zug können wir uns gegen die immer stärkere Position des Kantons wehren. Denn längst gilt nicht mehr: <Wer befiehlt, zahlt auch.>»

Auch in Oberwil-Lieli ist die schleichende Aushöhlung der Gemeindeautonomie ein Thema. Die Aargauer Gemeinde konnte sich von Rang 92 auf Rang 59 verbessern und ist nun die Nummer eins im Kanton. «Das ist das Ergebnis jahrelanger Bemühungen», sagt Andreas Glarner, Gemeindepräsident – auch dank der Senkung des Steuerfusses, was die Steuereinnahmen von 5,5 auf 9,6 Millionen Franken kapultierte. «Die Gemeindeautonomie wurde in den vergangenen Jahren stetig ausgehöhlt», sagt Glarner, und er nennt Beispiele: «Wir dürfen keine Alkohollizenzen für den Anlass eines

Vereins herausgeben, das darf nur der Kanton, obwohl wir die Vereine ja besser kennen. Und wir müssen ein Waldrodungsbegehren einreichen, wenn wir den Bau einer Baustellenzufahrt zu einer Schule planen, obwohl jeder sieht, dass dort gar kein Wald ist.» Viele hoffen nun auf einen Gegentrend: zurück zu mehr Autonomie für Gemeinden. Denn das Erfolgsmodell Schweiz sollte nicht leichtfertig aufgegeben werden.

Die Auswertung für alle 924 Gemeinden finden Sie im Internet unter www.weltwoche.ch/gemeinderating-2017

Kanton	Rang innerhalb Kanton	Gesamtrang Schweiz	Gemeinde	Rang Wohnen	Rang Arbeitsmarkt	Rang Bevölkerungsstruktur	Rang Steuern	Rang Erreichbarkeit	Rang Versorgung	Rang Sicherheit
NW	1	40	Hergiswil	184	5	211	18	553	93	425
	2	94	Stansstad	419	2	354	30	562	303	356
	3	130	Ennetbürgen	133	53	201	31	612	870	28
OW	1	268	Engelberg	255	1	193	139	892	176	645
	2	287	Sarnen	158	4	214	125	846	566	626
	3	380	Sachseln	259	324	96	170	856	701	36
SG	1	240	Rapperswil-Jona	585	150	385	273	456	333	627
	2	296	Gaiserwald	249	412	183	487	719	187	199
	3	372	Schmerikon	188	739	319	560	405	560	666
SH	1	493	Schaffhausen	488	219	770	526	196	93	833
	2	623	Stein am Rhein	851	487	660	490	827	5	148
	3	662	Thayngen	457	633	474	407	649	58	838
SO	1	286	Dornach	449	171	276	595	121	701	539
	2	415	Solothurn	405	19	708	788	176	132	910
	3	445	Hofstetten-Flüh	561	605	192	790	692	817	249
SZ	1	14	Lachen	118	17	159	16	77	62	606
	2	17	Freienbach	168	25	294	12	214	147	650
	3	18	Wollerau	238	32	285	6	383	466	303
TG	1	219	Horn	285	195	373	158	496	22	525
	2	236	Ermatingen	260	181	140	113	648	36	444
	3	260	Bottighofen	381	24	219	73	553	564	423
TI	1	12	Comano	73	27	23	148	242	218	20
	2	49	Vezia	12	127	258	126	126	500	155
	3	57	Canobbio	11	140	258	189	388	161	492
UR	1	252	Altdorf	125	104	499	152	881	518	537
	2	546	Bürglen	540	458	604	147	899	880	19
	3	565	Schattdorf	398	694	746	112	893	838	222
VD	1	10	Lutry	121	40	86	579	47	42	376
	2	32	Saint-Sulpice	102	39	9	566	170	253	633
	3	47	Pully	126	244	200	632	7	259	623
VS	1	206	Zermatt	165	319	483	383	921	155	609
	2	377	Bagnes	612	424	116	394	872	39	484
	3	468	Sion	71	426	648	571	727	148	754
ZG	1	3	Zug	4	21	130	2	74	101	879
	2	13	Cham	2	35	121	7	395	153	647
	3	16	Baar	52	34	115	1	175	563	502
ZH	1	1	Rüschlikon	64	190	29	20	32	96	408
	2	4	Zollikon	435	15	62	36	43	282	515
	3	5	Kilchberg	176	440	32	20	13	235	502

QUELLE: IAZI

Die Schlusslichter im Gesamtranking

Diese Gemeinden führen die Liste von hinten an

Rang	Kanton	Gemeinde
924	NE	Val-de-Travers
923	JU	Haute-Sorne
922	BE	Huttwil
921	JU	Pruntrut
920	BE	Moutier

Die Methode

Wie die 924 Gemeinden untersucht wurden

Die Studie wurde von der Zürcher Beraterfirma für Immobilien und Standortfragen, IAZI, erstellt. Für die Untersuchung wurden sämtliche Gemeinden der Schweiz zum Vergleich herangezogen und in der Folge aus Gründen der Vergleichbarkeit all jene Gemeinden ermittelt und miteinander verglichen, die mehr als 2000 Einwohner haben, also insgesamt 924. Sie wurden einerseits einem Niveau-Ranking unterzogen, das die gegenwärtige Attraktivität misst, beispielsweise die Beschäftigungszahlen. Der zweite Teil umfasst ein Dynamik-Ranking, das die Entwicklung während eines längeren Zeitraums beurteilt, wie die Veränderung der Beschäftigungszahlen über drei Jahre. Die Bewertung erfolgt auf Basis von fünfzig Einzelindikatoren. Jeder dieser Indikatoren (z. B. Firmenneugründungen) erhält einen Rang. Rang 1 ist der beste, 924 der schlechteste. Mit Hilfe dieser Rangpunkte können die Gemeinden in den einzelnen Kategorien direkt miteinander verglichen werden. Die fünfzig Indikatoren werden in sieben Kategorien gruppiert (Wohnen, Arbeitsmarkt, Bevölkerung, Steuern, Erreichbarkeit, Versorgung, Sicherheit). Die Immobilienpreise wiegen bei der Bewertung gleich schwer wie alle anderen Kategorien zusammen.

Die sieben Kategorien beinhalten unter anderem:

Wohnen: Immobilienpreise, Veränderung der Preise über drei Jahre, Wohnbautätigkeit, Leerwohnungsziffer

Arbeitsmarkt: Arbeitslosenquote, Firmenneugründungen, Beschäftigte im Dienstleistungssektor

Bevölkerungsstruktur: Sozialhilfeempfänger, Jugendanteil, Bevölkerungswachstum, Steuerertrag, steuerbares Einkommen

Steuern: durchschnittliche Steuerbelastung für Singles, Familien mit und ohne Kinder, Pensionisten über 65 Jahren
ÖV- und Verkehrserschliessung: Reisezeit mit Mitteln des öffentlichen Verkehrs und/oder Auto zum nächsten Zentrum und zur nächsten Grossstadt

Versorgung: Anzahl Ärzte, Spitäler, Schulen, Einkaufszentren, Lebensmittelläden, Freizeit- und Kulturangebote

Sicherheit: Straftaten gegen das Strafgesetzbuch, Betäubungsmittel- und Ausländergesetz

Mitten in der Herrlichkeit der Welt

Von Karl Bucher — Meggen, die Aufsteigergemeinde des Jahres, schaffte den Sprung von Platz 10 auf Platz 2. Was zeichnet den Luzerner Ort aus? Nahsichten eines Einwohners und Genussmenschen, der sich hier pudelwohl fühlt.



«Stimmiges Gesamtbild»: Schreinermeister Bucher.

Von Goethe stammt anlässlich seines Besuchs 1775 auf Rigi Kulm folgendes Zitat: «Und rings die Herrlichkeit der Welt.»

Ob er damit gemeint hat, auch Meggen sei Teil der herrlichen Aussicht vom Rigi, kann ich nicht sagen. Erstaunen würde es mich nicht. Ich darf seit bald dreissig Jahren mit meiner Familie hier wohnen, schätze die Nähe zur schönsten Stadt der Schweiz, meiner Heimatstadt Luzern, pendle ebenso lange zu meiner Arbeit nach Goldau, wo ich aufgewachsen bin und heute meine gleichnamige Schreinerei führe, und umrunde damit jeden Tag den erwähnten Rigi, den König der Berge. «Und rings die Herrlichkeit der Welt.»

Die Attraktivität von Meggen erlebe ich enorm vielfältig: so nahe bei Luzern, mit dem international anerkannten Kultur- und Kongresszentrum (KKL), dem Lucerne Festival, der weltbekannten Kapellbrücke, den Museggtürmen, dem prächtigen Golfplatz auf dem Dietischi-berg. Das Taxi bringt mich nach einem gelungenen Abend unter Zunftfreunden im Nölliturm für 35 Franken sicher nach Hause. Hier genießen wir eine herrliche Aussicht auf den Vierwaldstättersee und die Berge, vor allem im Frühling, wenn am anderen Ufer die Schwyzer, Urner, Luzerner und Berner Gipfel noch weiss sind. Eine einmalige Szenerie. Meggen zeichnet sich aus durch eine nahe beim Bürger stehende, dienstleistungsorientierte Gemeindeverwaltung inklusive eines gutausgebauten und engagierten Werksdienstes, einen klug führenden, bürger-

lich geprägten Gemeinderat, eine gepflegte Infrastruktur, hervorragende Schulen inklusive Musikschule. Die vielen engagierten Vereine verfügen über tolle Anlagen zur Ausübung ihrer Freizeitaktivität, sei es Fussball, Beachvolleyball, Schiessen, Schwimmen im See oder Hallenbad, Skaten. Die aktiven Jugendvereine Jungwacht, Blauring und Pfadi verfügen über grosszügige Lokalitäten. Attraktive Spielplätze, eine topmoderne Dreifachturnhalle, ein vielfältiges und weitläufiges Naherholungsgebiet, in dem selbst die öffentlichen Toiletten in einem permanent Werksdienst-gepflegten sauberen Zustand sind, runden das positive Bild ab.

Berühmte Fischknusperli

Gut 400 Megger und Meggerinnen besuchen die vom Gewerbeverein organisierte 1.-August-Feier, und die katholische Fronleichnamprozession auf drei Nauen auf dem See mit dem Musikverein ist nebst dem Osterhasensuchen der Kinder im privaten Pfarrhof von Unser allseits geschätzten Hochwürden ein Highlight im Pfarreileben. Die Agathafeier der Feuerwehr erlebt immer wieder das Morgenrot, die Fröschenzunft sorgt für Fasnachtstreiben, einen farnefrohen Umzug und Altersbescherung. Die Einnahmen kommen von der Festwirtschaft der kleinen und immer noch ursprünglich gehaltenen Chilbi rund um die berühmte Piuskirche, ein Meisterwerk des Architekten

Franz Füeg, notabene ein eindrückliches Bauwerk nationaler Bedeutung.

Für kulturelle und gesellschaftliche Höhepunkte stehen die St. Charles Hall mit Park, das Schloss Meggenhorn mit Kapelle, die Galerie Benzholz, der Gemeindegarten, das Pfarreihaus oder das Küsterhaus zur Verfügung. Aus der gemeindeeigenen Galerie können Kunstwerke zur temporären Verschönerung der vielen schlichten und weniger schlichten Häuser, Villen und Wohnungen, allesamt am sonnigen Südhang gelegen, ausgeliehen werden. Meggen ist eine Gemeinde, die lebt und leben lässt. Einzelne Mitbürger sehe ich oft, andere kennt man nur aus Zeitungen oder Hochglanzillustrierten. Alle in Meggen profitieren von den hohen Steuereinnahmen. Auch der gegenwärtig doch eher klamme kantonale Finanzdirektor schätzt die hohe Steuerkraft der Megger Bürger als grösster Nettozahler in den Finanzausgleich des Kantons Luzern.

Kulinarisch freue ich mich auf die baldige Eröffnung des Restaurants «Badhof» inklusive der attraktiven 9-Loch-«Pay and Play»-Golfanlage, wobei schon heute das hochdekorierte Hotel «Balm» von Beat und Sandra Stofer oder das sympathische italienische Restaurant «Schlössli», geführt von Bekim, zum Ausgehen einladen.



Nach den gutbesuchten Gemeindeversammlungen werden die berühmten Fischknusperli von Fischer Hofer herangereicht, begleitet von erstaunlich leckeren Weinen der Rebberge in Meggen. Als weitere kulinarische Abwechslung passt dann

auch das feine Damwildfleisch von der Grosshusmatt. Das authentische «Wai Thai» – seit Jahren kocht da die stets lächelnde Joy – gehört ebenso zum stimmigen Gesamtbild von Meggen wie der demnächst zum Glück synchronisierte Glockenschlag mit dem Geläut der drei Kirchen.

Es hilft sicher, wenn man Hofer, Muggli, Scherer, Sigrist, Stalder oder Zingg heisst, um sich als Megger einheimisch zu fühlen. Aber auch mit meinem Namen oder einem englischen, nordländischen, deutschen, amerikanischen oder russischen Ursprungs kann man sich in Meggen zunächst herzlich willkommen und einige Zeit später zu Hause fühlen.

Mitten in der Herrlichkeit der Welt.

Karl Bucher ist diplomierte Schreinermeister, Verwaltungsratspräsident der Rigi Bahnen AG und ehemaliger Fritschivater der Zunft zu Safran in Luzern.

«Schon Brahms schätzte unsere Vorzüge»

Was machen die Rüschtler besser als die Konkurrenz? Präsident Bernhard Elsener erklärt die Vorteile seiner Siebergemeinde.

Zum zweiten Mal in Serie ist Rüschtlikon die attraktivste Gemeinde der Schweiz. Was machen Sie besser als die anderen?

Wir profitieren einerseits von den gegebenen Vorteilen. Da ist die Nähe zum See und zur Stadt Zürich. Dazu kommen die gute Erschliessung mit Zug, Bus, Schiff und Auto sowie die sehr gute Infrastruktur. Schon der deutsche Komponist Johannes Brahms hatte 1874 die Vorzüge unserer Gemeinde erkannt. Mit dem Schiff von Zürich kommend, sagte er, als er Rüschtlikon sah: «Dort oben möchte ich wohnen.» Tatsächlich ist er dann sechs Monate geblieben. Andererseits haben wir viel in die Schulen und die Tagesbetreuung investiert – rund 35 Millionen Franken in den letzten drei Jahren. Immer mehr Expats schicken ihre Kinder in



Bernhard Elsener.

die öffentlichen Schulen. Für sechs Millionen Franken haben wir die Seeuferanlagen mit dem Schiffwartegehäuschen erneuert. Und wir unterstützen unsere Stiftungen beim Bau des neuen Pflegeheims und der Alterswohnungen.

Was würden Sie als das herausragende Merkmal von Rüschtlikon bezeichnen?

Die sehr grosse Weltoffenheit. Angefangen hatte es mit den Textilbaronen, die ihre Produkte exportierten und so unsere Gemeinde in der ganzen Welt bekannt gemacht haben. Heute haben wir das IBM Research Laboratory, das Centre for Global Dialogue der Swiss Re und das Gottlieb-Duttweiler-Institut, die alle für Offenheit stehen und Rüschtlikon mit der Welt verbinden. Und wir haben eine durchmischte Bevölkerung. Am Neuzuzüger-Anlass muss ich die Ansprache in mehreren Sprachen halten.

Bei der Sicherheit schneidet Ihre Gemeinde nur mässig ab. Ist es gefährlich, in Rüschtlikon zu leben?

Die Polizeistatistik liefert keinen Grund für diese Annahme. Es gibt nichts Auffälliges. Ich bin gar der Meinung, dass die Sicherheit eher besser geworden ist. Es kommt aber immer wieder zu Unfällen auf der Seestrasse, was sich wahrscheinlich negativ auf das Ranking ausgewirkt hat. Dies könnten wir einmal analysieren.

Was bedeutet der Spitzenplatz für Sie und den Gemeinderat?

Es freut uns natürlich sehr, denn jede Gemeinde wäre gerne auf dem ersten Platz. Wir fühlen uns in unserer Arbeit bestätigt und sehen, dass wir auf dem richtigen Weg sind. Und das Ergebnis spornt uns an, es weiterhin noch besser zu machen.

Sollte Rüschtlikon im nächsten Rating die Spitzenposition verlieren, treten Sie dann zurück?

Im Gegenteil! Ich trete im nächsten Frühling nochmals zur Wahl an und würde gerne noch eine vierte Amtszeit als Gemeindepräsident anhängen. Wenn wir den ersten Rang abgeben müssten, würde ich dem Sieger gratulieren. Gleichzeitig wäre es ein Ansporn für uns, ein Jahr später wieder ganz oben zu stehen.

Die Fragen stellte Michael Baumann.

Publireportage

Gemeinden müssen die Umstellung jetzt angehen

Der ISO-20022-Standard löst nationale Zahlungsformate ab und macht den Zahlungsverkehr so auch für Gemeinden einfacher und transparenter.

Die internationale Norm für den elektronischen Datenaustausch in der Finanzbranche (ISO 20022) vereinfacht die globale Zusammenarbeit. «Deshalb wird PostFinance bis am 31. Dezember 2017 die Überweisungen, Avisierungen und Lastschriften auf die ISO-Formate umstellen», sagt Roland Garo, Marktmanager bei der PostFinance AG.

Vereinfachter Zahlungsverkehr

«PostFinance engagiert sich seit Beginn der Harmonisierung für eine Verringerung der Formatvielfalt und der Standards auf dem Finanzmarkt Schweiz», sagt Garo. Die Angleichung an europäische Standards bringe zwar einen Initialisierungsaufwand mit sich, mache den Zahlungsverkehr letztlich aber nicht nur für Gemeinden einfacher und effizienter.

Die Vorteile von ISO 20022

Dank Kontonummern im IBAN-Format, standardisierten Meldungen für die Abwicklung und Avisierung, einheitlichen Validierungen und Fehlermeldungen, einer Belegreduktion und einem erhöhten Automatisierungsgrad aufgrund durchgängiger Referenzen spricht die Finanzwirtschaft künftig ein und dieselbe Sprache. «Davon profitieren auch Gemeinden», sagt Garo. «Die zusätzlichen Informationen, die im ISO-Standard enthalten sind, sorgen für mehr Transparenz, und dank der automatisierten Verarbeitung können wertvolle Ressourcen besser eingesetzt werden.»

Die Umstellung jetzt angehen

Gemeinden müssen jetzt aktiv werden. «Kontaktieren Sie Ihren Softwarepartner und legen Sie mit ihm bereits heute das Vorgehen und den verbindlichen Zeitplan für die Umstellung auf die ISO-20022-Formate fest», empfiehlt Garo. Je nachdem, welche Bereiche im Zahlungsverkehr betroffen sind und ob mit einer Standardsoftware oder einer individuellen Lösung gearbeitet wird, kann die Anpassung einfacher oder auf-

wändiger sein. Eine feste Roadmap gibt den Gemeinden, Softwarepartnern und PostFinance Planungssicherheit. Gleichzeitig lohnt sich auch eine Überprüfung der derzeit genutzten Avisierungsformate. Denn je nach Bedürfnis kann es beispielsweise sinnvoll sein, die Lastschriftavisierung statt im PDF-Format neu im ISO-Format zu erhalten, damit die Software den Status der Zahlungen aktualisieren kann.

Unterstützung durch PostFinance

PostFinance begleitet Sie auf der Reise zum harmonisierten Zahlungsverkehr und stellt Ihnen unter postfinance.ch/harmonisierung-zv umfangreiches Informationsmaterial und eine Testplattform zur Verfügung. Bei Fragen kontaktieren Sie Ihre Kundenberaterin oder Ihren Kundenberater. Sie stehen Ihnen gerne mit Rat und Tat zur Seite.

PostFinance AG
Beratung und Verkauf
Geschäftskunden
Telefon +41 848 848 848
postfinance.ch/harmonisierung-zv



«Ich habe nicht Bundesrat studiert»

Manche halten Ignazio Cassis für einen allzu netten Karrierepolitiker, andere für einen wendigen Lobbyvertreter. Wer ist der abgeklärt wirkende Tessiner FDP-Bundesratskandidat? Woher kommt er, was will er? *Von Philipp Gut*

Diesmal meint es Ignazio Cassis ernst. Der FDP-Fraktionschef hat seine Bundesratsambitionen früh kundgetan – bereits Wochen vor seinen parteiinternen Rivalen Isabelle Moret und Pierre Maudet – und gilt als Favorit für die Wahl vom 20. September. Er hatte es bereits 2010 versucht und war chancenlos geblieben: Er scheiterte damals bereits in der Fraktion, der er heute vorsteht. «Ich war nur Tessiner», sagt Cassis im Rückblick, also Vertreter einer Sprachregion, aber sein politischer Rucksack sei damals noch «ziemlich leicht» gewesen.

Nein, ein Leichtmatrose ist Cassis längst nicht mehr. Trotzdem bleiben kritische Stimmen: Ist der stets freundlich und kontrolliert auftretende Politiker nicht zu nett, um Ziele notfalls auch gegen Widerstand durchzusetzen? Verfolgt er konsequent die Landesinteressen, oder peilt er bloss die Krönung der eigenen Karriere an?

«Cassis, Cassis jeden Tag»

Cassis lässt durchblicken, dass ihn die Kritik nicht kaltlässt; manche Dinge, die über ihn geschrieben würden («Cassis, Cassis jeden Tag»), seien schon irritierend. Es gelte, eine dicke Haut zu entwickeln. Über manches

Erst im Alter von gegen vierzig habe er sich für Parteipolitik zu interessieren begonnen.

lacht er nur: «Ich soll harmoniesüchtig und gleichzeitig ein knallharter Interessenvertreter sein?» Das passe doch nicht zusammen. Den Vorwurf, keine Ecken und Kanten zu haben und sich windschlüpfzig in Position zu bringen, kontert Cassis mit dem Verweis auf seinen Austritt aus dem Vorstand des Ärzteverbandes FMH. 2012 trat er nach vier Jahren als Vize zurück, der Grund sei der interne Streit über die sogenannte Managed Care gewesen. Er habe das Amt deshalb «konsequenterweise» verlassen.

Wir sitzen auf der Terrasse eines Restaurants beim Bahnhof von Lugano mit Blick auf die Stadt, den See und die Berge. Es ist zehn Uhr morgens, die Sonne brennt vom Himmel. Vollblutpolitiker Cassis animiert die Aussicht nicht etwa zu einem Lob auf die wundervolle Landschaft des Sottoceneri, er macht daraus eine anschauliche Lektion in Lokalpolitik. Lugano habe in den letzten Jahren eine um

die andere umliegende Gemeinde integriert, nur Paradiso («dort unten rechts») sei noch immer selbständig. Es sei stets eine CVP-Hochburg gewesen – während die Stadt Lugano seit je in den Händen der FDP war. Der alte Gegensatz sei seit ein paar Jahren passé: Den Luganeser Stadtpräsidenten stellt heute die Lega dei Ticinesi, in Paradiso steht ein FDP-Mann an der Spitze.

Nach drei Jahrzehnten endete in Lugano die Herrschaft von FDP-Patron Giorgio Giudici («König Giorgio»). Auch andernorts haben sich die Verhältnisse gewandelt, die Protestpartei Lega hat die Tessiner Politlandschaft umgepflügt. Im Gemeinderat von Collina d'Oro, dem Ignazio Cassis von 2004 bis 2014 angehörte, verloren die Freisinnigen bei



Bescheidener Wohlstand: Cassis (M.), 1963.

den letzten Wahlen die absolute Mehrheit. Sie entsenden aber noch immer drei von sieben Gemeinderäten. «Die FDP hat die Nachwuchsförderung vernachlässigt», sagt Cassis. Neben «Tenören» wie Giudici hätten es junge Talente schwer gehabt.

Politischer Spätzünder

Er selber ist ein politischer Spätzünder. Erst im Alter von gegen vierzig habe er sich für Parteipolitik zu interessieren begonnen, zuvor habe er sich «stark standespolitisch» engagiert, «in der guten Lobby der Ärzte», wie er mit einem Lächeln anfügt. Cassis studierte Medizin in Zürich und Lausanne, mit 35 wurde er Kantonsarzt im Tessin. Interessanterweise war er hier

für der Favorit von SP-Regierungsrat Pietro Martinelli. Neigte der FDP-Bundesratskandidat damals nach links?

Cassis verneint. Er sei als Parteiloser wegen seiner «fachlichen Qualifikation» gewählt worden. Wo bei den anderen Bewerbern die Partei in Klammern stand, hiess es bei ihm «zurzeit in Lausanne». Dort doktorierte er, später erlangte er einen Facharzttitel in Innerer Medizin sowie in Prävention und Gesundheitswesen. Seine Rolle als Kantonsarzt interpretierte Cassis im Sinne eines «Dolmetschers» zwischen der Medizin und der Politik, die naturgemäss konträre Ziele hätten. Für die Politik seien die Kosten im Gesundheitsbereich das Problem, für die Ärzte seien die Kosten primär der Verdienst.

Mit einer Anekdote schildert Cassis, wie er erkannte, nach welchen Spielregeln die Politik funktioniert. Er sei einmal enttäuscht gewesen, weil er mit seinem Standpunkt als Kantonsarzt nicht durchdrang. «Das geht so nicht, ich habe recht», sagte Cassis zu einem befreundeten CVP-Politiker. Worauf dieser antwortete: «Ja, du hast recht. Aber es hilft nichts, wenn du recht hast. Du musst die Mehrheit haben.» Also begann er, nach einer Hausmacht und einer Partei Ausschau zu halten. «Viele Freunde waren in der FDP oder FDP-nahe. Bald wurde klar: Das ist meine Partei.» 2003 kandidierte Cassis, zunächst noch erfolglos, erstmals für den Nationalrat. Nachdem er im Juni 2007 für die in den Staatsrat gewählte Laura Sadis nachgerückt war, ging es mit seiner Karriere in Bern steil aufwärts. Die *Schweizerische Ärztezeitung* orakelte schon 2010: «Wird er derjenige sein, der den FMH-Fähigkeitsausweis «Mitglied der Bundesregierung» ins Leben ruft?»

Das klingt nach einer Planung von langer Hand. Doch Cassis winkt ab: «Ich habe nicht Bundesrat studiert.» Das ist eine Anspielung auf den letzten Tessiner Bundesrat Flavio Cotti (CVP), der sinngemäss sagte, er habe von Jugend an diesen Wunsch gehegt.

Die Eltern waren Italiener

Inzwischen hat sich das Wetter verändert. Starke Winde kündigen ein Gewitter an. Später setzt Regen ein, doch der ausladende Sonnenschirm schützt vor der Nässe. Cassis, in rosa-violett gestreiftem Hemd mit weissem Kragen und weissen Hemdsärmeln, lässt sich nicht beirren. Geduldig und freundlich beantwortet er auch kritische Fragen.



«Du hast recht, aber es hilft nichts»: Nationalrat Cassis.

Solchen begegnet man auch im Dorf, wo Cassis aufgewachsen ist. Fährt man von Lugano am Flughafen Agno vorbei in Richtung Luino, biegt vor dem Zoll bei Ponte Tresa eine kurvige Strasse nach Sessa ab, einem 500-Seelen-Ort mit markanter, dem heiligen Martin geweihter Kirche, berühmt für ihren geschnitzten Barockaltar. Die Hauptgasse ist menschenleer, die Osteria «Unione», die Dorfbeiz, muss man suchen. Hier wirtete einst die Grossmutter von Ignazio Cassis. In der Gaststube brennt ein Kaminfeuer. Von den Wänden grüssen ein Wildschweinkopf und Vereinspokale.

Die Einheimischen sprechen nur zurückhaltend von Ignazio Cassis, die Chance, bald einen

eigenen Bundesrat zu haben, bringt sie offenbar nicht aus dem Häuschen. Es gebe «Verwalter» und «Träumer mit Fantasie», sagt einer, und es ist klar, zu welchem Typus er Cassis zählt: zu den Verwaltern. Der Ort war im Mit-

«Wo spürt Italien die multikulturelle Identität der Schweiz? In Rom sicher nicht.»

telalter Sitz der langobardischen Familie De Sessa, noch heute gibt es hier viele Italiener. Auch die Vorfahren des Bundesratskandidaten kamen aus Italien in die Schweiz, seine Grosseltern väterlicherseits wanderten 1929 ein. Die

Cassis waren Bauern mit Kühen, Ziegen, Schafen, daneben führten sie die «Unione».

Ignazio Vater brachte es als Versicherungsvertreter zu bescheidenem Wohlstand. Es war die Zeit des Wirtschaftsaufschwungs in den 1960er Jahren, der Bankenplatz Lugano boomte, und weil das Versicherungsgeschäft damals neu war, stattete Vater Cassis bald das ganze Dorf und Tal mit Policen aus. Neben dem Haus der Grosseltern baute er sich ein eigenes. Die Mutter war Hausfrau und sorgte für die vier Kinder, Ignazio, geboren 1961, war der einzige Sohn. Den Bauernbetrieb führten sie als Hobby weiter. Fleisch gab es vom eigenen Hof und nur am Sonntag, zum Beispiel *coniglio* (Kaninchen) mit Polenta.

Die Eltern blieben lange Ausländer, böse Zunge behaupten, sie hätten sich die mehrtausendfränkige Einbürgerungsgebühr sparen wollen und seien erst Schweizer geworden, als ihr Sohn für den Nationalrat kandidierte. Ignazio Cassis klärt auf: Sein Vater habe sich zeitlebens nie anders denn als «Mensch von Sessa» gefühlt. Die Schweizer Staatsbürgerschaft habe der Vater nach der Wahl seines Sohnes in den Nationalrat angenommen. Er habe ihm bei der nächsten Gelegenheit die Stimme geben wollen, das habe ihn stolz gemacht.

Grenzgänger und fremde Richter

Kritisch sehen manche Tessiner ihren Bundesratskandidaten im Zusammenhang mit den *frontalieri*, den Grenzgängern. Am Tag, an dem ich Ignazio Cassis treffe, beherrscht das Thema die Frontseiten der lokalen Zeitungen. «È ancora record di frontalieri», meldet der *Corriere del Ticino*, und *La Regione* titelt: «Più lavoro, più frontalieri». Die Zahl der Grenzgänger habe den Höchststand von 65 490 erreicht, allerdings bleibe die Arbeitslosenquote stabil, weil neue Stellen geschaffen worden seien.

Kann und will Ignazio Cassis die Grenzgänger-Frage lösen? Er, der gebürtige Italiener? Er, der als FDP-Fraktionschef die Versenkung der Masseneinwanderungsinitiative orchestrierte, während die Tessiner die ähnlich gelagerte kantonale Abstimmung («Prima i nostri», «Zuerst die unsrigen») annahmen? Er, der auf dem «Goldhügel» der Privilegierten, der *Collina d'Oro* wohnt?

Cassis hält dagegen: Verkehrsprobleme durch die vielen italienischen Arbeitnehmer gebe es auch in seiner Gemeinde. Die Lega, die das Thema seit Jahren auf die Agenda setzt, sei zwar «sehr gut» im Benennen von Problemen, aber weniger bei der Lösungsfindung. «Wir können nicht einfach die Grenze schliessen», so Cassis. Es könne nur eine Paketlösung geben: mit Normarbeitsverträgen und Sondermassnahmen in bestimmten Situationen, auch wenn ihm dabei sein liberales Herz «ein bisschen» blute. Zweitens müsse das Verhältnis der Schweiz zu Italien geregelt und endlich das Doppelbesteuerungsabkommen (DBA) in Kraft

gesetzt werden. In dessen Anhang geht es um die Grenzgänger und die Frage, wo sie Steuern abzuliefern haben. Die gegenwärtige Quellensteuer sei zu attraktiv, neu sollen die *frontalieri* in der Schweiz und Italien zahlen müssen. Cassis hatte schon 2008 mittels einer Motion eine Task-Force gefordert, um die Probleme mit Italien in den Griff zu kriegen. Die ehemalige Finanzministerin Eveline Widmer-Schlumpf (BDP) habe wiederholt versprochen, das DBA bald unter Dach und Fach zu bringen. Auch unter ihrem Nachfolger Ueli Maurer (SVP) lie-

Als europapolitisches Fazit liesse sich festhalten: Cassis hat aus Burkhalters Scheitern gelernt.

gen noch keine Resultate vor. Für Cassis hat dies mit den «generell ungenügenden Beziehungen» zu Italien zu tun. Hier wird der sonst so distinguierte Kandidat polemisch: «Wo spürt Italien die multikulturelle Identität der Schweiz? In Rom sicher nicht», meint er. Auch die schönsten TV-Bilder der Bundespräsidentin aus der Ewigen Stadt brächten nichts, wenn Doris Leuthard mit der italienischen Regierung auf Englisch verhandle.

Burkhalter light?

Würde Cassis gewählt, müsste er sich weiter mit dem Verhältnis der Schweiz zur Europäischen Union auseinandersetzen. Besonders interessiert die Frage, ob es im Bundesrat nach dem Rücktritt von Euroturbo Didier Burkhalter eine Mehrheit für oder gegen dessen aussenpolitisches Prestigeprojekt einer institutionellen Anbindung an Brüssel gebe. Cassis bleibt mit seinen Antworten etwas in der Schwebe. Ja, es sei nötig, die Bilateralen weiterzuentwickeln. Dazu brauche es einen «gemeinsamen Mechanismus» für die mehr als 120 Verträge. Also doch einen Rahmenvertrag? Wie man das nenne, sei nicht wichtig, meint Cassis.

Würde er den Kurs seines Parteikollegen Burkhalter ändern? «Ja», sagt Cassis, «auf zwei Ebenen.» Erstens zeitlich: Es brenne nicht. «Wir sollten abwarten, wie sich die Situation EU-intern nach dem Brexit entwickelt.» Zweitens inhaltlich: «Die Idee mit den fremden Richtern ist derart vergiftet angekommen – das geht so nicht. Das heisst aber nicht, dass es nichts zu regeln gibt. Die institutionelle Frage ist eine echte Frage.»

Als europapolitisches Fazit liesse sich festhalten: Cassis hat aus Burkhalters Scheitern gelernt, er weiss, dass die Schweizer einem Rahmenvertrag mit automatischer Rechtsübernahme und dem Europäischen Gerichtshof als Streitschlichtungsinstanz nicht zustimmen würden. Trotzdem strebt er eine institutionelle Lösung an mit einem paritätisch zusammengesetzten Schlichtungsgremium.

Cassis, ein Burkhalter light?

Justiz

Cassis-Schwägerin verurteilt

Nicoletta Rodoni erhielt vor kurzem eine bedingte Strafe wegen Tierquälerei. Wurde die Schwägerin des Bundesratskandidaten Ignazio Cassis von FDP-Parteifreunden gedeckt?

Die Bilder von bis auf die Knochen abgemagerten Pferden aus dem Thurgau schockieren seit Wochen die Schweiz. Über einen anderen, ähnlichen Fall im Tessin spricht dagegen kein Mensch. Es geht um die Bäuerin Nicoletta Rodoni, Jahrgang 1966, die in Biasca einen Hof betreibt, in unmittelbarer Nähe zur Autobahn. Die Geschichte ist politisch brisant, weil sie die Schwägerin von FDP-Fraktionschef und Bundesratskandidat Ignazio Cassis ist. Cassis' Ehefrau und die Bäuerin sind Schwestern.

Vor gut einem Monat wurde Rodoni wegen Tierquälerei verurteilt. «Die Urteilsbegründung liegt noch nicht vor», sagt ihre Anwältin Flavia Marone, eine frühere, in Bellinzona aktive FDP-Kommunalpolitikerin. «Erst wenn wir diese erhalten haben, werden wir über einen eventuellen Rekurs entscheiden.» Mehr könne sie zum Fall nicht sagen.

Der Kanton Tessin hat parallel dazu ein administratives Verfahren für ein Tierhalteverbot eingeleitet, wie ein Vertreter des kantonalen Veterinäramtes auf Anfrage bestätigt. Das ist die schärfste Sanktion, die von den Behörden gegen Personen ergriffen wird, wenn diese in schwerer Weise gegen das Tierschutzgesetz verstossen. Überdies läuft auch noch ein Verfahren, weil der Hund Rodonis bei einer Ortsschau einen Mitarbei-

ter des kantonalen Veterinäramtes gebissen haben soll.

«Keine einfache Person»

Die Geschichte ist von Airolo bis Chiasso allen bekannt. Der *Corriere del Ticino* hat schon zweimal kurz darüber berichtet, ohne allerdings den Namen der Bäuerin preiszugeben. Weil Rodoni mit FDP-Spitzenpolitiker Cassis verwandt ist, traut sich im Tessin anscheinend niemand, offen darüber zu reden. Gilt etwa das Gesetz des Schweigens, die Omertà?

Jedenfalls rücken nicht einmal Vertreter des Tierschutzes mit Details heraus. Umso heftiger wird in Biasca und in der Umgebung über den Fall getuschelt. Die Bäuerin werde seit Jahren von politischen Kreisen protegiert, heisst es etwa. Dem widersprechen Vertreter des Veterinäramtes. Sie seien schon vor Jahren eingeschritten. Aber an den Zuständen auf dem Hof änderte sich nichts.

Der Betrieb von Rodoni war keine Visitenkarte für die Gemeinde Biasca. Vor und hinter dem Haus türmten sich Mist- und Abfallberge. Auf der Wiese standen bis auf die Knochen abgemagerte Kühe und Kälber. «Es war mehr ein Fall von Misswirtschaft als von Tierquälerei», sagen Eingeweihte. Die Bäuerin sei wohl ein bisschen überfordert gewesen. Sie betrieb den Hof allein, manchmal half ihre betagte Mut-



Überforderung: auf dem Hof der Bäuerin verendete Kuh.

ter, eine gelernte Lehrerin, aus. Nicoletta Rodoni wird in Biasca zudem als «keine einfache Person» charakterisiert.

Die Bäuerin hielt mehr Kühe als erlaubt

Da der Hof direkt an der Autobahn lag, waren die Zustände für alle Welt sichtbar. Es hagelte denn auch seit Jahren Klagen und Anzeigen von Tierschützern und Passanten. Und der Gemeinderat von Biasca mit seinem Präsidenten (Sindaco) Jean-François Dominé (FDP) musste sich wiederholt mit dem Bauernbetrieb befassen. 2010 wurde auf Druck der Gemeinde das kantonale Veterinäramt erstmals aktiv und erliess ein partielles Tierhalteverbot. Die Bäuerin durfte bloss noch eine vom Kanton festgelegte Mindestzahl an Kühen, Rindern und Kälbern halten. Brisantes Detail: Die Massnahme wurde erst im Frühjahr 2013 rechtskräftig.

Aber gebessert hat sich nicht viel. Im Gegenteil: Rodoni ignorierte das Tierhalteverbot des Veterinäramtes und hielt weiterhin mehr Tiere als erlaubt. Erstaunlich ist, dass der Tierarzt von Bäuerin Rodoni, der Bruder eines früheren Tessiner FDP-Staatsrates, nicht Alarm schlug. Die Unterbringung, die hygienischen Verhältnisse sowie die Fütterung waren gemäss Augenzeugen völlig ungenügend. Zufall oder nicht: Erst nachdem Präsident Dominé nach zwanzig Jahren Amtszeit im Frühjahr 2016 zurücktrat, kam Bewegung in die Geschichte. In den Amtsstuben zirkulierte das Bild einer toten Rodoni-Kuh. Ob die Kuh kläglich verhungerte, wie Tierschützer sagen, ist nicht klar. Am 8. Juni 2016 fuhr jedenfalls das kantonale Veterinäramt auf, mit Polizei und Tiertransportern. Sie luden die Tiere auf und karrten sie zu einem Hof in der Zentralschweiz. Dabei stellte sich heraus, dass Rodoni fast doppelt so viele Tiere gehalten hatte, als ihr erlaubt waren.

Und wer rekurrierte als Anwalt der Bäuerin gegen die Beschlagnehmung der Tiere? Der frühere Präsident von Biasca, Jean-François Dominé, der sich inzwischen wieder als Anwalt etabliert hatte. Gerne hätten wir von ihm erfahren, weshalb er dieses Mandat übernommen hatte. Aber der frühere FDP-Politiker reagiert weder auf eine telefonische noch eine elektronische Anfrage. Inzwischen hat er das Mandat weitergereicht, an seine Lebenspartnerin Flavia Marone. Im Juli 2017 fand die Gerichtsverhandlung in Bellinzona statt. Nicoletta Rodoni wurde wegen wiederholter Tierquälerei zwischen 2010 und 2016 zu sechzig Tagessätzen à dreissig Franken bedingt verurteilt.

Und was meint Ignazio Cassis dazu: «Ja, ich weiss, dass meine Schwägerin seit einiger Zeit Differenzen mit dem Veterinäramt hat, und habe aus der Presse erfahren, dass sie verurteilt wurde.» Er habe sich jedoch nie mit ihren Problemen beschäftigt.

Hubert Mooser

Plädoyer

Die Zeit ist reif

Überzeugende FDP-Bundesratskandidatinnen sind gescheitert, auch wegen der Ratslinken. Jetzt unterstützen die freisinnigen Frauen Isabelle Moret. Mit voller Kraft. Von Irene Thalmann

Lange, zu lange – 28 Jahre – kann die FDP Schweiz keine eigene Bundesrätin mehr vorweisen. Auch dank «gütiger Mithilfe» der Linken, nicht zuletzt linker Politikerinnen, welche sich nun im Vorfeld der anstehenden Bundesratswahl vermeintlich für eine FDP-Bundesrätin ins Zeug legen. Man denke hier an die frühere Ständerätin Christine Beerli, die nach der Nomination durch die Fraktion in der Bundesversammlung gegen Hans-Rudolf Merz unterlag. Erinnert sei auch an die Bundesratswahl von 2010, als die jetzige Ständerätin Karin Keller-Sutter nebst dem heutigen Amtsträger Johann Schneider-Ammann für den Bundesrat kandidierte. Damals wählten linke Frauen lieber Schneider-Ammann, welcher wohl aus ihrer Sicht weniger weit rechts politisierte – oder weil man keine weibliche freisinnige Strahlkraft wollte.

Mit der Nomination von Nationalrätin Isabelle Moret hat es die FDP-Fraktion in der Hand, der Vereinigten Bundesversammlung eine echte Auswahl zu bieten. Die Rücktrittsansage von Doris Leuthard hat die Frauenfrage zusätzlich befeuert und untermauert den Entscheid, Moret kraftvoll zu unterstützen. Ihre Kandidatur begrüssen wir aus mehreren Gründen: Sie verfügt über intellektuelle sowie berufliche Kompetenz und elf Jahre Erfahrung in Bern. Sie verkörpert die moderne und in verschiedensten Bereichen erfahrene Frau und Politikerin. Auch die FDP-Frauen wollen die besten Persönlichkeiten im Bundesrat. Hervorragende Ausbildung, Mehrsprachigkeit, politisch und medial versiert, verlässlich freisinnig – all das verkörpert Isabelle Moret.

Für gemischte Teams

Dennoch braucht es – auch mittelfristig – eine Strategie für den Fall, sollte es dieses Mal erneut nicht klappen mit der Wahl einer FDP-Bundesrätin. Was aufgrund schmerzlicher und reicher Erfahrung nicht ganz aus-



Frauenticket: Nationalrätin Moret.

zuschliessen ist. Die FDP-Frauen haben deshalb mehrfach betont, dass wir eine FDP-Bundesrätin fordern und überzeugt für kandidierende Frauen eintreten werden. Sollte es jetzt nicht gelingen, so spätestens beim Rücktritt von Bundesrat Johann Schneider-Ammann dank einem doppelten Frauenticket.

Mit ihrer hoffnungsvollen Kandidatur zur Wahl in den Bundesrat könnte Isabelle Moret für viele Frauen in unserem Lande eine Vorbildfunktion übernehmen. Denn noch immer sind Frauen in wichtigen Funktionen in Politik, Wirtschaft und Wissenschaft klar untervertreten. Es braucht Vorbilder, um junge Frauen zu ermutigen, Verantwortung in Beruf, Politik und Gesellschaft zu übernehmen. Führungsgremien benötigen Diversität. Es ist schon längst erwiesen, dass gemischte Teams erfolgreicher agieren, Risiken umfassender abschätzen und kreativere Lösungsvorschläge erarbeiten als reine Männergremien.

Wir sind der tiefen Überzeugung, dass 28 Jahre nach dem Rücktritt von alt Bundesrätin Elisabeth Kopp die Zeit mehr als reif ist für eine FDP-Bundesrätin. Eine angemessene Frauenvertretung im Bundesrat erachten wir als ausserordentlich relevant. Die Anzahl der FDP-Nationalrätinnen ist bei den Wahlen 2015 weiter gesunken, und nur noch eine FDP-Frau sitzt im Ständerat. Gerade die bürgerlichen Parteien haben in der Frauenfrage noch einiges an Nachholbedarf. Seit 1848 wurden erst sieben Frauen in den Bundesrat gewählt.

Nach all den gemachten Analysen, Abwägungen und Überlegungen ist für die FDP-Frauen Schweiz klar: Die Zeit ist reif für eine FDP-Bundesrätin.



Irene Thalmann ist langjährige Vizepräsidentin und amtierende Generalsekretärin der FDP-Frauen Schweiz. Von 2005 bis 2016 gehörte sie dem Schwyzer Kantonsrat an.

Bersets Brechstange

Der Endspurt um die Rentenreform wird heftig werden. Bundesrat Alain Berset warb jahrelang für einen Kompromiss. Zumindest in dieser Hinsicht ist er klar gescheitert.

Von René Zeller



Rhetorische Drohkulisse: Bundesrat Berset (r.) mit Mediensprecher Lauener.

In den heissen Sommerwochen sind die Kontrahenten vergleichsweise kühl geblieben. Doch im Seilziehen um das umstrittenste Reformprojekt der letzten Jahre, die Altersvorsorge 2020, fallen jetzt die Masken. Es muss damit gerechnet werden, dass die Wortführer hüben und drüben bis zum Urnengang vom 24. September Zunder geben werden.

Ausgerechnet Alain Berset hat den Takt vorgegeben. Der SP-Bundesrat fauchte die Gegner der Rentenreform vor Wochenfrist mit markigen Worten an. Das Interview, das er dem *Tages-Anzeiger* gewährte, kam einem Wink mit der Brechstange gleich. An die Adresse der Jungen signalisierte Berset, ihnen drohe bei einem Nein ein Debakel («Wenn ihr Nein stimmt, könnt ihr nicht sicher sein, dass ihr noch eine AHV bekommt»). Das Stimmvolk ermahnte der Sozialminister, es gebe zu einem Ja «keine Alternative auf die Schnelle». Und den bürgerlichen Parteien, die für eine Alternative plädieren, unterstellt Berset, sie hätten «bis zuletzt Rentenalter 67 gefordert».

Das gegnerische Lager will Bersets rhetorische Drohkulisse nicht langmütig hinnehmen. Die Tonalität wird verschärft. Auf der

Website des Komitees «Generationenallianz» sind die Aussagen des forschenden Innenministers zerzaust worden. Berset erpresse die junge Generation, heisst es. Er nehme mit seiner Behauptung, die aktuelle Vorlage sei alternativlos, eine «klare Verweigerungsposition» ein. Und der Vorwurf, FDP und SVP hätten bis zuletzt Rentenalter 67 gefordert, sei «klare Desinformation», eine «mutwillige Unterstellung».

Sagt Alain Berset die Unwahrheit?

Das fragen wir Peter Lauener, den Kommunikationsberater des Departements des Innern. Bersets Sprecher hält selbstredend dagegen. FDP und SVP hätten im Nationalrat bis kurz vor der Einigungskonferenz für ein Finanzierungskonzept inklusive Interventionsmechanismus gestimmt, das «mit Sicherheit automatisch und ohne Referendumsmöglichkeit zu einer Erhöhung auf Rentenalter 67 geführt hätte». Erst vier Tage vor der Schlussabstimmung hätten die bürgerlichen Gegner der Vorlage ihre Idee aufgegeben, fügt Lauener an. Dass Bundesrat Alain Berset zu weit gegangen sei, stellt sein PR-Profi kategorisch in Abrede.

«Es ist Aufgabe des Bundesrats, Klartext zu reden und über Konsequenzen von Entscheidungen zu informieren.»

Apropos Klartext: Auch die SP Schweiz, welche die Kampagne der linken Parteien und Gewerkschaften koordiniert, will die Gegenseite frontal attackieren. SP-Präsident Christian Levrat und sein Kampagnenleiter Stefan Krattiger sammeln Geld, um folgenden plakativen Slogan präsentieren zu können: «Das wollen die AHV-Gegner: Rentenalter 67 und tiefere Renten.» Dazu lässt sich sagen, erstens: Niemand hat im mehrjährigen Seilziehen um die Rentenreform die Existenz der AHV in Frage gestellt. Zweitens: Die bürgerlichen Gegner der Vorlage wollen die Renten erklärermassen sichern, nicht senken. Drittens: Rentenalter 67 steht im aktuellen Kontext nicht zur Debatte.

Es erstaunt gleichwohl nicht, dass Bundesrat Berset im Gleichschritt mit seiner Partei und den Gewerkschaften die Konfrontation mit der gegnerischen Allianz – FDP, SVP, Arbeitgeberverband, Gewerbeverband – sucht. Das säbelrasselnde Argumentarium des federführenden Bundesrats ist zweifellos mit der Kampagne der Genossen abgestimmt. Dass Berset nicht nur ein cleverer Polit-Taktiker ist, sondern auch ein akribisch planender Abstimmungskämpfer, ist weitherum bekannt. Dazu kommt, dass das Departement des Innern personell aufs engste mit der politischen und gewerkschaftlichen Linken verflochten ist.

Konsequent rot

Der erwähnte Peter Lauener drechselte im Generalsekretariat der SP Schweiz und im Gewerkschaftsbund politische Kampagnen, bevor er 2012 in den Stab von Alain Berset eintrat. Den direkten Draht vom Departement des Innern in die SP-Zentrale stellt auch Thomas Christen sicher, der das SP-Generalsekretariat führte, bevor er in den Staatsdienst eintrat. Im Frühjahr ist Christen von Bersets Stab ins Bundesamt für Gesundheit transferiert worden. Seinen Auftrag, eine für die Linke akzeptable Rentenreform mitzugestalten, habe er erfüllt, sagt ein freisinniger Funktionär zähneknirschend.

Das System Berset, das zur vorliegenden Rentenreform geführt hat, erinnert an eine Wagenburg. Die verwaltungsinternen Schlüsselpositionen besetzte Berset konsequent mit roten Gefolgsleuten. Im Juli übernahm der SP-Mann Jürg Brechbühl die Leitung des Bundesamts für Sozialversicherungen (BSV). Gleichenorts wirkt seit 2016 Pascal Coullery als Leiter des Direk-

tionsstabs. Der einstige persönliche Mitarbeiter von Bundesrätin Ruth Dreifuss und ehemalige Generalsekretär des Berner SP-Regierungsrats Philippe Perrenoud gehört ebenso zu Bersets «roter Kapelle» wie Colette Nova. Als BSV-Vize-Direktorin betreut sie die Bereiche AHV und berufliche Vorsorge. Zuvor marschierte sie als Gewerkschaftssekretärin im Gleichschritt mit SP-Ständerat Paul Rechsteiner. Der ewig junge Präsident des Schweizerischen Gewerkschaftsbundes ist der heimliche Vater des AHV-Ausbauprojekts namens Altersvorsorge 2020.

Wenn sich Befürworter und Gegner der Rentenreform in den nächsten Tagen und Wochen verbal an die Gurgel gehen, ist das auch Alain Berset anzulasten: Der freundeidgenössische Kompromiss, den der Freiburger Bundesrat nach seinem Amtsantritt 2012 als Ziel deklarierte, ist ein frommer Wunsch geblieben. Dass damals Didier Burkhalter ins Auswärtige Departement wechselte und so das Departement des Innern für die SP frei machte, verknüpfte der Gesamtbundesrat – gemäss Bersets eigenen Aussagen – mit der Erwartung, ein Sozialdemokrat werde eher in der Lage sein, die Linke zu Kompro-

missen zu bewegen. Daraus ist nichts geworden. Die Linke hat im Parlament den nicht nachhaltig finanzierten Ausbau der AHV erstritten. Die CVP ist nach links gerückt. Die Ratsrechte hat verloren.

Politischer Feinmechaniker

Man muss es Alain Berset lassen: Der politische Feinmechaniker hat in seinem Kerndossier alle Register gezogen. Als der Ständerat im Juni 2015 die gewerkschaftliche Volksinitiative «AHV plus» debattierte, wussten Hinz und Kunz, dass ein Ja zu diesem Volksbegehren finanzpolitischem Harakiri gleichgekommen wäre. Berset schlug im Ständerat denn auch derart kräftig auf den Tisch, dass die NZZ notierte, der Faustschlag habe Eingang ins Ratsprotokoll gefunden. Allein, Bersets Unmutsäusserung galt nicht den Gewerkschaftern, sondern den bürgerlichen Kritikern der verantwortungslosen gewerkschaftlichen Initiative. Gesinnungsfreunde vergrault man nicht.

Und noch einmal begab sich Berset aufs Glatteis. Als der Ständerat die Botschaft des Bundesrats zur Sanierung der Altersvorsorge

zu einer Ausbauvorlage umbaute (plus 70 Franken AHV monatlich), informierte der ausgebuffte Innenminister den Gesamtbundesrat mit einer Info-Notiz über die Kurskorrektur. Der auf dem Papier bürgerlich dominierte Bundesrat intervenierte nicht. Seither kann Alain Berset die Rentenreform, die im Nationalrat eine hauchdünne Mitte-links-Lega-Mehrheit fand, als Bundesratslösung verkaufen.

So viel steht fest: Über eine Kompromissvorlage wird das Stimmvolk am 24. September nicht abstimmen. Deshalb stehen die Zeichen im Abstimmungskampf auf Konfrontation wie seit Jahren nicht mehr.

Angemerkt sei auch noch, dass die Stimmberechtigten nicht über Rentenalter 67 entscheiden müssen. Die SP wird zwar das Gegenteil behaupten, und zuvorderst sekundiert werden wird sie von Christlichdemokraten. Aber skurrilerweise haben SP und CVP selber Erklärungsbedarf bezüglich Rentenalter. Jungsozialisten und Westschweizer Linksparteien haben das Referendum gegen die sogar von Alain Berset als notwendig taxierte Erhöhung des Frauenrentenalters ergriffen. Und im Ständerat ist eine Motion des Zuger Ständerats Peter Hegglin hängig, in der eine automatische Anhebung des Rentenalters an die steigende Lebenserwartung gefordert wird. Hegglin gehört der CVP an. ○



Gleichschritt: Rechsteiner.

Die bürgerlichen Gegner der Vorlage wollen die Renten sichern, nicht senken.

Teilhaben an intelligenten und systemgestützten Anlagen.

100% Swiss Made Asset Management

Jetzt einsteigen unter swisscanto.ch/regelbasiert oder bei Ihrer Bank

Vernetzte Zukunft: Die ständig wachsende Datenmenge beeinflusst vermehrt auch die Anlagewelt. Unser Team ist Pionier für regelbasiertes Investieren mit robusten, eigenen Analysemodellen und einem überzeugenden, langjährigen Performanceausweis. Steigen Sie jetzt ein und profitieren Sie von unserer Expertise.



Diese Angaben dienen ausschliesslich Werbezwecken und stellen keine Anlageberatung oder Offerte dar. Alleinverbindliche Grundlage für den Erwerb von Swisscanto Fonds sind die jeweiligen veröffentlichten Dokumente (Fondsverträge, Vertragsbedingungen, Prospekte und/oder wesentliche Anlegerinformationen sowie Geschäftsberichte). Diese können unter swisscanto.ch sowie in Papierform bei der Swisscanto Fondsleitung AG, Bahnhofstrasse 9, 8001 Zürich, allen Geschäftsstellen der Kantonalbanken in der Schweiz und der Bank Cler, Basel, kostenlos bezogen werden.

«Biologische Ursachen»

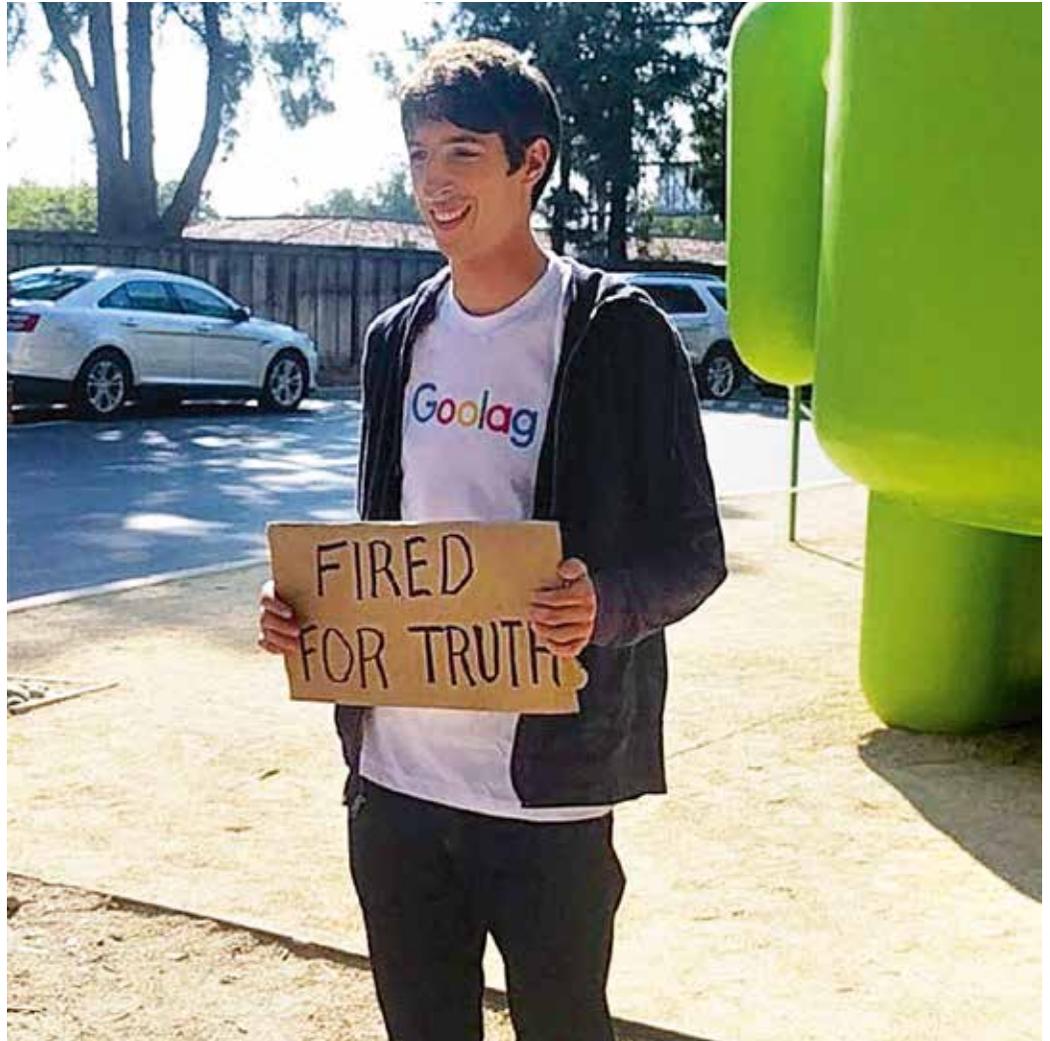
Das Google-Management feuert einen Angestellten, der sich provokativ zu Geschlechterfragen äusserte. Dass sich der Programmierer auf Wissenschaftler berief, half ihm nicht. Der Fall zeigt, wie auch mächtige Konzerne unter organisierten politischen Einfluss kommen. *Von Beat Gygi und Florian Schwab*

«Der beste Weg, die Leute passiv und und gehorsam zu halten: das Spektrum der akzeptierten Meinung strikt begrenzen, aber innerhalb dieses Spektrums eine höchst lebhafteste Debatte gestatten.» Noam Chomsky, Galionsfigur der Linken, zitiert vom ehemaligen Google-Angestellten James Damore im Wall Street Journal.

Selten löst ein zehnteiliges Memorandum ein solches Erdbeben aus. Unter dem Titel «Google's Ideological Echo Chamber» thematisierte der Google-Software-Ingenieur James Damore die seines Erachtens falsche Politik des Konzerns in Sachen *diversity* (angemessene Vertretung von Geschlechtern und anderen Gruppen unter den Angestellten). Den Aufsatz stellte Damore Mitte Juli zur Diskussion ins interne Google-Netz. Dann passierte lange – nichts. Erst als der Technik-Blog «Gizmodo» am 5. August eine gekürzte Fassung des Damore-Aufsatzes ins Netz stellte, wurde in den sozialen Medien ein Scherbengericht über dem Autor veranstaltet. Etliche «Googlers» attackierten ihren Kollegen auf Twitter. Zwei Tage später feuerte CEO Sundar Pichai den Software-Ingenieur und begründete dies in einem Schreiben an die Mitarbeiter: «Nahezu legen, dass eine Gruppe unter unseren Kollegen Eigenschaften aufweist, aufgrund derer sie biologisch für diese Arbeit weniger geeignet sind, ist beleidigend und nicht okay.»

Die Heftigkeit dieser Reaktion steht in einem merkwürdigen Missverhältnis zum tatsächlichen Inhalt des Dokuments. Wer Damores Papier von A bis Z durchliest, findet einen weitgehend wissenschaftlich fundierten Kurzaufsatz ohne Polemik. Gleich zu Beginn stellt der Autor klar: «Ich schätze *diversity* und Inklusion, bestreite nicht, dass Sexismus existiert, und ich heisse die Nutzung von Stereotypen nicht gut.» Es sei richtig, Frauen zur Karriere in Technikberufen zu ermuntern. Allerdings bestehe die Ursache für einen tiefen Anteil an weiblichen Angestellten nicht, wie von seinem Arbeitgeber angenommen, in expliziter und impliziter Diskriminierung, sondern darin, «dass sich die [statistische] Verteilung von Präferenzen und Fähigkeiten zwischen Mann und Frau teilweise durch biologische Ursachen unterscheidet».

Für diese Aussagen führt Damore wissenschaftliche Quellen an. Nicht einmal das, was der Google-Chef als Kündigungsgrund zusammenfasst, hat sein Ex-Mitarbeiter Damore geschrieben. Im Gegenteil, er stellt klar, dass



Endstation «Goolag»: Software-Ingenieur Damore.



«Nicht okay»: Google-CEO Pichai.

statistische Betrachtungen selbstverständlich «nichts über das Individuum aussagen». Mit anderen Worten: Es gibt ebenso gute weibliche wie männliche Programmierer. Im Durchschnitt aber sind Frauen weniger an technischen Berufen interessiert als Männer. In dieser Frage sei sein Arbeitgeber aber für keine offene Debatte empfänglich, sondern im eigenen Resonanzraum («echo chamber») gefangen.

Trotz dieser wohlhabend gewägten Argumente folgte auf die Entlassung bei Google auch noch das obligate Anprangern durch sogenannte progressive Medien beidseits des Atlantiks. Das einflussreiche linke Online-Magazin *Slate* brandmarkte das Memorandum als «sexistisches Manifest». CNN reduzierte den Aufsatz böswillig auf die Aussage: «Frauen sind für Technikberufe ungeeignet.» Und gemäss Titel in der *New York Times* «hinterfragt» der Autor generell «women in tech».

Auch im deutschsprachigen Raum wurde munter über einen Text geurteilt, den die wenigsten gelesen (und wenn doch, dann mutwillig missverstanden) haben. «Der weisse Mann als eigentlicher Underdog des Silicon Valley: Auf diese Idee muss man erst mal kommen», ätzte der *Spiegel*. Die *Süddeutsche* legte Damore entgegen dem eindeutigen Wortlaut des Textes die Aussage in den Mund, es sei «ein Fehler», noch mehr «Frauen und Minderheiten in diese Jobs zu bringen». Auch der *Tages-Anzeiger* interpretierte ohne jeglichen Beleg im Text, das «sexistische Manifest» erwecke den Eindruck, sein Autor «ärgere» sich darüber, «dass Leute wie er gezwungen werden, mit Menschen zusammenzuarbeiten, die nicht männlich und nicht weiss sind».

Kommune der Google-Belegschaft

Natürlich ist es das Recht einer privaten Firma, zu entscheiden, mit wem sie zusammenarbeiten möchte. Allerdings ist es schon erstaunlich, wie eng abgesteckt bei Google das zulässige Meinungsspektrum in Sachen *diversity* ist. Dabei betont doch das Firmenmotto den Willen, keinesfalls böse zu sein: «Don't be evil.» Zudem gilt der Konzern seit je als Vorbild in Sachen Mitarbeitermotivation und -bindung. Mit allerlei Einrichtungen wie Kinderkrippen, Wohngelegenheiten «auf dem Campus», Sportplätzen und so weiter sorgt das Unternehmen dafür, dass sich die Angestellten mit der Firma identifizieren und möglichst viel Zeit dort verbringen. Es besteht sogar ein Programm mit dem Ziel, dass die «Googlers» einen Teil ihrer Arbeitszeit für gemeinnützige Projekte abseits von ihrem Alltagspflichtenheft einsetzen.

Dass die Führung eines vor Intelligenz strotzenden Konzerns von den Angestellten erwartet, dass diese im Gegenzug auf selbstständiges Denken und unbequeme Standpunkte verzichten, passt nur auf den ersten Blick nicht ins Bild. Wenn Google die Mit-

arbeiter aus der Firmenkasse mit privaten Gütern wie Essen, Wohnen oder Freizeit versorgt, dann wird das Unternehmen unweigerlich ein Stück weit zu einer öffentlichen Angelegenheit, zu einer Art Kommune der Google-Belegschaft. In Kommunen wird vieles gemeinsam entschieden und finanziert, was sonst private Angelegenheiten der einzelnen Leute sind. Diese Vergemeinschaftung kann rasch einmal weltanschauliche Fragen erfassen, zumal es dabei im Grunde oft um Verteilungskämpfe geht, bei denen jede Interessengruppe möglichst viel auf Kosten der anderen an sich ziehen möchte.

Political Correctness (PC) passt dazu. Politisch korrekt zu sein, heisst, niemanden wegen Geschlecht, Rasse, Zugehörigkeit zu einer Randgruppe oder anderer Eigenschaften zu benachteiligen. In der Praxis läuft der PC-Mechanismus jedoch darauf hinaus, dass zahlreiche Gruppen Anspruch auf irgendeine Förderung oder Bevorzugung durch den Staat oder die gemeinsame Kasse erheben, meist mit

Wenn ein Mitarbeiter gewisse Unterschiede «natürlich» nennt, widerspricht das der Spielanlage.

dem Ruf nach Gleichstellung unabhängig von Geschlechtern, sexuellen Vorlieben, Rassen et cetera. Erfolg hat, wer sich als entschädigungswürdiges Opfer einer Diskriminierung darstellen und darlegen kann, er werde durch bestimmte Handlungen oder Haltungen anderer beleidigt oder gekränkt. Umverteilung soll Unterschiede und Kränkungen dann beseitigen. Diese zu dulden, hiesse, Diskriminierung zu dulden. Wenn dann ein Mitarbeiter öffentlich gewisse Unterschiede «natürlich» nennt, widerspricht das der Spielanlage.

Warum kann sich Google als grosse private Firma, die an der Börse kotiert ist und in hartem Wettbewerb steht, die Kultivierung solcher Political Correctness leisten? Geht es der Firma so gut, dass die Chefs die Meinungsfreiheit der Belegschaft drastisch einschränken und jene einfach entlassen können, welche die Glaubenssätze der Personalchefs nicht mittragen? So vernachlässigen die Manager doch ihre Geschäfte, sie verlieren doch Geld, wenn sie sich zu sehr von Nebenthemen wie Political Correctness ablenken lassen. Von Aktionären war bisher allerdings wenig Widerspruch zu hören.

Halt, mag man einwenden, bei Google sei die Pflege der Political Correctness nicht ein Hobby oder eine Selbstverwirklichung der Manager, sondern nötig, um jene Belegschaft anzuziehen, mit der man gute Arbeit leisten und Unternehmenswert für die Eigentümer schaffen könne. Viele Rekrutierte kämen von Universitäten, an denen mittlerweile eine derartiger Gleichstellungswahn herrsche, dass sogar Studentenverbindungen verboten würden. Zudem

sei Google so stark von staatlichen Regulierungen betroffen, dass man mit politischer Korrektheit auf der sicheren Seite sei, wenn es um Verhandlungen mit Behörden gehe, die ja ihrerseits diese Haltung kultivierten. Allerdings wirft dies die Frage auf, ob eine solche einseitige Firmenideologie nicht auch auf die Abfrageresultate der Google-Suchmaschine abfärbt.

Das Beispiel Google zeigt, wie Riesenkonzerne verpolitisiert werden können, wenn die Aktionärsinteressen in der Willensbildung des Unternehmens relativ schwach vertreten sind. Bestehen ähnliche Gefahren in der Schweiz? Zuerst denkt man nichts Böses, aber wenn man es genau überlegt, zeigen sich Strömungen, die eine Öffnung der privaten Unternehmen für die Politik begünstigen.

Brecheisen

So ist «Corporate Social Responsibility» seit dreissig Jahren gross in Mode bei allen, die von Unternehmen mehr Leistungen zuhanden der Öffentlichkeit fordern als wirtschaftlichen Erfolg. Vorläufig sind die Messmethoden und Zusatzziele sehr vielfältig und Privatsache der Firmen oder des *soft law* von Organisationen. Der Druck, diese Richtlinien mehr und mehr zu gesetzlichen Vorgaben zu machen, ist jedoch gross. In der OECD gibt es ganze Netze zur Überwachung und Massregelung privater Konzerne. Die internationale Harmonisierung der Firmenbesteuerung ist der jüngste Coup. Seit langem erlässt die Organisation aber schon Verhaltensrichtlinien für Firmen. Diese gelten zwar als *soft law*, Nichtregierungsorganisationen und andere Parteien haben jedoch in jedem OECD-Land einen offiziellen Kontaktpunkt, wo sie gegen Konzerne in «weicher» Form klagen können, wenn ihnen das Firmenverhalten nicht passt. Auch «weiche» Leitplanken tun ihre Wirkung.

Diese Strömungen und das, was die Google-Führung tut, gehen eigentlich in Richtung dessen, wovon Sozialdemokraten in der Schweiz träumen: von der Demokratisierung der Wirtschaft. Betriebliche Entscheide sollen nicht einfach in privater Abwägung auf Rendite oder Unternehmenswert ausgerichtet werden, sondern auch kollektiv mitbestimmt werden und politischen Zielen genügen. Auf diese Weise werden private Unternehmen für die Politik geöffnet. Die Firma ist dann wie ein Haus, dessen Tür nicht mehr abgeschlossen werden darf, nein, sondern offen sein soll für alle offiziell zugelassenen Interessengruppen. Diese dürfen dann auch Möbel umstellen. In der Schweiz wird mit der bald zur Abstimmung kommenden Volksinitiative «Für verantwortungsvolle Unternehmen», der sogenannten Konzernverantwortungsinitiative, nun ein riesiges Brecheisen geschmiedet, mit dem Interessengruppen künftig die Hauptsitze der Unternehmen aufstemmen wollen, um am Tisch der Chefs mitzureden und Überwacher zu spielen. ○

Energieverschwendung der Extraklasse

Die Elektromobilität ist alles andere als umweltfreundlich, dies belegte die *Weltwoche* in der letzten Ausgabe. Besonders schlecht schneiden E-Autos beim Ressourcenverbrauch ab: Wer mit Strom fährt, benötigt mehr als doppelt so viel Energie, als wenn er mit Benzin unterwegs wäre. Von *Ferruccio Ferroni** und *Alex Reichmuth*



Leere Behauptungen: Tesla Model S beim Aufladen.

In Zeiten, in denen Industrie, Politik und Justiz versuchen, die Dieselkrise zu bewältigen, scheint es keine löblichere Fortbewegungsart zu geben als die mit Elektrizität. Diesen Eindruck erwecken zumindest all die Politiker- und Zeitungskommentare, die den Stromantrieb als bessere Alternative zum Verbrennungsmotor preisen. Elektroautos seien ökologischer und schonten die Ressourcen, so der Tenor. So propagierte der *Tages-Anzeiger* die E-Mobilität mit dem Argument, es brauche «einen effizienteren und sparsameren Umgang mit Energie». Bereits plant der Verein E-Mobil Züri, mitten in der grössten Schweizer Stadt ein Elektroauto-Rennen zu veranstalten. Wäre Gleiches mit Kraftstoff-Boliden geplant, würde man eine solche Idee wohl als Aprilscherz erachten.

In anderen Weltgegenden scheint man von den Vorteilen der E-Mobilität weniger überzeugt zu sein. So brummt die Verkehrsbehörde von Singapur letztes Jahr dem Käufer eines Tesla S eine Umweltsteuer von umgerechnet über 10 000 Franken auf – mit dem Hinweis, das Fahrzeug brauche besonders viel Energie, nämlich über 44 Kilowattstunden (kWh) Strom pro 100 Kilometer. Dabei benö-

tigt die elektrische Luxuskarosse aus dem Silicon Valley gemäss Katalog doch nur 18 kWh. Singapurs Behörden sind aber nicht etwa von allen guten Öko-Geistern verlassen, sondern mit einer Extraportion Sachverstand gesegnet. Denn Elektroautos verschlingen tatsächlich besonders viel Energie. Dies zeigt folgende Berechnung.

Tieferer Wirkungsgrad im Winter

Gemäss den Prospekten ihrer Produzenten benötigen gängige Elektroautos – vom Nissan Leaf über den VWE-Golf, den Mitsubishi i-MiEV bis hin zum neuen Tesla 3 – bloss rund 15 kWh Strom pro 100 km, manche etwas mehr, manche etwas weniger. Grundsätzlich weiss jeder Autofahrer, sei er nun mit Strom oder Brennstoff unterwegs, dass solche Herstellerangaben bloss Theorie sind. Die Werte werden unter Bedingungen ermittelt, die mit dem realen Strassenverkehr fast nichts gemeinsam haben: Die Prüfzyklen finden auf Rollen statt und sind von tiefen Geschwindigkeiten und sanften Beschleunigungen geprägt. Zusatzverbraucher wie etwa Scheinwerfer sind ausgeschaltet. Fahrtwind gibt es im Labor auch keinen. Laut

dem Forschungsverband ICCT (International Council on Clean Transportation) liegt der tatsächliche Verbrauch von Autos mit Verbrennungsmotor im Schnitt happige 42 Prozent über den offiziellen Angaben. Bei Elektrofahrzeugen klaffen Realität und Theorie aber noch viel weiter auseinander: Das deutsche Prüfunternehmen TÜV Süd ermittelte 2014 den Verbrauch einiger gängiger Elektroautos bei realen Testfahrten. Es zeigte sich, dass im Schnitt 31 kWh Strom für 100 km nötig sind, wenn man je zur Hälfte auf Landstrassen und auf Autobahnen fährt – also rund doppelt so viel als von den Herstellern angegeben.

Doch das ist erst die halbe Wahrheit, denn TÜV Süd testete bei Temperaturen von 23 Grad. Bei Kälte steigt der Strombedarf von Elektrofahrzeugen jedoch deutlich: Der Wirkungsgrad der Batterie ist dann viel tiefer, und die Fahrerkabine kann nicht wie bei konventionellen Autos durch die Abwärme des Verbrennungsmotors geheizt werden. Dänemarks Technische Universität zeigte 2016 anhand von Messungen, dass Elektroautos im Winter ein Drittel mehr Energie benötigen als im Sommer. Davon kann man ableiten, dass der Verbrauch bei

ganzjährigem Gebrauch in der Schweiz (Durchschnittstemperatur etwa neun Grad) 11 Prozent höher liegt als bei den Tests von TÜV Süd.

Beträchtliche Ladeverluste

Weiter sind Ladeverluste zu beachten. Hängt ein Elektroauto an der Steckdose, kann die Batterie nur einen Teil der übertragenen Energie speichern. Gemäss Tests, etwa des deutschen Wuppertal-Instituts, gehen zwischen 10 und 30 Prozent als Wärme verloren, wobei die Verluste bei Schnellladungen grösser sind. Wird bei tiefer Aussentemperatur geladen, kann der Verlust sogar fast 50 Prozent betragen. In diesem Artikel soll ein durchschnittlicher Ladeverlust von 20 Prozent angenommen werden.

Geht man also von einem Verbrauch von rund 31 kWh (gemäss TÜV Süd) bei Sommerbetrieb aus und addiert 11 Prozent bei Ganzjahresbetrieb und 20 Prozent wegen Ladeverlusten, müssen an den Ladestationen rund 41 kWh Strom bereitstehen, damit ein Elektroauto 100 Kilometer weit fahren kann. Der reale Verbrauch ist somit über 2,5-mal so hoch als von den Herstellern angegeben.

Für eine Bilanz ist nicht nur die Betriebsenergie massgebend, sondern auch diejenige für die Fahrzeugherstellung. Bei Elektrofahrzeugen ist insbesondere die Produktion der Batterien sehr energieintensiv. Wegen Erschöpfung müssen diese Batterien zudem nach einigen Jahren Betrieb ersetzt werden. Bei einer durchschnittlichen Nutzung des Fahrzeugs müssen mindestens 15 kWh pro 100 Kilometer Fahrt dazugerechnet werden. Batterien enthalten

zudem hochgiftige Stoffe, von denen auch bei konsequentem Recycling ein Teil entsorgt werden muss. Lithium, das besonders häufig verwendet wird, ist ähnlich toxisch wie schwach bis mittel radioaktive Stoffe. Das bedeutet, dass eine ebenso sichere Endlagerung wie bei Atomabfällen nötig ist (siehe Artikel rechts) – was mit beachtlichem Energieaufwand verbunden ist: Für 100 Kilometer Elektrofahrt kommen darum mindestens 3,5 kWh dazu. Insgesamt beträgt der Energieaufwand für Elektroautos auf Schweizer Strassen somit etwa 60 kWh pro 100 km.

Dieser Wert soll mit einem Auto mit Benzinmotor verglichen werden: Für dieses wird ein durchschnittlicher Verbrauch von acht Litern pro 100 Kilometer angenommen – bei realen Nutzungsbedingungen und ganzjährigem Gebrauch. Um diesen Verbrauch mit demjenigen von Elektromobilen in Relation zu setzen, muss man den Energiegehalt von Benzin heranzie-

hen und beachten, dass die Produktion von Strom mit beträchtlichen Energieverlusten einhergeht (Wirkungsfaktor für die Erzeugung von Elektrizität aus Primärenergie gemäss BP: 0,38). Insgesamt kann ein Liter Benzin so mit 3,4 kWh Strom gleichgesetzt werden. Ein Verbrauch von acht Litern entspricht somit rund 27 kWh Strom pro 100 km. Ein Zuschlag für Herstellung und Entsorgung des Benzinantriebs drängt sich nicht auf, da der entsprechende Energieaufwand vernachlässigbar klein ist. Ein Elektrofahrzeug mit 60 kWh pro 100 km verbraucht somit mehr als doppelt so viel Energie wie ein Fahrzeug mit Benzinmotor. Ein Vergleich mit einem Dieselfahrzeug dürfte noch schlechter ausfallen. Elektromobilität bedeutet also Energieverschwendung der Extraklasse.

Auch bei den anderen ökologischen Vorteilen handelt es sich weitgehend um leere Behauptungen. Sogenannt sauber sind E-Mobile nur, wenn man lediglich den Betrieb beachtet. Berücksichtigt man die Produktion des Stroms für diesen Betrieb, schneiden E-Mobile bezüglich Klimagasen nur dann klar besser ab als konventionelle Autos, wenn der Strom weitgehend CO₂-frei erzeugt wird (vergleiche *Weltwoche* Nr. 32/17). Das ist in der Schweiz heute dank Wasser- und Atomkraft zwar noch der Fall. Es braucht aber viel Optimismus, zu glauben, dass die Versorgung auch nach dem beschlossenen Atomausstieg ohne fossilen Strom erfolgen kann. Ein Umstieg auf Elektrofahrzeuge im grossen Stil würde zudem den Stromverbrauch deutlich erhöhen. Die Empa geht davon aus, dass die Nachfrage um einen Fünftel steigt, falls alle Autos in der Schweiz elektrisch be-

trieben würden. Ohne den Einsatz von CO₂-intensivem Gas- oder Kohlestrom wäre diese Nachfrage kaum zu bedienen. Wegen des erwähnten grossen Energieaufwands entstehen zudem bei der Herstellung der Batterien enorme Mengen an CO₂. Gemäss einer neuen schwedischen Studie müssen Besitzer eines Tesla Model S acht Jahre lang fahren, bis das CO₂, das bei der Batterienproduktion freigesetzt wurde, kompensiert ist. Nach acht Jahren Betrieb ist aber wohl längst ein erster Batterientausch fällig. Die Grüne Partei verlangt, dass die Schweiz ab 2025 keine neuen Autos mit Verbrennungsmotor mehr zulässt, sondern nur noch Elektromobile. Der Schaden für die Umwelt wäre enorm, sollte Bundesbern dieser Forderung nachkommen.



Lithium-Ionen-Batteriezellen.

Lithium ist ähnlich toxisch wie schwach bis mittel radioaktive Stoffe.

trieben würden. Ohne den Einsatz von CO₂-intensivem Gas- oder Kohlestrom wäre diese Nachfrage kaum zu bedienen.

Wegen des erwähnten grossen Energieaufwands entstehen zudem bei der Herstellung der Batterien enorme Mengen an CO₂. Gemäss einer neuen schwedischen Studie müssen Besitzer eines Tesla Model S acht Jahre lang fahren, bis das CO₂, das bei der Batterienproduktion freigesetzt wurde, kompensiert ist. Nach acht Jahren Betrieb ist aber wohl längst ein erster Batterientausch fällig.

Die Grüne Partei verlangt, dass die Schweiz ab 2025 keine neuen Autos mit Verbrennungsmotor mehr zulässt, sondern nur noch Elektromobile. Der Schaden für die Umwelt wäre enorm, sollte Bundesbern dieser Forderung nachkommen.

* Ferruccio Ferroni ist diplomierter Ingenieur ETH.

Batterien

Lithium, ade!

Setzen sich Elektroautos im grossen Stil durch, gibt es ein Rohstoffproblem.

Bei Elektromobilen kommen meist Batterien auf Basis von Lithium zum Einsatz. Denn mit dem Alkalimetall kann, verglichen mit dem Gewicht, am meisten Energie gespeichert werden. Auch Lithium-Batterien erschöpfen sich aber. Nach etwa 500 Ladevorgängen muss man sie ersetzen. Ein Set Batterien für den neu auf den Markt gekommenen Tesla 3 benötigt elf Kilogramm Lithium. Ist das Fahrzeug zwölf Jahre in Betrieb und legt es dabei total 150 000 Kilometer zurück, müssen die Batterien wegen der Erschöpfung zweimal ersetzt werden. Für die Lebensdauer eines Tesla 3 sind somit 33 Kilogramm Lithium nötig.

Setzt sich die Elektromobilität durch, droht ein Rohstoffproblem: Gemäss der US-Behörde Geological Survey betragen die weltweiten Lithium-Reserven 14 Millionen Tonnen. Falls davon die Hälfte für Elektrofahrzeuge verwendet wird (Batterien werden auch für andere Zwecke benötigt), reichen die Reserven selbst bei idealem Recycling von Lithium nur für rund 400 Millionen Elektrofahrzeuge vom Typ Tesla 3 (inkl. Batterienersatz). Derzeit kurven aber 1,2 Milliarden Autos auf den Strassen der Welt herum. Es entsteht also ein Engpass, falls mehr als ein Drittel des motorisierten Verkehrs auf Elektroantrieb umstellt. Zwar könnte man Batterien anderen Typs verwenden. Der Aufwand für deren Produktion wäre aber noch höher als bei Lithium-Batterien, zudem stiege das Batteriegewicht. Die Energiebilanz der Elektromobilität würde nochmals deutlich schlechter.

Tödliche Gefahren

Dazu kommt, dass Lithium hochgiftig ist. Bereits bei einer Einnahme von wenigen Milligramm pro Tag drohen tödliche Gefahren für den Menschen. Setzt sich Elektromobilität breit durch, müssten jedoch mehrere Millionen Tonnen Lithium entsorgt werden, das nicht mehr recycelt werden kann. Der Aufwand, um eine sichere Isolation vor der Umwelt zu gewährleisten, ist vergleichbar mit dem für die Entsorgung schwach- bis mittelradioaktiver Abfälle. In der Schweiz müsste man wohl die Nagra mit der Endlagerung von Lithium beauftragen. Die entsprechend hohen Kosten hätten die Elektroautofahrer zu tragen.

Ferruccio Ferroni und Alex Reichmuth



Grüengewirkter Zeitgeist: Kanzlerin Merkel an einer Wahlveranstaltung in München.

Deutscher Duster-Sommer des Diesels

Die deutsche Automobilindustrie steht am Pranger. Nicht nur linke Politiker fordern, der Staat solle das Kommando übernehmen. Kanzlerin Merkel trommelt mit. Wo irren die auch wahltaktisch Empörten?

Von Georg Meck

Ein Opfer des Dieselskandals steht fest: Wenn schon nicht gleich der Dieselmotor abgeschafft wird, so ist doch der einstige Ehrentitel «Autokanzler» aus der deutschen Politik getilgt. So schnell wird sich kein Regierungschef mehr damit brüsten, Schaden von der deutschen Autoindustrie abzuwenden oder deren Nutzen zu mehren. Das ist vorbei. Die Allianz zwischen Politik und Automobil ist zerbrochen.

Nun wetteifern sie in Berlin darum, wer stärker draufhaut auf jene Grossmanager, die im Kanzleramt stets willkommen waren zu abendlichen Runden, wie sie Kanzler Gerhard Schröder (SPD), der «Genosse der Bosse», mit mehr Rotwein und Nachfolgerin Angela Merkel (CDU) mit weniger zelebriert haben.

«Vertrauen zerstört»

Jetzt rücken die Autochefs in die Nähe von Kriminellen, ungestraft dürfen sie von Öko-

Ideologen der Körperverletzung mit Todesfolge beschuldigt werden. Und keiner im Regierungsviertel hält dagegen. Es ist Wahlkampf im Land. Von links triumphiert das antikapitalistische Ressentiment gegen die «Millionenmanager» (SPD-Herausforderer Martin

Jedes Kreuzfahrtschiff belastet die Luft mehr als fünf Millionen Diesel-PKW zusammen.

Schulz), von der allseits anschlussfähigen Kanzlerin ist kein Beistand zu erwarten. Angela Merkel ist erkennbar erpicht darauf, Abstand zu gewinnen zu jenen Männern, die ihr «Vertrauen zerstört» haben. Wenn die Bundeskanzlerin den «Diesel» jetzt zur Chefsache erklärt, ist das mehr als Drohung denn als Versprechen zu sehen.

Daimler, BMW, Audi, Porsche, Volkswagen waren der Stolz der Nation, den Titel als Exportweltmeister haben sie fast im Alleingang eingefahren. Deutsche Ingenieure, deutsche Autos, deutscher Wohlstand: Dieser Dreiklang gehörte zusammen. Entsprechend üppig geriet die Arroganz der Spitzenleute in der Branche. Als Toyota mit dem Hybrid vorfuhr oder später Tesla mit Elektroautos, war die Reaktion stets dieselbe: «Öko-Firlefanz», tönte es von Deutschlands Vorstandsfluren, «technologisch minderwertig, allenfalls mit hübschem Marketing verpackt, ansonsten nicht weiter der Rede wert: Das erledigt sich von selbst!»

Erledigt hat sich diese Attitüde bräsig Herablassung. «Der Geruch des Todes hängt über der Branche», schrieb die *Financial Times* über die Lage der deutschen Autoindustrie im Katastrophensommer 2017, in dem ihre Protagonisten tatsächlich wenig auslassen, um sich

selbst zu schaden. Manipulierte Motoren, hingebogene Abgaswerte, überforderte Manager, dazu der Verdacht, dass sie seit Jahren in Kartellen gekungelt haben: Was braucht es da noch Öko-Spinner oder Anhänger der ökonomischen Irrationalität, um gegen das Automobil zu agitieren?

Faktenarme Dieselpolemik

Die Skandalisierungsmaschinerie läuft auf Hochtouren, allerdings mit wenig Rücksicht auf die Fakten. Erwiesen ist: Die Spritverbrauchsangaben der Autohersteller haben noch nie der Wirklichkeit standgehalten. Das ist misslich, aber legal, zudem wusste das jeder Käufer. Anders liegt der Fall bei VW. Der Konzern hat über Jahre mutmasslich Straftaten begangen, indem millionenfach Motoren manipuliert wurden. Allen anderen Herstellern ist nichts nachgewiesen. Beziehungsweise: Es wird gegen sie nicht einmal ermittelt. Zweifelhafte ist auch, was von der «Verschwörung» der Hersteller nach Ende der Kartelluntersuchung übrig bleibt. Haben sich die Konzerne auf technische Normen und Details verständigt, ohne Zulieferern oder Kunden zu schaden, ist daran wenig auszusetzen.

Und was die angeblich tödliche Wirkung der Abgase betrifft, wird von Umweltschützern masslose Panik betrieben. Jeder Rasenmäher ist schmutziger als ein moderner Diesel, jedes einzelne Kreuzfahrtschiff belastet die Luft mehr als fünf Millionen Diesel-PKW zusammen. Auch ist die Luft in den Innenstädten deutlich besser als vor Jahren. Die Entwicklung der Dieselmotoren ist eine Fortschrittsgeschichte. Damit dringt die Branche in der Öffentlichkeit allerdings nicht mehr durch, denn Automanager sind die neuen Banker, was den miesen Ruf betrifft – nur muss kein Staat ihre Unternehmen retten, die Gewinne der Autokonzerne gehen immer noch in die Milliarden.

Der Mercedes-Stern glänzt, und «Bie-Em-Dabbelju» verspricht einen Statusgewinn in aller Welt. Trotzdem werden sie auf der Internationalen Automobil-Ausstellung in Frankfurt in wenigen Wochen nur mit Mühe das heilige Blech feiern, zumal die ökonomische Potenz ihre politischen Gegner erst recht befeuert: «Wer hat, dem muss genommen werden.» So vulgär sozialistisch geht es zu in einer Debatte, die – nach dem Willen des grügewirkten Zeitgeists – die «Verkehrswende» in Deutschland einläuten soll. Allen Ernstes wird dafür die einzigartig vermurkste «Energiewende» zum Vorbild erkoren, als nach Fukushima hastig Atomkraftwerke samt marktwirtschaftlichen Prinzipien im Energiesektor abgeschaltet wurden. Im Fall des Automobils scheint es nicht mal eine Naturkatastrophe zu brauchen, um den Verbrennungsmotor abzuwürgen.

Um das Schlimmste zu verhindern, werfen die Autokonzerne jetzt hilflos «Umweltprämie» genannte Rabatte aufs Feld, die zum Kauf moderner, sauberer Dieselmotoren animieren sollen. Es gilt, damit Fahrverbote in den Innenstädten in letzter Minute zu vermeiden, ehe womöglich zu Beginn nächsten Jahres Städte wie München die Dieselaautos aussperren. Mit Gnade darf das Automobil in Deutschland derzeit nicht rechnen.

Auf einmal erscheint die Branche, welche den Deutschen über Jahrzehnte Brot und Arbeit gab, als eine einzige Verschwörung zum Schaden der Volksgesundheit, als eine Art kriminelle Vereinigung aus Politik und Wirtschaft. Man zählt die Köpfe, die von der einen auf die andere Seite gewechselt sind: Ein ehemaliger Zuarbeiter der Kanzlerin wirbelt nun als Lobbyist für Daimler durch Berlin, ein ehemaliger Regierungssprecher für VW, ein ehemaliger Verkehrsminister wiederum gibt seit Jahren den obersten Vertreter des Industrieverbandes.

Tatsächlich sind die Bande eng, personell wie finanziell. Die grössten Parteispenden kommen zuverlässig aus der Autoecke. Daimler bedient traditionell grosszügig die Grossparteien, die ansonsten scheue Familie Quandt, wichtigste Eigentümerin von BMW, tut sich gewohnheitsmässig als Finanzier der Kanzlerinnenpartei hervor. All das weckt Argwohn, den zweifellos auch die andere Seite der Gesellschaft, die gewerkschaftliche, verdient hätte. Enger als die Politik hängen Wohl und Wehe der IG Metall am Automobil. Ihm verdankt die mächtigste Industriegewerkschaft der Welt ihre Macht – Einfluss, Mitglieder und dementsprechend volle Kassen. Ohne Daimler, BMW und VW wäre die Gewerkschaft ein ziemlich trauriger Verein.

Ruf nach noch mehr Staat

In den Autokonzernen stellt die IG Metall die stellvertretenden Vorsitzenden im Aufsichtsrat, die sich für gewöhnlich als Co-Manager des jeweiligen Konzernchefs sehen. Wirkliche Kontrolle des Managements passiert höchstens aus Zufall, meistens gar nicht. Als Jürgen Schrempf, der damalige Chef von Daimler-Chrysler, mit seiner «Hochzeit im Himmel» die Milliarden der Eigentümer verpulverte, geschah dies mit Einverständnis der Arbeitnehmervertreter.

Die Gewerkschaft, dank paritätischer Mitbestimmung mit der Hälfte der Kontrollmacht ausgestattet, erweist sich regelmässig als Bollwerk gegen freche Aktionäre. Nicht zu reden von den Zuständen im VW-Konzern, wo die Gewerkschafter sich seit je aufführen, als gehörte ihnen der Laden. Betriebsräte machen oder zerstören Karrieren im VW-Konzern und werden dafür üppig belohnt. So läuft das bis heute, nur nicht mehr so klebrig wie in den neunziger Jahren, als Arbeiter-

führer mit Sexreisen bestochen und gefügig gemacht wurden.

Das Problem liegt bei VW

Der VW-Konzern, Europas grösster Autohersteller, ist und bleibt eine eigenartige Version des korporativen deutschen Modells, als normales Unternehmen waren die «Käfer»-Fabriken nie gedacht. Das Werk, aufgebaut von den Nazis auf einer grünen Wiese am Mittellandkanal, war von Anfang an kein ökonomisches Projekt, sondern ein nationales, ein sozialistisches dazu, von Adolf Hitlers Regime gefeiert als die «Versöhnung von Arbeit und Kapital». Tatsächlich leistet sich die deutsche Industrie bis heute nirgendwo mehr Sozialismus als im VW-Konzern. Nirgendwo ist der Staat, in Form des Landes Niedersachsen als Grossaktionär, stärker eingebunden und mit Sonderrechten ausgestattet. Und ausgerechnet dort findet sich der kriminelle Kern bei der ganzen Dieselaufregung. Es waren VW-Manager, die gestanden haben, mit manipulierter Software Kunden und Behörden betrogen zu haben.

Wenn Politiker nun die Backen aufblasen und dröhnen, durchzufegen in der Branche, wäre die erste Idee, im VW-Konzern anzufangen – und sich als Staat aus dem Kreis der Eigentümer zu verabschieden, um künftig eine saubere Kontrolle zu garantieren. Auf diesen naheliegenden Gedanken aber kam bisher nur die FDP, und auch die hat, sobald sie im Land Niedersachsen mitregiert hat, diesen liberalen Grundsatz noch jedes Mal schnell wieder vergessen. CDU wie SPD verteidigen das eigenartige VW-Modell sowieso; auch die Bundeskanzlerin, die jetzt als Manager-Bändigerin auftritt, hat den staatlichen Einfluss stets mit voller Kraft verteidigt.

So zeitigt der Dieselsommer ein paradoxes Ergebnis: Je mehr sich die Politik von der Autoindustrie distanziert, desto inniger wird der Wunsch, dort mitzuregieren. Der Dieselskandal provoziert seltsamerweise die Sehnsucht nach noch mehr Staat, ja nach Planwirtschaft gemäss chinesischem Vorbild. Nicht der Kunde soll entscheiden, ob und wann er aufs Elektroauto umsteigt. Eine Quote müsse her, fordert SPD-Kanzlerkandidat Martin Schulz und liefert sich damit einen Wettstreit mit den Grünen, die sich anmassen, zu wissen, wann die letzte Stunde des Verbrennungsmotors geschlagen haben werde: im Jahr 2030 nämlich. Dann soll er nach ihren Wünschen vom Staat verboten werden. In dieselbe Richtung denkt sogar die Kanzlerin – mit dem einzigen Unterschied, dass Angela Merkel sich weigert, einen konkreten Termin für das amtliche Aus für den Diesel bekanntzugeben.

Georg Meck ist Ressortleiter Wirtschaft der *Frankfurter Allgemeinen Sonntagszeitung* und Autor eines Buches über den VW-Konzern: «Auto. Macht. Geld» (Rowohlt, Berlin 2016)

Hafen der Hoffnung

An einem der unwirtschaftlichsten Flecken Kolumbiens hat die Genfer Erdölhandelsfirma Trafigura einen Flusshafen errichtet. Die Milliardeninvestition soll die Entwicklung des Landes vorantreiben. Doch das pionierhafte Projekt kämpft mit den örtlichen Realitäten. *Von Florian Schwab aus Kolumbien*

Der riesige, asphaltierte Parkplatz ist leer. Nur drei oder vier Tanklastwagen stehen verloren in der Nähe der Aufenthaltsräume für die Fahrer. Eine Handvoll *camioneros* mit grimmigen, sonnengebräunten Gesichtern unterhält sich gestikulierend vor dem Eingang der Cafeteria. Wir befinden uns im Zufahrtsbereich der neuen Hafenanlage in Barrancabermeja, Kolumbien, 600 Kilometer im Landesinnern am Río Magdalena gelegen. Es ist der grösste und modernste Flusshafen Südamerikas, errichtet durch Impala, eine Tochtergesellschaft der Schweizer Erdölhandelsfirma Trafigura.

Letzten Dezember hat das Impala-Terminal seine Tore geöffnet. An einem durchschnittlichen Tag steuern rund hundert mit Erdöltanks beladene Sattelschlepper den Hafen an, um ihr Handelsgut abzuladen. Von hier aus geht es per Tankschiff flussabwärts nach Barranquilla und von da aus in die ganze Welt.

Doch heute wirkt der Hafen so leblos wie eine Geisterstadt. Einzig die Hunde von den umliegenden Büffelfarmen, die durch ein Schlupfloch im Metallzaun auf das 500 Hektar grosse Areal gelangt sind, bringen etwas Leben in die Szenerie: Sie suchen die Kühle, die die klimatisierten Büros an die Aussenwand abgeben. Schuld an der fehlenden Betriebsamkeit ist, wie häufig in Kolumbien, die Politik. Die «Vía Yuma», ein zwanzig Kilometer langer Zubringer, der das Impala-Terminal auf geradem Weg mit der Autobahn verbinden sollte, ist trotz über zweijähriger Verspätung noch immer nicht fertig. Und die alte Zufahrtsstrasse, die durch bewohnte Quartiere der Stadt führt, ist in einem derart schlechten Zustand, dass regelmässig ein Tanklastwagen an einem der zahllosen Schlaglöcher Schaden nimmt. Wütende *camioneros* haben eine Blockade errichtet und seit Tagen den Hafen sowie einen Grossteil der Stadt lahmgelegt.

Ausläufer des Odebrecht-Skandals

Gestört ist nicht nur der Landweg. Auch auf dem Fluss läuft es nicht wie geplant. Die kolumbianische Regierung hatte sich verpflichtet, im Gegenzug zur Investition aus der Schweiz – rund eine Milliarde Franken hat Trafigura in den Hafen und die Transportschiffe investiert – dafür zu sorgen, dass der Fluss unabhängig von Witterung und Jahreszeit befahrbar wird. Den Zuschlag für die erforderlichen Bauarbeiten, Vertiefungen und so weiter, hatte der brasilianische Ode-

brecht-Konzern erhalten. Im Zuge des Korruptionsskandals dieser Firma, der auch Kolumbien durchgeschüttelt hat, wurde der Auftrag Ende 2016 zurückgezogen.

Dies ist kein Ort für schwache Nerven. Die Idee, hier einen Flusshafen zu bauen, hatte Trafigura-Gründer Claude Dauphin: ein Franzose, der mit dem legendären Marc Rich zusammen in den achtziger Jahren den Erdölhandel revolutionierte und später seine eigene Firma gründete. Heute ist Trafigura einer der weltweit führenden Erdölhändler und eines der umsatzstärksten Unternehmen der Schweiz. Dauphin erlag im Herbst 2015 während einer Kolumbienreise einem Krebsleiden. Zuvor hatte er den Magdalena-Fluss zum Dreh- und Angelpunkt seiner

Einzig die Hunde von den umliegenden Büffelfarmen bringen etwas Leben in die Szenerie.

Kolumbienstrategie erkoren, ebenso wie Gabriel García Márquez, der kolumbianische Literaturnobelpreisträger, den wichtigsten Fluss seiner Heimat zur Kulisse seines Romans «Die Liebe in Zeiten der Cholera» gemacht hatte; im 19. Jahrhundert, als es noch einen intensiven Schiffsverkehr auf dem «metallisch glänzenden Wasser unter der unbarmherzigen Sonne» gab. Grüngrau-metallisch glänzt der Magdalena-Fluss auch heute noch. Aber bei unserem Besuch hat der Wettergott Erbar-

men: gutes Wetter, also bewölkt. Die Temperatur steigt an solchen Tagen nur bis 30 Grad. Normalerweise, bei Sonnenschein, sind es leicht 35 Grad im Schatten. Schwülheisses Tropenklima.

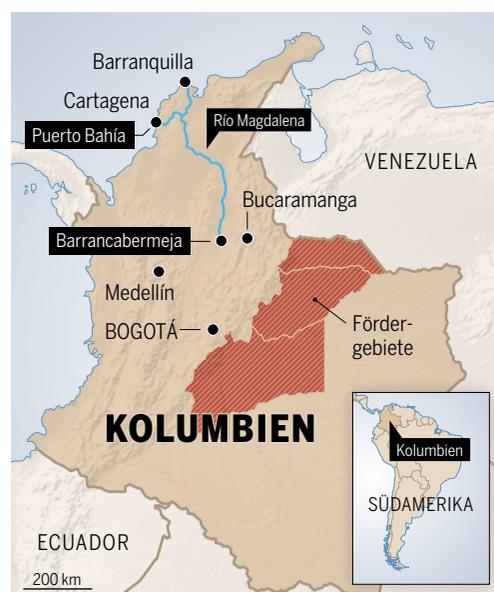
Auf dem Weg zur Industriebrache

Barrancabermeja ist ein gefährlicher Ort in einem Land, dessen weltweite Wahrnehmung von Bürgerkrieg und Drogenhandel geprägt ist. Die alte Arbeiterstadt war ein fruchtbarer Nährboden für linksgerichtete Guerillaorganisationen wie die Farc und das ELN. Und wie andernorts in Kolumbien rief starke Guerillapräsenz antikommunistische Paramilitärs auf den Plan. Die jüngere Vergangenheit ist reich an gegenseitigen Massakern und Vertreibungen. Erst ab 2002 entwarf Präsident Alvaro Uribe landesweit die rechten Paramilitärs und vertrieb die linken Rebellen auf die abgelegensten Andenhügel.

Doch die DNA der Stadt besteht nicht nur aus dem bewaffneten Konflikt. Wäre Barrancabermeja ein Mensch, durch seine Adern flosse Rohöl. Die Gegend ist derart mit dem schwarzen Gold verwoben, dass auf dem kommunalen Wappen das Motto prangt: «Capital Petrolera de Colombia» – kolumbianische Hauptstadt des Erdöls. Das Wahrzeichen von Barrancabermeja ist eine 26 Meter hohe Jesus-Figur aus Metall, der «Cristo Petrolero». Auch die nach dem Katholizismus zweitwichtigste Religion des Landes, der Fussball, ist hier in Rohöl getränkt, erkennbar am Namen der städtischen Mannschaft, «Alianza Petrolera».

Inbegriff des alten Barrancabermeja ist die Raffinerie des staatlichen Ölgiganten Ecopetrol, bis vor kurzem die einzige Grossraffinerie des Landes. Die Ölvorkommen in der Gegend sind zwar seit Jahrzehnten erschöpft, doch das schwarze Gold wird per Lastwagen von den Fördergebieten in den Llanos, den Tiefebene westlich der Anden, herangekarrt. In Barrancabermeja landet es entweder in der Raffinerie, wo es für den nationalen Markt aufbereitet wird, oder neuerdings im Hafen von Impala.

Die Ecopetrol-Raffinerie war jahrzehntelang eine Goldquelle für die örtliche Politik: Dank einem Spezialabkommen bekam die Stadt direkt von der Zentralregierung in Bogotá sogenannte Regalien. Wer einen Job bei Ecopetrol ergatterte, dem ging es gut. «Mama Eco» wird der Staatskonzern liebevoll



Der Flusshafen liegt 600 Kilometer im Landesinnern.



Wäre Barrancabermeja ein Mensch, durch seine Adern flösse Rohöl: Der «Cristo Petrolero».



Neue Massstäbe: Chefsingenieur Fernández.

genannt. Die Kehrseite: Die vielen Petrodollars liessen die Korruption erblühen.

Doch das Geld von «Mama Eco» fliesst immer spärlicher. Letztes Jahr hat der staatliche Ölkonzern flussabwärts, in der Küstenstadt Cartagena de Indias, die zweite Raffinerie des

Landes, «Reficar», in Betrieb genommen. Für die bereits bewilligte Erneuerung der alten Anlage von Barrancabermeja fehlte dann das Geld. Von dem industriepolitischen «Stop-and-Go» des Staatskonzerns zeugen diverse Betonskelette im Hochhausformat, aus denen

längst Businesshotels für Mutter Ecopetrol und ihre Kinder hätten werden sollen. Durch diesen Liebesentzug, aber auch durch den weltweiten Preiszerfall des Rohstoffs ist die kolumbianische Hauptstadt des Erdöls auf dem Weg dazu, eine urbane Industriebrache zu werden, mit der alten Raffinerie als Symbol des industriellen Niedergangs: Seit den achtziger Jahren präsentiert diese sich weitgehend unverändert, ein gigantischer, etwas verrostet anmutender Zweckbau, der aus Tausenden Röhren zu bestehen scheint, die senkrecht in den Himmel ragen.

Welch ein Kontrast dazu das neue, ein paar Kilometer weiter flussabwärts gelegene Impala-Terminal! Fast fühlt man sich an den Rheinhafen in Basel versetzt, so organisiert, ordentlich und sauber ist hier alles. Der für den Bau verantwortliche Chefsingenieur Gustavo Fernández ist nach Barrancabermeja gekommen und führt uns durch die Anlage. Der grossgewachsene Argentinier kennt jedes Detail. Während der zweijährigen Bauphase – für kolumbianische Verhältnisse eine Rekordzeit – flog er fast täglich mit seiner Crew in einem gecharterten Flugzeug vom Impala-Hauptquartier in Barranquilla nach Barrancabermeja.

Der Hafen besteht aus einem Terminal für flüssige Ware und aus einem solchen für festes



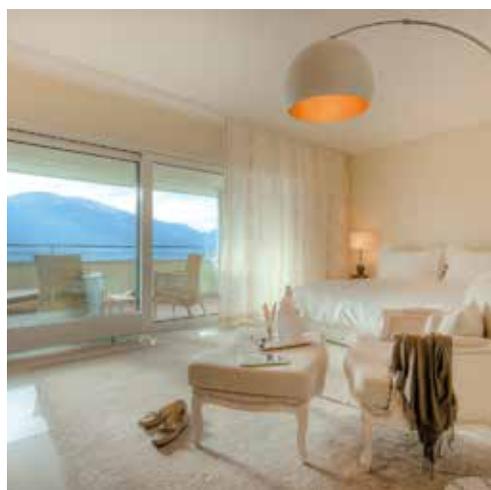
Tessin-Spezial-Angebot: Boutique-Hotel «Villa Orselina» Die Kunst des Dolcefarniente

See, Berge, Palmen und südländische Lebenslust – wann haben Sie sich zum letzten Mal von der Italianità der Schweiz verführen lassen? Mit diesem exklusiven Leserangebot haben Sie Gelegenheit, das Tessin von seiner schönsten Seite zu erleben.

Jenseits der Alpen zeigt sich die Schweiz von ihrer entspannten Seite. Tauchen Sie ein in die süsse Welt des Nichtstuns im 5-Sterne-Hotel «Villa Orselina». An privilegierter Lage hoch über dem Lago Maggiore erleben Sie ein Paradies der Erholung in einem stilvollen Ambiente.

Sie logieren in einer grosszügigen, individuell gestalteten Suite mit Panoramablick. Ein umfassendes Verwöhnprogramm bietet Ihnen die hauseigene Wellnessoase «La Spa». Für das kulinarische Wohl sorgt der Besuch im «Ristorante di Villa Orselina» mit seiner Kombination aus mediterranen und lokalen Spezialitäten. Bei einer privaten Weinprobe im historischen Weinkeller entdecken Sie die herausragenden Weine der Region. Tagsüber haben Sie die Wahl zwischen vielen Aktivitäten. In unmittelbarer Nähe befindet sich die bedeutende Wallfahrtskirche Madonna del Sasso. Ebenfalls in wenigen Schritten erreichen Sie die Standseilbahn nach Locarno

sowie die spektakuläre Luftseilbahn des Tessiner Stararchitekten Mario Botta für einen unvergesslichen Ausflug auf den Hausberg von Locarno, die Cardada (1340 m. ü. M.).



Platin-Club-Spezialangebot

VIP-Arrangement im Boutique-Hotel «Villa Orselina», 6644 Orselina-Locarno

Leistungen:

- 2 Übernachtungen inkl. Frühstücksbuffet
- Garantiertes Upgrade in «Panorama»-Suite (90 m²)
- 1 Viergandiner à la carte
- Private Weinprobe im Weinkeller
- Gratis-ÖV; 30 Prozent Rabatt auf Bergbahnen
- Freie Benutzung «La Spa» und Tennisplatz
- 10 Prozent Rabatt auf Massagen und Kosmetik
- Transfers vom/zum Bahnhof bei An- und Abreise
- Parkplatz in der Garage

Spezialpreise:

Mit Weltwoche-Abo: Fr. 520.– (statt Fr. 830.–)
Ohne Abo: Fr. 580.– (statt Fr. 830.–)
(p.P. im DZ; exkl. Kurtaxen Fr. 5.80 p.P./Nacht; EZ auf Anfrage)

Spezialangebot:

Reservieren Sie Ihr Arrangement unter Tel. 091 735 73 73. Bitte Kennwort «Weltwoche» und Abo-Nummer (falls vorhanden) angeben. Buchbar von So bis Fr bis zum 31. Oktober 2018; ausgenommen Feiertage sowie während der Festivals «Moon&Stars» und «Festival del Film». Winterpause von November 2017 bis März 2018.

Veranstalter:

www.villaorselina.ch

www.weltwoche.ch/platinclub





Rückstand aufholen: Ex-Senator Ospina.

Handelsgut und Container. Bislang funktioniert vor allem das Flüssigkeitsterminal. Besonders stolz ist der *ingeniero* auf die Entladestation für die Tanklastwagen. Diese sieht aus wie eine Waschstrasse im Grossformat. «Kolumbianisches Erdöl ist vielfach sehr schwer», erklärt Fernández. Während des tagelangen Transports von den Fördergebieten jenseits der Anden kühle es ab und stocke zu einer zähen Masse. Mit seiner Anlage kann das Erdöl noch innerhalb des Tanklastwagens in wenigen Minuten verflüssigt werden. Die Technologie hat Fernández im Baltikum abgeschaut, wo im Winter die Tankfüllungen der Güterzüge und Lastwagen verdicken. «Sie sollten sehen, wie es an anderen kolumbianischen Häfen zu- und hergeht», sagt der Argentinier. Da müssten oftmals Arbeiter mit Schaufeln in mühsamer Kleinarbeit die klebrige Masse aus den Tanks schaufeln. Von klimatisierten Aufenthaltsräumen während der Wartezeit nicht zu reden.

Nur das Beste

Auf den Komfort der *camioneros* hat man hier grossen Wert gelegt. Im Vorhafenbereich gibt es Duschen und ein Restaurant. Und im Unterschied zu anderen Häfen erlaube es die effiziente Entladetechnik, dass ein Tanklastwagen in weniger als zwei Stunden die Rückfahrt antreten kann – es sei denn, die Lastwagenfahrer blockieren gerade die Nationalstrasse. «Die Philosophie des ganzen Hafenprojekts bestand darin, bei Technik und Ausstattung neue Massstäbe zu setzen», erzählt der Ingenieur. Auch in Sachen Sicherheit. Wir stehen direkt am Magdalena-Fluss auf der Laderampe des Hafens. Unter uns liegt ein gigantischer Öltanker vor Anker. Obwohl der Fluss ruhig ist, entstehen rund um das Schiff beträchtliche Strömungen; das Wasser wird in einem Höllentempo unter den Öltanker gezogen. «Das ist die gefährlichste Stelle im ganzen Hafen», sagt Fernández, «wenn man ins Wasser fällt, gerät man in den Sog.» Die sechs gigantischen Tanks für Erdöl und



Logistik vereinfachen: Impala-Chef Daguerre.

Rohbenzin (Naphtha) sowie die Entladestelle für die Lastwagen seien nach höchsten Sicherheitsmassstäben konstruiert. Überall gebe es Sprinkleranlagen.

Reibungslos sei der Bau schon nicht verlaufen, erzählt Ingenieur Fernández. Eines der grössten Probleme sei die Allmacht der Gewerkschaften gewesen. Diese wollten Impala dazu zwingen, die feudalen Arbeitsbedingungen der staatlichen Ecopetrol im Hafen anzuwenden. Gleich zu Beginn habe es einen grossen Streik der Arbeiter gegeben. «Aber Impala ist ein Logistikunternehmen, hier läuft es anders.» Fernández blieb hart, bis die Gewerkschaften nach vierzig Tagen aufgaben.

In wenigen Jahren soll rund um den Hafen pulsierendes Leben entstehen.

Trafigura, so hört man immer wieder, bringe eine völlig neue Art des Wirtschaftens nach Barrancabermeja. Das bedeutet insbesondere: keine Kompromisse mit der lokalen Kultur der Korruption. Dem Unternehmen ist es gelungen, die Bevölkerung davon zu überzeugen, dass der Hafen ihr Leben nachhaltiger verbessert als ein von korrupten Gewerkschaften kontrolliertes Privilegiengeschacher. Während des Hafenbaus waren bis zu 4000 Arbeiter pro Tag auf der Baustelle aktiv. «Wir haben hundert Prozent der wenig qualifizierten Arbeiten auf dem lokalen Arbeitsmarkt besorgt», erzählt der Ingenieur.

«Der Korruption verweigert»

Doch seit dem Abschluss der Bauphase sind nur noch ein paar hundert Mitarbeiter im Hafen beschäftigt. Der lokalen Politik ist das zu wenig, und sie erhebt Ansprüche. Im *Palacio Municipal*, einem etwas heruntergekommenen mehrstöckigen Bürogebäude, treffen wir Bürgermeister Darío Echeverry. Zwei Sekretärinnen bewachen den Zugang. Der Mann ist nicht zu beneiden. Gerade ist er aus



«Grandios»: Bürgermeister Echeverry.

der Hauptstadt Bogotá zurückgekommen, wo er bei der Regierung um Unterstützung in Sachen Nationalstrasse warb. Die Blockade der Lastwagenfahrer ist noch immer nicht gebannt. Doch Echeverrys Sorgen reichen tiefer. Wegen einer Reform des Regalien-Systems bekommt Barrancabermeja nur noch einen Bruchteil der früheren Gelder. Das städtische Budget ist fast auf die Hälfte zusammenschmolzen.

Echeverry lobt die Investition von Trafigura als «grandios». Der Hafen sei die «zweitwichtigste Investition in der Geschichte der Stadt» nach denen für Erdöl. Und es sei eine Anknüpfung an die Vergangenheit: Bis in die sechziger Jahre sei der Fluss intensiv für Transporte genutzt worden, mit Barrancabermeja als Tor zum Rest des Landes. «Stand der Fluss still, so stand das Land still.» Ein bisschen schwingt in den Aussagen des Bürgermeisters aber auch der Wunsch mit, Impala möge doch so etwas wie eine neue «Mama Eco» werden: «Impala muss die örtlichen Gepflogenheiten akzeptieren und verstehen, dass das Unternehmen eine soziale Verantwortung hat.»

Später treffen wir Paul Alzate, einen lokalen Radiojournalisten. Er erzählt uns, dass der Transport über den Fluss als Wasserweg eingeschlafen ist, weil die Lastwagenlobby in Kolumbien sehr einflussreich sei. Das grösste Problem in Barrancabermeja sei die Korruption in der Politik und bei den Gewerkschaften. Der Geldsegen, der in den letzten Jahrzehnten durch die Regalien hierhin floss, «hätte ausgereicht, um eine Modellstadt nach europäischem Vorbild zu errichten». Doch all das Geld hätten sich die Senatoren des Departements und die lokalen Politiker unter den Nagel gerissen. Impala jedoch «hat sich der Korruption verweigert». Für Alzate ist der Hafen ein Leuchtturm der Hoffnung. Es sei die letzte Chance für eine ansonsten verlorene Stadt. «Die Leute beginnen zu verstehen, dass privates Unternehmertum etwas Gutes ist», sagt er.

In Bogotá treffen wir den Ex-Senator Mariano Ospina Hernández. Der neunzig Jahre

alte, konservative Politiker ist der Sohn des Expräsidenten Mariano Ospina Pérez, der 1948 den «Bogotazo» überstand, einen von Fidel Castro initiierten kommunistischen Aufstand. Seit zwei Jahrzehnten treibt sein Sohn ein Vorhaben voran, das er die «Flussintegration Südamerikas» nennt. Ziel ist es, den Infrastrukturrückstand aufzuholen. Ingenieur Ospina hat einen Plan für eine direkte Atlantik-Pazifik-Verbindung für den Gütertransport entwickelt.

«Wir haben 40 000 Kilometer befahrbare Flüsse in Südamerika», erklärt er. Sein Vorhaben folgt derselben logistischen Überlegung wie der Flusshafen von Barrancabermeja: Der Transport auf dem Wasserweg ist günstiger und weniger umweltbelastend als auf der Strasse. Pro Tonnenkilometer sei der Fluss «acht- bis zehnmal effizienter als die Eisenbahn» und diese wiederum «acht- bis zehnmal effizienter als die Strasse». Der Erschliessung der 40 000 Kilometer langen Flusswege entsprächen also «bis zu vier Millionen Kilometer Autostrassen», die Länge des Strassennetzes der USA. Der Río Magdalena, sagt Ospina, sei historisch seit dem Zeitalter der Kolonialisierung die wichtigste Versorgungsrouten Kolumbiens gewesen.

Geht es nach Impala, so soll Barrancabermeja das logistische Herz des Landes werden. Kolumbien-Chef Nicolas Daguerre, ein Argentinier, erklärt uns, dass die Erdölverarbeitung nur in der Anfangsphase für die nötige Auslastung sorgen werde. Dank einer Zollfreizone sei der Hafen dazu prädestiniert, die Logistik in Kolumbien radikal zu vereinfachen: «Wir verkürzen die Dauer für den Strassentransport in die beiden Metropolen Medellín und Bogotá auf einen Tag.» 68 Prozent der über die Meerhäfen eingeführten Waren seien für diese beiden Städte bestimmt. Bislang hätten viele Unternehmen daher grosse Lager in Medellín und Bogotá vorhalten müssen. «Die hohen Logistikkosten sind mit ein Grund, weshalb die Güterpreise in Kolumbien vergleichsweise hoch sind.» Gelingen es, diese dank dem Flusshafen zu senken, würden davon Millionen von Konsumenten profitieren.

In wenigen Jahren, so die Vorstellung, soll rund um den Hafen pulsierendes Leben entstehen: Lagerhäuser, Wohngebiete für die Mitarbeiter, Hotels für die *camioneros*. Bis dahin ist es aber noch ein weiter Weg. Solange die «Vía Yuma» nicht gebaut wird und die Arbeiten im Río Magdalena stillstehen, ist das Zukunftsmusik. Gegenwärtig bleibt der Hafen weit unter seiner Kapazität. Dabei soll die Investition in gut zehn Jahren amortisiert sein.

Immerhin: Am Abend unseres Besuchs in Barrancabermeja wird die Strassenblockade aufgehoben. Impala hat der Regierung Baumaschinen geliehen für die dringendsten Ausbesserungen der Nationalstrasse. ○

Populäre Irrtümer

Angriff auf die Altersvorsorge

Von Silvio Borner — Die Pensionskassen sollen an AHV und Umweltpolitik gefesselt werden. Die «Altersvorsorge 2020» ist ein fieser Trick.

Es war nur eine Zufallsmehrheit, die im Nationalrat zur Mitte-links-Lösung für die «Altersvorsorge 2020» führte, aber Bundesrat Berset stützt sich unverfroren darauf ab, um die Zukunft der Pensionskassen weiterhin nach sozialdemokratischem Gusto zu gestalten. Obwohl die Nichtberücksichtigung der demografischen und der ökonomischen Entwicklung in der zweiten Säule zu einer massiven Umverteilung zwischen den Generationen – zu Lasten der Jüngeren, vor allem der unter 45-Jährigen – geführt hat und weiter führen wird, hält er an diesem Kurs fest.

Politische Spielregeln

Dass die – übrigens ungenügende – Reduktion des Umwandlungssatzes in der beruflichen Vorsorge bei der anderen Säule durch eine Erhöhung der AHV-Renten für Neurentner von siebzig Franken pro Monat kompensiert werden soll, ist opportunistisch und rein abstimmungstaktisch. Ökonomisch betrachtet gibt es gar nichts zu kompensieren.

In Bezug auf die politischen Spielregeln ist das Schlimmste jedoch die zunehmende Verschmelzung der zwei Säulen. Durch die «Kompensation» wird nämlich die berufliche Vorsorge mit der AHV verbunden. Das droht den marktwirtschaftlichen Versicherungscharakter der Pensionskassen früher oder später vollständig zu zerstören. Die Entwicklung müsste genau in die Gegenrichtung gehen: hin zu einer klaren Trennung zwischen der staatlichen AHV zur Existenzsicherung und einer voll liberalisierten zweiten Säule mit Wahlfreiheit für die Versicherten bezüglich Pensionskasse und Beschränkung der Kontrolle auf die Finmaufsicht.

Ohne das Veto des Volks landet die zweite Säule früher oder später in der staatlichen Planwirtschaft.

Aber nun kommt es noch dicker: Aus heiterem Himmel, ohne gesetzlichen oder parlamentarischen Auftrag, mischt sich auch noch das Bundesamt für Umwelt (Bafu) ein und drängt die Pensionskassen (PK) zu «freiwilligen Grattests», um die Klimaverträglichkeit ihrer

Portfolios zu prüfen. Sie sollen zu einer Investitions- und Anlagepolitik «geschubst» werden, welche die Klimaziele der Schweiz unterstützt. Doch wer nun erwartet hat, die Pensionskassen würden lautstark gegen diese obrigkeitliche Zumutung protestieren, wird enttäuscht: Der PK-Verband (Asip) begrüsst diesen unsäglichen Vorstoss und ermuntert seine Mitglieder, aktiv und positiv daran teilzunehmen.

Wer bleibt übrig?

In der Energie- und Umweltpolitik ist die Ausgangslage klar: Bundesrat und Parlament haben eine «Strategie» beim Volk durchgemogelt, die klimapolitisch nutzlos, wenn nicht kontraproduktiv ist, Märkte aushebelt, ertragsorientierte Investoren verscheucht und die Versorgungssicherheit untergräbt. So suchen die Verfechter der Energie- und Umweltpolitik nun krampfhaft nach Investoren. Und wer bleibt da in der Schweiz als Investor oder – besser gesagt – als Sponsor für Wind- und Solaranlagen, Speicher und Netze übrig? Letztlich nur der Staat, also der Steuerzahler.

Aber bevor Politik und Verwaltung den offenen und harten Kampf um Steuermittel und Abgaben in Angriff nehmen, macht

man den dreisten Versuch, die PK als Sachwalter enormer Vermögen zu höchst fragwürdigen Energie- und Umwelteinvestitionen zu «schubsen». Solche Investitionen könnten die PK sowieso tätigen. Müssen sie dazu von der Bundesverwaltung gedrängt werden, stimmt sicher etwas nicht. Nebst den Steuerzahlern und den gefangenen Energiekunden in Haushalten und in KMU sollen jetzt auch die ebenfalls gefangenen PK-Kunden zur Kasse gebeten werden.

Ohne das Veto des Volks landet die zweite Säule früher oder später in der staatlichen Plan- und Umverteilungswirtschaft. Wenn der Umwandlungssatz die über 45-Jährigen begünstigt und das Rentenalter bei 65 stehenbleibt und jetzt auch noch die Kapitalanlagen der Energie- und Umweltpolitik untergeordnet werden sollen, müssen sich vor allem die Jüngeren unter 45 fragen, ob die zweite Säule so überhaupt noch einen Sinn hat. Die «Altersvorsorge 2020» ist ein hinterhältiger Angriff der Linken auf die private Altersvorsorge, der unverzüglich unterbunden werden muss.



SUMMER DEAL



ABOVE & BEYOND



JETZT VOM SENSATIONELLEN 0.9%-LEASING PROFITIEREN.

Ausgezeichnet. Einzigartig. Unaufhaltsam. Wie auch immer Sie Fahrspass geniessen möchten, jetzt profitieren Sie vom attraktivsten Land Rover Leasing-Angebot aller Zeiten für die Modelle Discovery Sport, Range Rover Evoque und Evoque Convertible.

Starten Sie jetzt zu einer Probefahrt beim teilnehmenden Land Rover Fachmann in Ihrer Nähe.

landrover.ch

LEASING
0.9%

 **FREE SERVICE**
4 Jahre/100'000 km

Die Aktion läuft vom 1.6.2017 bis auf Widerruf und gilt für alle Discovery Sport, Range Rover Evoque und Evoque Convertible Modelle der Marke Land Rover bei Finanzierung über die MultiLease AG. Solange Vorrat. Leasingbeispiele abgebildete Modelle: Discovery Sport HSE Luxury, Range Rover Evoque Autobiography, Evoque Convertible HSE Dynamic; 2.0 eD4, 2.0 TD4, 2.0 TD4; 150 PS, 180 PS, 150 PS; man., aut., aut.; Front, Allrad, Allrad; Normverbrauch gesamt: 4.7, 5.1, 5.7 l/100 km; 123, 134, 149 g CO₂/km (Durchschnitt aller verkauften Neuwagen: 134 g/km); CO₂-Emissionen aus der Treibstoffbereitstellung in g/km: 20, 22, 24; Benzinäquivalent: 5.3, 5.7, 6.4; Energieeffizienz-Kategorie: A, C, D; empfohlener Nettoverkaufspreis CHF 54'350.- inkl. Sonderausstattungen (Metallic-Lackierung, 5% Rabatt abgezogen), CHF 67'070.- (5% Rabatt abgezogen), CHF 66'795.- inkl. Sonderausstattungen (Metallic-Lackierung, Black Design-Paket, 5% Rabatt abgezogen); Anzahlung 20% CHF 10'870.-, CHF 13'414.-, CHF 13'359.-; Leasingrate CHF 532.80/Mt., CHF 657.50/Mt., CHF 654.80/Mt. Effektiver Jahreszinssatz: 0.9% (Laufzeit: 48 Mte./10'000 km/Jahr), exkl. obligatorischer Vollkaskoversicherung. Eine Anzahlung ist nicht obligatorisch (mit entsprechender Anpassung der Leasingraten). Die Kreditvergabe ist unzulässig, falls sie zur Überschuldung des Konsumenten führt. Free Service: 4 Jahre oder 100'000 km. Es gilt das zuerst Erreichte. Änderungen jederzeit vorbehalten.

Kindheit bis zur Stirnglatze

Was geht in Männern vor, die ein Leben lang nicht von ihrer Mutter loskommen?

Ein Hausbesuch im «Hotel Mama».

Von Katja Oskamp und Assa Ariyoshi (Illustration)

Peter ist 51 und führt auf den ersten Blick ein durchschnittliches Leben. Mit seiner zwei Jahre älteren Freundin Kerstin bewohnt er eine Dreizimmerwohnung. Beide gehen arbeiten; ab und zu gönnen sie sich eine Reise.

Auf den zweiten Blick fällt auf, dass Peter sehr oft bei seiner Mutter ist. Sie wohnt gleich um die Ecke. Jeden Samstagmorgen holt Peter seine Mutter mit dem Auto ab, dann fahren sie gemeinsam zum Grosseinkauf. Die Mutter kocht, weniger für sich als für Peter und Kerstin. Am Sonntag schaut Peter bei seiner Mutter vorbei, um die Tupperware-Dosen mit dem vorgekochten Essen abzuholen. Der Mittwoch ist Peters «Home-Office-Day», wie er es nennt. Nach der Arbeit fährt er nicht zu Kerstin, sondern zu seiner Mutter. Er übernachtet im Kinderzimmer und fährt am Donnerstagmorgen zur Arbeit. Ostern, Weihnachten, Geburtstag – alles findet bei der Mutter statt. Peter ist in ihrer Wohnung polizeilich gemeldet. Er zahlt die Miete. Peters Behördenpost landet bei der Mutter.

Bei Kerstin ist Peter streng genommen nur zu Besuch.

Sie toleriert seine Faulheit

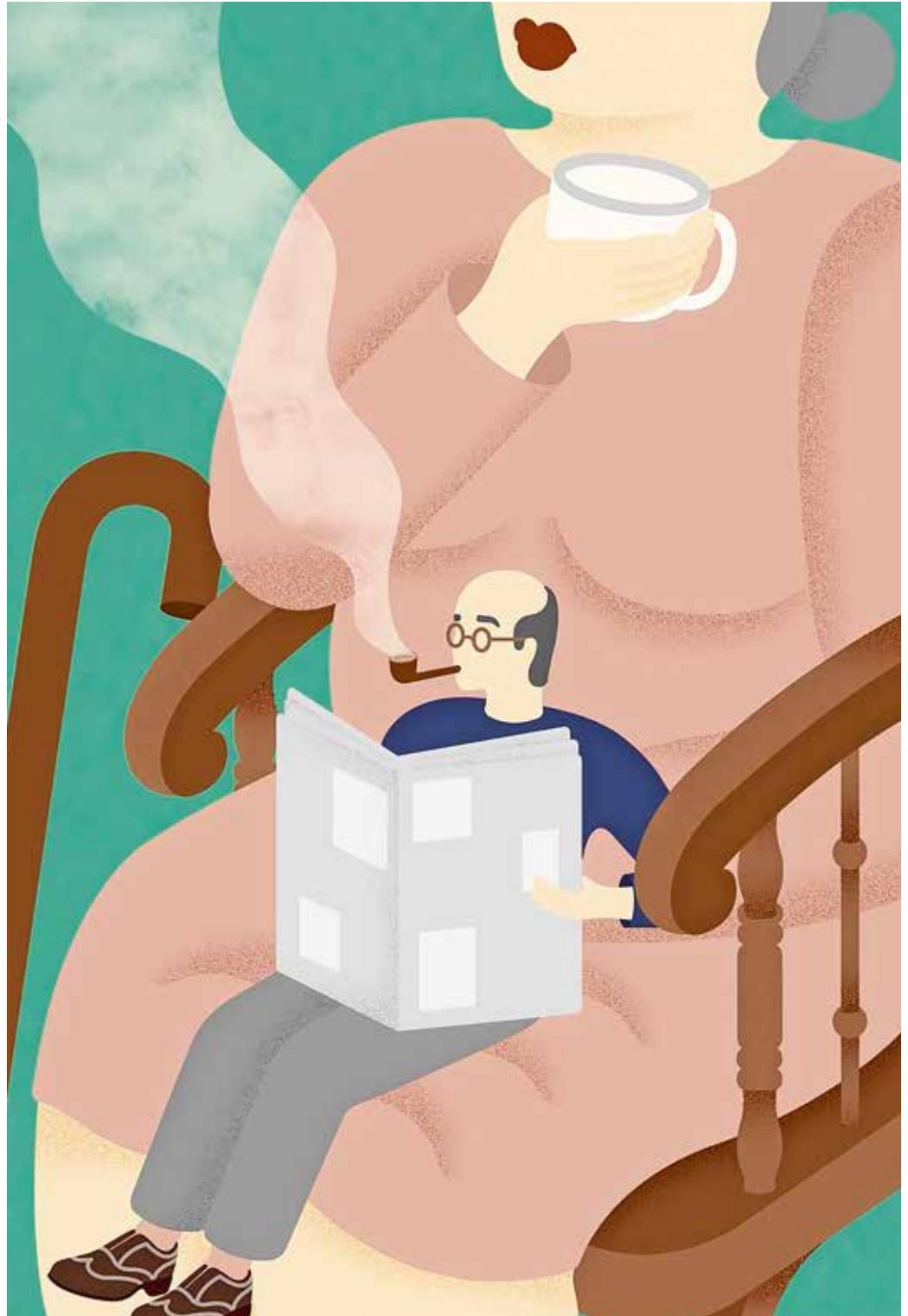
Peter ist Einzelkind. Die Mutter hat ihn allein grossgezogen. Der Vater hat sich vor langer Zeit aus dem Staub gemacht. Peter spricht selten von ihm, und wenn, dann mit müder Verachtung. Die Mutter hat nie wieder einen Mann eingelassen in ihr Leben.

Das Arrangement zwischen Peter und seinen beiden Frauen funktioniert. Alle ziehen Vorteile daraus. Die Mutter ist nicht allein. Peter kann sein Leben lang Sohn bleiben. Auch Kerstin hat ihren Profit. Nie muss sie einkau-

Sie kann unsichtbar werden, eine Tugend, auf die es im Hotelgewerbe ankommt.

fen, nie kochen, nie Kinder kriegen, aber der Preis, den sie zahlt, ist hoch. Das wahre Paar, das Lebenspaar, bilden Peter und seine Mutter, seit 51 Jahren.

Peters Lebensmodell darf als Vorbote eines Phänomens gelten, das sich «Hotel Mama» nennt. Das Hotel Mama wird von jungen oder eben nicht mehr jungen Männern bewohnt. Mama, die das Hotel führt, kauft ein, kocht, putzt, wäscht. Der Sohn hat alle Freiheiten und muss sich um nichts kümmern. Sein Zim-



Er, der Stammgast, soll sich wohl fühlen, und das tut er.

mer räumt Mama auf, wenn er draussen unterwegs ist, und bezieht sie das Bett frisch, achtet sie darauf, die allzu privaten Gegenstände nicht zu berühren. Bringt der Sohn Freunde mit, werden auch sie vorzüglich bewirtet.

Bringt der Sohn eine Frau mit, zieht sich Mama diskret zurück. Sie kann unsichtbar werden, eine Tugend, auf die es im Hotelgewerbe ankommt. Will der Sohn plaudern, plaudert sie mit ihm, will er schweigen, schweigt auch

sie. Sonntags lässt sie ihn ausschlafen, klopft höchstens gegen Mittag zaghaft an die Zimmertür, um zu fragen, ob er das Ei lieber gebrauchen oder gerührt will. Mama dient ihrem Sohn voll tiefer Kenntnis und Hingabe. Er, der Stammgast, soll sich wohl fühlen, und das tut er. Im Hotel Mama brennt immer ein Licht, köchelt immer eine Suppe auf dem Herd, wird der Sohn noch im jämmerlichsten Suffzustand aufgenommen. Das Hotel Mama ist nicht nur ein behaglicher Ort. Es ist das Paradies.

Kein Wunder, dass der Sohn nicht davon loskommt.

Ich höre von ausgewachsenen Kerlen, die sich nach fünf Tagen beim Militär von Mutti abholen lassen, weil es ihnen nicht gefällt. Andere schmeissen das Studium hin, weil sie die Trennung von zu Hause nicht verkraften. Ein Vierzigjähriger, der eine Frau geheiratet und mit ihr Kinder gezeugt hatte, zog, nachdem das Familienprojekt gescheitert war, wieder bei seiner Mutter ein. Die Expedition war beendet, das Lebenspaar wieder vereint. Die männliche Kindheit wird verlängert bis zur Stirnglatze. Das Nesthockersyndrom hat verschiedene Gründe.

In der ersten Phase sind es Gründe ökonomischer Art, für jedermann einsichtig. Der Sohn ist Anfang zwanzig, steckt mitten in der Ausbildung und hat noch kein Einkommen. Er kann sich eine eigene Wohnung nicht leisten, eine eigene Existenz noch nicht aufbauen.

In der zweiten Phase geht der Sohn bereits auf die Dreissig zu und steht finanziell auf eigenen Beinen. Doch ausziehen mag er nicht. Er probiert dies und das, ein neues Hobby, lockere, wechselnde Liebschaften. Er lebt optional und ist der Ansicht, später bestimmt etwas Besseres zu finden. Er mag sich nicht festlegen. Er hat Zeit. Er geniesst die Bequemlichkeiten im Hotel Mama. Mama ist sechzig, sieht aber wie vierzig aus und benimmt sich auch so.

Dritte Phase: Da der Sohn inzwischen 35 ist und noch immer im Hotel Mama wohnt, wird es Zeit, die Sache aus psychoanalytischer Sicht zu betrachten.

Jürg Acklin, Schriftsteller und Psychoanalytiker in Zürich, bekommt es in seiner Praxis mit Fällen zu tun, die der Klärung bedürfen, weil der Leidensdruck nicht mehr zu bewältigen ist. Acklin richtet den Blick zuerst auf die Mutter. Sie will vor allem eines nicht: allein bleiben. «Sie hat ein egoistisches Interesse, den Sohn in Abhängigkeit zu halten.» Dabei geht sie geschickt vor und versendet «doppelte Botschaften». Sie erlaubt ihm alles, toleriert seine Faulheit, seinen Lebenswandel, seine Liebschaften. Das tut sie aber nur, um insgeheim die Zügel in der Hand zu behalten, den Sohn am Gängelband zu führen. Die Mutter macht sich einerseits zur Bediensteten des Sohnes, um andererseits die heimliche Herrscherin über sein Leben zu bleiben. Klingt wie ein dialektischer Widerspruch. Oder wie eine

Spielart im Puff. Die liebe Mama – getaucht ins Zwielflicht der devoten Domina.

Acklin nennt es den «narzisstischen Missbrauch» und kommt auf den Vater zu sprechen. Der Vater, jener Mann, der den Sohn gezeugt hat, wohnt auch im Hotel Mama, führt allerdings ein Schattendasein, weshalb bisher von ihm nie die Rede war. Auch er missbraucht den Sohn narzisstisch. Anstatt den Platz an der Seite von Mama für sich zu beanspruchen, überlässt Papa diesen Platz freiwillig dem Sohn. Warum? Weil er seine Alte schlicht nicht mehr aushält. Der Sohn übernimmt Papas Rolle und stabili-

«Der alte Dreck von Mutter und Vater verklebt ihnen das Gefieder.»

siert so die Ehe. Deshalb darf er nicht gehen. In einer anderen Variante hat Mama sich nicht nur den Sohn, sondern auch den Papa unterworfen. Mama hat eigentlich zwei Söhne. Ein schönes Indiz: «Beide, Vater und Sohn, sprechen die Mutter als Mutter an», sagt Acklin.

«Aufgefütterte Prinzen»

Angenommen, eine junge Frau verliebt sich in den Sohn. Sie flattert ins Hotel Mama ein und wird natürlich herzlich aufgenommen. Die junge Frau hat ihr eigenes Hotel Mama beizeiten verlassen und damit zur Schliessung veranlasst. Sie hat bereits während der Schulzeit ein Auslandjahr absolviert, ist zum Studium in eine andere Stadt gezogen und setzt in ihrer WG die Putzpläne um. Sie ist ehrgeizig und selbständig und will in die Welt hinaus. Abenteuer, Bildung, Karriere – ein emanzipatorisches Gut, das sie von ihrer Mutter geerbt hat.

Wird diese junge Frau sich auf Dauer mit Sex im Kinderzimmer zufriedengeben? Während Mama nebenan beim Bügeln von Sohneemanns Hemden laute Musik hört? Eher nicht. Denn die junge Frau ist nicht wie Kerstin, der es genügt, im Leben von Peter nur die zweite Geige zu spielen. Die junge Frau wird den Abflug machen. Und Mama wird ihren Sohn selbstverständlich trösten.

Geistert der alte Ödipuskomplex durchs Hotel Mama? Vermutlich schläft der Sohn nicht mit seiner Mutter, aber doch verdammt dicht bei ihr. Und der Vatermord? Hat sich wegen Abwesenheit oder Schwäche des Gegners erübrigt.

Jürg Acklin sagt über die Söhne: «Das werden stinklangweilige Machos, die ja bloss aufgeplusterte Bubis sind. Wie aufgefütterte Prinzen hocken sie im vollgeschissenen Nest. Der alte Dreck von Mutter und Vater verklebt ihnen das Gefieder. Deshalb können sie nicht fliegen, höchstens rennen, wie Straussenvögel.»

Katja Oskamp, 47, ist Schriftstellerin in Berlin. Zuletzt erschien von ihr bei Eichborn der Roman «Hellersdorfer Perle».

Geschichte

Bim, Bam, Bum

Eine Lokalposse um eine Hitler-Glocke beschäftigt Deutschland.

Friedrich Schiller wusste es schon immer: Löwe und Tiger hätten es zwar in sich, schrieb er im «Lied von der Glocke». Aber «der gefährlichste der Schrecken, das ist der Mensch in seinem Wahn».

Diesmal hat der Wahn die Bürger des rheinland-pfälzischen 700-Seelen-Dorfes Herxheim ergriffen, und der Streit wogt um die Glocke der örtlichen Jakobskirche. Inzwischen redet halb Deutschland mit – nach dem Motto: «Wenn gute Reden sie begleiten, dann fliesst die Arbeit munter fort.»

Doch diese Glocke ist nicht gut, sondern böse: Sie ist mit einem Hakenkreuz und einem



Für eine neue Glocke fehlt das Geld: Herxheim.

eher unverfänglichen Hitler-Zitat verziert: «Alles fuer's Vaterland». Ungewöhnlich, aber auch nicht überraschend. Schliesslich war die Kirche 1934 renoviert worden. Da brachte man Nazisympole auch dort an, wo man sie gar nicht sah.

Die meisten Dorfbewohner wussten von der «Hitler-Glocke», hängten die Sache aber nicht an die – sorry – grosse Glocke. Schliesslich tönte sie nicht braun, sondern wohlklingend im Einklang mit ihren beiden grösseren Schwestern. Bis Sigrid Peters auf den Plan trat («Wehe, wenn sie losgelassen»). Die pensionierte Organistin petzte bei der Lokalpresse («Da werden Weiber zu Hyänen») und verlangte Abhilfe.

Doch die ist nicht leicht. Für eine neue Glocke fehlt das Geld, abgesehen davon, dass man das denkmalgeschützte Stück nicht einschmelzen darf. Hakenkreuz und Hitler-Spruch abzuschleifen, würde den Klang ruinieren. So wird es auf eine sehr deutsche Lösung hinauslaufen: eine Gedenktafel, damit endlich jeder sieht, dass von oben nicht immer Segen kommt. Wie schrieb der Dichter: «Der Wahn ist kurz, die Reu ist lang.»

Wolfgang Koydl

Die militärischen Optionen gegen Kim

Amerika ist damit gescheitert, Nordkorea vom Bau von einsatzfähigen Atomwaffen abzuhalten. Wenn China nicht zu einem Regimewechsel in Pjöngjang einwilligt, ist ein Schlag gegen Kims Reich unvermeidbar. *Von John Bolton*

Am 28. Juli testete Nordkorea zum ersten Mal eine ballistische Rakete, die potenziell die amerikanische Ostküste treffen kann. Damit sind 25 Jahre amerikanischer Nonproliferationspolitik gescheitert. Ein entschlossener Schurkenstaat kann diplomatische Zugeständnisse erreichen und trotz Wirtschaftssanktionen einsatzfähige Atomwaffen bauen. Es ist allerhöchste Zeit, dass Washington diese nutzlose Politik von Zuckerbrot und Peitsche aufgibt.

Die amerikanischen Politiker, besonders jene, die weiterhin die Vorzüge des Atomabkommens mit dem Iran loben, sollten genau hinschauen. Wenn nämlich die langjährige Zusammenarbeit zwischen Teheran und Pjöngjang im Bereich der Raketentechnik auch nur ansatzweise die Nukleartechnik einbezieht, dann ist die iranische Bedrohung bald ebenso konkret wie die nordkoreanische. Wie weitreichend diese Zusammenarbeit bislang auch gewesen sein mag – der Iran könnte inzwischen freigegebene Guthaben und Einnahmen aus Ölverträgen verwenden, um in Nordkorea, einem der ärmsten Länder der Welt, Atomtechnik einzukaufen.

Eine Lehre aus Pjöngjangs kontinuierlicher atomarer Aufrüstung muss sein, dass dieser Fehler bei anderen Staaten, die die Erfolge Nordkoreas aufmerksam verfolgen, unbedingt vermieden wird. Staatskunst bedeutet, konkrete Bedrohungen zu erkennen und zu handeln, bevor sie manifest werden. Im Fall von Nordkorea und dem Iran hat Amerika praktisch genau das Gegenteil getan. Diese Staaten machen sich Amerikas Schwäche und sein kurzes Gedächtnis zunutze.

Verhandlungen dienen ihnen dazu, wertvolle Zeit zur Lösung der komplexen wissenschaftlichen und technischen Probleme zu gewinnen, um am Ende einsatzfähige Atomwaffen produzieren zu können.

Nun, da Nordkorea sie besitzt, bleiben für die USA nur wenige realistische Optionen. Abermalige Verhandlungen und Sanktionen werden genauso erfolglos sein wie in all den Jahren zuvor. Die einzig vernünftige diplomatische Lösung wäre es, wenn man China davon überzeugen könnte, dass eine Wiedervereinigung der beiden Korea auch in seinem Interesse liegt. Damit wäre die atomare Bedrohung durch das



Zuckerbrot und Peitsche: Diktator Kim Jong-Un bei einem Raketentest.

bizarre nordkoreanische Regime erledigt. Solche Verhandlungen wären gewiss schwierig und hätten schon vor Jahren aufgenommen werden müssen, aber mit Entschlossenheit könnte Washington durchaus etwas erreichen.

Wenn Diplomatie nichts brächte, blieben nur unschöne militärische Optionen. Viele Leute räumen zwar ein, dass nordkoreanische Raketen eine Bedrohung für die USA darstellen, es aber viel zu riskant wäre, dieses Potenzial gewaltsam zu neutralisieren. Amerika, sagen sie, müsse ein atomares Nordkorea akzeptieren und versuchen, die Gefahr einzudämmen.

Diese These wird gern auch von denjenigen vertreten, die in der Vergangenheit erklärt haben, dass mit Zuckerbrot und Peitsche eine nukleare Bewaffnung Nordkoreas verhindert werden könne. Damit machen sie die Amerikaner zu Geiseln der Kim-Diktatur. Das ist inak-

zeptabel. General Dunford, Generalstabschef, erklärte unlängst auf dem Aspen Security Forum, die Aussicht, dass Denver mit einer Atomwaffe beschossen werde, sei nicht hinnehmbar. Wie sehen nun die militärischen Optionen aus, welche den USA im schlimmsten Fall bleiben?

Amerika schützen

Erstens könnte Washington einen Präventivschlag gegen die bekannten nuklearen Einrichtungen, Raketenfabriken, Abschussanlagen und U-Boot-Stützpunkte führen. Hier gibt es vielerlei Varianten – von Sabotage, Cyberangriffen und generellen Störmassnahmen bis hin zur Ausschaltung des kompletten Programms durch Luftwaffe und Marine.

Zweitens könnte man warten, bis eine Rakete unmittelbar vor dem Abschuss steht, und sie dann zerstören. Das böte mehr Zeit, allerdings um den Preis eines erhöhten Risikos. Informationen sind nie absolut zuverlässig. Eine nordkoreanische Rakete könnte schon längst



Präsident Trump.

unterwegs sein, bevor das Militär reagieren kann.

Drittens könnte Amerika durch Luftangriffe oder Spezialtruppen das nordkoreanische Oberkommando ausschalten, für Chaos sorgen und dann vom Süden her einmarschieren, um Pjöngjang, atomare Anlagen, wichtige militärische Positionen und andere Objekte zu besetzen.

All diese Szenarien stellen eine Gefahr für Südkorea dar, besonders für die Zivilbevölkerung in Seoul, die in Reichweite der nordkoreanischen Artillerie ist. Bei einem grossangelegten militärischen Angriff müsste folglich auch das Vergeltungspotenzial Nordkoreas so weit wie möglich ausgeschaltet werden. Vor einem Angriff müsste man natürlich die Zustimmung Südkoreas (und Japans) einholen.

Auch das Vergeltungspotenzial Nordkoreas müsste so weit wie möglich ausgeschaltet werden.

aber keine ausländische Regierung, nicht einmal ein enger Verbündeter, könnte ein Vorgehen verhindern, dessen Ziel es wäre, Amerika vor den Atomwaffen von Kim Jong Un zu schützen.

Letzte Gelegenheit

Auch für China geht es um vieles, nicht zuletzt um die Sorge, nordkoreanische Flüchtlinge könnten massenhaft über die Grenze strömen. Da weder die USA noch China in einen Krieg verwickelt werden wollen, müssten im Fall eines Militärschlags sofortige Verhandlungen mit Peking beginnen. Beide Überlegungen machen deutlich, warum es von grösster Bedeutung ist, China die Vorteile einer friedlichen Wiedervereinigung vor Augen zu führen.

Im Pentagon dürften die operativen Aspekte eines möglichen Militärschlags bereits analysiert werden. Aber auch die Politik sollte über die militärischen Optionen diskutieren – mit Blick auf Nordkorea und darüber hinaus, denn ähnliche Fragen werden sich im Fall des Iran und bei anderen Staaten stellen, die nach Atomwaffen streben.

Jahrzehntelang hat Amerika zu verhindern versucht, dass Staaten ohne Atomwaffen solche Waffen entwickeln. Dieses Ziel wurde nicht erreicht, und die Welt ist immer weiter atomar aufgerüstet worden. Nordkorea und dem Iran Einhalt zu gebieten, könnte die letzte Gelegenheit zum Handeln sein, bevor Atomwaffen eine globale Alltäglichkeit werden.

John Bolton ist Senior Fellow am American Enterprise Institute und Autor von «Surrender Is Not an Option. Defending America at the United Nations and Abroad» (Simon & Schuster, 2007)

Aus dem Englischen von Matthias Fienbork

© Wall Street Journal

Rüstung

Papiertiger oder Feuerdrache?

Am nordkoreanischen Nuklear- und Raketenprogramm scheiden sich die Geister der Experten. In einem Punkt sind sie sich aber einig: Die Gefahr wird sicher wachsen, nicht schrumpfen.

Die Erkenntnisse amerikanischer Geheimdienste über fremde Massenvernichtungswaffen lassen bekanntermassen zuweilen zu wünschen übrig; dennoch ist es CIA-Chef Mike Pompeo zu danken, dass er soeben ein wenig die Luft aus den alarmistischen Berichten über die mutmasslichen Fähigkeiten Nordkoreas gelassen hat, US-Metropolen binnen Minuten in radioaktive Wüsten zu verwandeln.

Es gebe keine «unmittelbare» Bedrohung, erklärte Pompeo, «keinerlei geheimdienstliche Hinweise darauf, dass wir kurz vor dem Ausbruch eines Atomkrieges stehen».

Der CIA-Mann weiss sich bei seiner Beurteilung mit vielen seriösen Fachleuten einig. Auch sie registrieren zwar, dass sich der Takt nordkoreanischer Raketenversuche in den letzten zwei Jahren deutlich beschleunigt hat. Und im vergangenen Monat testete das Regime in Pjöngjang erstmals erfolgreich eine Interkontinentalrakete, die – theoretisch – Ziele auf dem amerikanischen Festland erreichen kann.

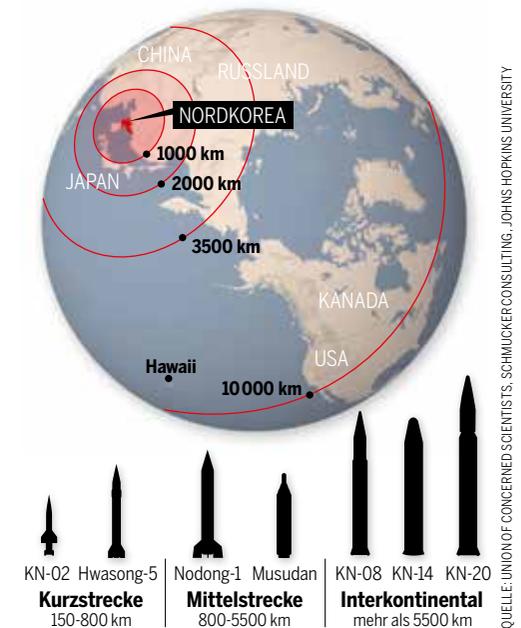
Die Betonung liegt indes auf dem Wort «theoretisch». Nach Meinung des US-Experten wird es noch drei Jahre dauern, bis Nordkorea zu dieser technischen Leistung fähig ist. Denn es reicht nicht, lediglich die Distanz von 10 000 und mehr Kilometern zurückzulegen. Die Rakete muss zudem einen hinreichend miniaturisierten Atomsprengkopf bis ins Ziel transportieren, den Wiedereintritt in die Atmosphäre unbeschadet überstehen und einigermaßen zielgenau treffen können. All dies wird von ausländischen Fachleuten bezweifelt.

Andererseits sind drei Jahre keine lange Zeit, und Nordkorea hat bewiesen, dass es trotz Rückschlägen grosse Fortschritte gemacht hat. So steht ausser Zweifel, dass nordkoreanische Sprengköpfe auf Mittelstreckenraketen montiert werden können, die praktisch das ganze Territorium der US-Verbündeten Japan und Südkorea sowie diverse US-Militärstützpunkte bestreichen.

Besonders beunruhigend ist, dass Pjöngjang nach jüngsten Erkenntnissen die leistungsstarken Triebwerke seiner neuen Interkontinentalrakete aus einer ehemaligen sowjetischen Fabrik in der heutigen Ukraine bezogen zu haben scheint. Und schliesslich können die Raketen auch chemische oder biologische Kampfstoffe transportieren, wo sie etwa in den Millionenmetropolen Tokio und Seoul nicht minder verheerend wirken können wie Atomwaffen.

Nordkoreas Drohpotenzial

Geschätzte Reichweiten der nordkoreanischen Raketen.



QUELLE: UNION OF CONCERNED SCIENTISTS, SCHMUCKERCONSULTING, JOHNS HOPKINS UNIVERSITY

Zunehmende Bedrohung.

Nordkoreas Raketenarsenal:

KN-02: Kurzstreckenrakete, sehr zielgenau, Reichweite 120 km.

Hwasong-5: Weiterentwicklung sowjetischer Scud-Raketen. Reichweite bis zu 300 km. Testphase beendet und in Dienst gestellt. Vermutlich 150–200 Raketen auf mobilen Abschussrampen.

Nodong-1: Reichweite 1300–1600 km. 650-kg-Sprengkopf. Zielgenauigkeit 190–250 m.

BM-25 Musudan: Reichweite 2500–3500 km. Tests nach einer Serie von Fehlschlägen (88 Prozent der Versuche) vorübergehend ausgesetzt. Es gilt als sicher, dass die Probezündungen Ziel erfolgreicher ausländischer Sabotageakte waren, da die durchschnittliche Fehlerquote bei Raketen tests lediglich bei fünf bis zehn Prozent liegt.

KN-08/KN-14: Modifizierte Versionen desselben Typs mit einer maximalen Reichweite von 3500 km. Bislang nur auf Militärparaden vorgestellt, weshalb manche Beobachter glauben, dass es sich um Attrappen handelt. Das Pentagon geht allerdings von sechs festen Abschussystemen für die KN-08 aus.

Hwasong-14 (KN-20): Interkontinentalrakete mit einer Reichweite von über 10 000 km. Erfolgreich getestet im Juli 2017. Mobile Abschussrampen.

Wolfgang Koydl

Neue First Lady

Nikki Haley, Trumps Botschafterin bei der Uno, läuft in der Korea-Krise zur Hochform auf.

Von Urs Gehriger

Die Geschichte von Nikki Haley erinnert an das Märchen von Aschenputtel. Schön und erfolgreich war sie und begehrt. Da wird sie plötzlich aus der heilen Welt gerissen, muss grösste Schmutzarbeit verrichten, während andere ins Rampenlicht drängen, bis endlich – dank Mut, Fleiss und Fortüne – ihre grosse Stunde kommt.

Gleich nach seinem Wahlsieg im vergangenen November beschloss Trump, Nikki Haley, 45, als seine Uno-Botschafterin nach New York zu schicken. Die Ehre nahm sich für die Gouverneurin von South Carolina aus wie eine Abschiebung in die Bedeutungslosigkeit. Wie twitterte doch der neue Präsident, der seine Aussenpolitik auf zwei Wörter, «America First», eingedampft hatte? Die Uno sei «bloss ein Klub, wo Leute zusammenkommen, reden und sich amüsieren. So traurig!»

Hardliner in Haleys Heimat zeigten sich erfreut. Die Regierungschefin aus dem Südstaat, die zwar erfolgreich amtierte, aber ihnen zu weich vorkam, war weg. Globalexperten wiederum warnten, Haley sei die «unerfahrenste Botschafterin», die Amerika je an den East

River entsandte. «Niemand in der Uno», meinte Professor Charles Tiefer von der University of Baltimore, werde in Haley eine Person sehen, mit der es sich zu sprechen lohne.

Doch Haley hängte sich rein. Sie büffelte die Dossiers und ergriff das Wort. Kaum im Amt, knöpfte sie sich den Uno-Menschenrechtsrat vor und erklärte das Genfer Gremium für «korrupt». Mehr als siebenzig Resolutionen gegen Israel habe der Rat beschlossen, aber nur deren sieben gegen den Iran. Menschenrechtsverstösse in Russland, China oder Kuba blieben praktisch unerwähnt. Alsdann nahm sie die sogenannten friedenserhalten-

den Missionen ins Visier. Ob die von Skandalen geprägten Blauhelm-Einsätze überhaupt noch zweckdienlich seien, wollte sie von den bass erstaunten Bürokraten wissen.

Keine Zeit für Spielchen

Wo ihre Vorgänger in diplomatischen Tripelschritten durch den Rat zirkelten, attackierte Haley die Mächtigen frontal. Ein ums andere Mal verdammt sie Russlands Unterstützung für Syriens Präsidenten Assad und



Noch lange nicht fertig: Haley.

dessen Schlächtere. Hinter den Kulissen knüpfte Haley Beziehungen und schmiedete Allianzen. Nun hat sie geschafft, was ihren Vorgängern vergönnt blieb. Mit 15 zu 0 Stimmen setzte sie im Sicherheitsrat eine rigorose Resolution gegen Nordkorea durch. Zwar hätte sie gerne noch strengere Massnahmen implementiert, um Nordkoreas Zugang zu Geld- und Ölquellen im Ausland vollständig zu kappen. Doch die einstimmig beschlossene Resolution ist die schärfste, die je gegen die ertatschen Herrscher von Pjöngjang ausgesprochen wurde. «Es ist Zeit für Nordkorea, zu merken, dass wir nicht mehr Spielchen spielen», sagte sie zu Fox News.

Mit dem Coup gegen Kim wurde Haley zum Star der Trump-Regierung. «Die beste Uno-Botschafterin Amerikas seit 50 Jahren» titelte der konservative *Washington Examiner*. Seit Adlai Stevenson während der Kubakrise dem Sicherheitsrat mit Hilfe von Luftaufnahmen die Existenz von Sowjet-Raketen auf Kuba bewiesen hatte, habe niemand mehr die USA derart kraftvoll vertreten wie die zierliche Tochter zweier indischer Einwanderer aus dem Punjab. Selbst unter den Zweiflern im gegnerischen Lager, die keine Chance auslassen, um auf Trumps Leute einzudreschen, ist Ruhe eingeekehrt. Die *New York Times* brachte Haley gar als Kandidatin fürs Präsidentenamt 2020 ins Spiel.

Haleys Wirken am East River ist noch lange nicht fertig. Es sei ganz normal, dass sich in Institutionen lähmende Rituale einspielten, lässt sie die Medien im Ton der erprobten Ausmisterrin wissen. Auch in South Carolina habe sie erst einmal aufräumen müssen. «Und jetzt arbeite ich daran, die Kultur in den Vereinten Nationen zu ändern.» Dass alle ihre Vorgänger darin gescheitert sind, irritiert sie nicht. «Das Schöne an dieser Regierung ist, dass alles möglich ist.» O

Trumps Woche

«Ich nenne ihn <Chief>»

General Kelly schafft Ordnung im Weissen Haus.

Der neue Stabschef im Weissen Haus, Marine-General John Kelly, hat seine Mission unter das Credo «Country, President, Self» gestellt.

Der 67-jährige Viersternegeneral, bekannt als Mann ohne Schnickschnack, hat eine Befehlshierarchie eingeführt, wonach sämtliche Angestellten des Weissen Hauses, Trumps Schwiegersohn Jared und Tochter Ivanka inklusive, ihm direkt unterstellt sind. Die Sitzungen wurden einer strengen Disziplin unterworfen. Ausserdem patrouilliert er durch



die Korridore und befiehlt tratschende Angestellte zurück an ihre Schreibtische.

Seine diskret gehüteten politischen Ansichten hat der Offizier dem Präsidenten bisher nicht aufgedrängt. Gemäss *Washington Post*, hat sich der Sphinx-ähnliche Stabschef «überrascht zurückgelehnt, als Trump die aussergewöhnliche Androhung aussprach, dass man Nordkoreas nukleare Provokation mit «Feuer und Wut» begegnen würde, «wie es die Welt niemals zuvor gesehen hat». Der ehemalige Sprecher des Repräsentantenhauses und Trump-Alliierte Newt

Gingrich erklärt: «[Kelly] hat ein tiefes Verständnis, dass Trump Präsident ist und er nicht... Er setzt sich voll und ganz dafür ein, Trump entlang Trumps Vorstellungen erfolgreich zu machen und nicht nach seinen eigenen.»

Gemäss *Time Magazine* wurde der hochdekorierte Kriegsveteran von Verteidigungsminister Mattis, Sicherheitsberater McMaster und Aussenminister Tillerson in die neue Rolle gedrängt, als sie beobachteten, wie sich das Weisse Haus in ein meuchelndes, intrigierendes, moralentleertes Chaos verwandelte. Gut zwei Wochen nach seinem Einstand geniesst der ehemalige Minister für Heimatschutz das ungebrochene Vertrauen des Präsidenten. «General Kelly macht einen fantastischen Job», lobt der launenhafte Oberbefehlshaber. ««Chief, ich nenne ihn <Chief>... Er benimmt sich wie ein vierfacher Star der Marine.»

Der «Chief» weigert sich immer noch standhaft, zu sagen, wem er letzten November seine Stimme gegeben hat.

Der Präsident hält Wort

Führende US-Medien, die bisher vor allem über Skandale aus dem Weissen Haus berichteten, anerkennen allmählich: Donald Trump baut Amerika um. Womöglich tiefgreifend und nachhaltig.

Von Pierre Heumann

Seine Gesundheitsreform scheiterte, die Russland-Affäre belastet seine Präsidentschaft, mit seiner Partei hat er Probleme, und immer wieder sorgen Personalprobleme für Schlagzeilen: In den Medien wurde Donald Trump bisher vor allem als Präsident geschildert, der nichts könne ausser twittern. Deshalb heize er neuerdings den Konflikt mit Nordkorea an, um sein Loser-Image loszuwerden, behaupten andere.

Doch jetzt zeichnet sich bei einflussreichen Medien eine Neubewertung des trumpschen Leistungsausweises ab. Das Magazin *The Atlantic* machte den Anfang. Es zählte jüngst die bisherigen Leistungen von US-Präsident Donald Trump auf. Er habe zwar weniger erreicht, als er im Wahlkampf versprochen hatte. Während jedoch in den Medien vor allem über sein Getöse rapportiert werde, gebe es eine Art Schattenkabinett, das in den vergangenen sechs Monaten beachtliche Arbeit geleistet habe. «Trump», so der Titel der liberalen Publikation, habe «mehr vollbracht, als es den Anschein macht.» Zu den grössten Erfolgen Trumps zählt das Magazin die Sicherheit an der Grenze, eines seiner zentralen Wahlversprechen. Die Zahl illegaler Einwanderer sei im Vergleich zum Vorjahr um 20 Prozent zurückgegangen.

Aber all seine Leistungen würden von den Medien ignoriert, die vor allem damit beschäftigt seien, Trump mit Schmutz zu bewerfen. Dieses Fazit ist um so bemerkenswerter, als *The Atlantic* vor einem Jahr eine Wahlempfehlung für die demokratische Präsidentschaftskandidatin Hillary Clinton abgegeben hatte.

Chris Cuomo, CNN-Star und einer von Trumps Lieblingsfeinden, doppelte kurz darauf nach. «Trump packt die Dinge an», sagte er über den Mann, von dem die meisten behaupten, dass er sein Programm nicht umsetzen könne. Auch dieses Urteil ist bemerkenswert, weil CNN sonst zu den heftigsten Kritikern des ehemaligen Immobilienunternehmers gehört.

Wenig später hiess es auch bei *Axios*, einer News-Plattform mit Trump-Affinitäten, dass das von Trump in etlichen Bereichen angerichtete Chaos den Blick auf «Washingtons grössten politischen Veränderungen» verstelle. Und am 8. August nahm das Wirtschaftsmagazin *Forbes* die Neubewertung auf. Trump setze jetzt um, was er während des Wahlkampfes versprochen habe. Amerikanische Journalisten müssten sich an diese Art von Politikern erst noch gewöhnen, heisst es dazu bei *Forbes*.

Die positive Sicht war dann auch der Deutschen Presseagentur DPA eine Meldung wert,

die vom Online-Portal der *Frankfurter Allgemeinen Zeitung* am 7. August übernommen wurde. Als ob ihr die positive Trump-Optik nicht ganz geheuer wäre, distanzierte sich die Online-Redaktion allerdings vom Lob mit dem Titel: «Die unheimlichen Erfolge des Donald Trump». Ein Blick auf die Bereiche Umwelt, Energie oder Justiz zeige, «wie konsequent und womöglich langfristig seine Regierung Amerika umbaut», heisst es dort. Aber der Skandal-Scheinwerfer würde «fast allen Sauerstoff der öffentlichen Aufmerksamkeit verbrennen». Dabei sei Trump auf dem besten Weg, die USA nach seinen Vorstellungen zu prägen.

«Sehr vielversprechend»

In der Tat: Trump baut das Justizsystem um, ernennt ihm genehme Richter, bringt den konservativen Neil Gorsuch als Obergericht durch den Kongress, schreibt die Umwelt- und Einwanderungsgesetzgebung neu, er bringt gewaltige Bauprojekte auf den Weg, und er befreit die Wirtschaft von dem, was er «Fesseln» nennt, indem er dereguliert. (Siehe Artikel Seite 48)

Dass die Wirtschaft Trumps Politik lobt, versteht sich von selbst. Ihr gefalle vor allem der «fast totale Stillstand beim Erlass neuer Gesetze», schreibt Danny Vinik auf *Politico*. Die Nachrichtenagentur Bloomberg rechnet vor, dass

Trump bis Mitte Juli lediglich 41 neue Gesetze verabschiedet habe und meint anerkennend: «Das wären wohl weniger als 100 im ganzen Jahr 2017.» Bloomberg vergleicht das mit der Zahl der Gesetze, die im Jahresdurchschnitt unter dem letzten republikanischen Präsidenten, Georg W. Bush, verabschiedet worden waren: ein Fünftel weniger. Das sei doch «sehr vielversprechend», lässt sich der US-Dachverband der Unternehmer zitieren.

Auch in der *Washington Post* finden sich erste Anzeichen einer etwas ausgewogeneren Trump-Analyse. Die Zeitung, die in einem Editorial vom 8. August einmal mehr den Rückzug Trumps aus der Umweltpolitik mit scharfen Worten gerügt hatte, publizierte drei Tage später eine Story, die die Kritik stark relativierte. Die Emissionen in den USA würden vermutlich nicht höher ausfallen als bei einer Fortsetzung der Klimapolitik unter Obama, zitierte sie in ihrer Ausgabe vom 11. August aus der Fachzeitschrift *Climate Policy*. Ohne auf staatliche Vorschriften angewiesen zu sein, die Obama angepeilt hatte, um die Umweltbelastung in den USA gegenüber 2005 um 26 bis 28 Prozent zu verringern, würden unter Trump Marktkräfte einen vergleichbaren Effekt erzielen. Zudem lägen wesentliche Teile der Umwelt- und Energiepolitik in der Kompetenz der einzelnen Gliedstaaten. ○



Erste Anzeichen von Ausgewogenheit.

Politisch dumm

Die Entfernung des Denkmals von General Lee löste die Unruhen von Charlottesville aus.



Bürgerkriegslegende Lee.

Als General verglich man ihn mit Napoleon. Er bekämpfte die Sklaverei als «moralisches und politisches Übel». Er widersetzte sich lange der Abspaltung der Südstaaten und wurde nach dem Bürgerkrieg als Ikone der Aussöhnung gefeiert. Nur der Stadtrat von Charlottesville im Bundesstaat Virginia hält Robert E. Lee, den Oberkommandierenden der konföderierten Armee, für einen Rassisten und ordnete die Entfernung seines Reiterstandbildes an. Diese Entscheidung war der Auslöser für die Proteste und Ausschreitungen der letzten Tage, die im Tod einer Demonstrantin gipfelten. Doch in der Berichterstattung wird der Beschluss des von den Demokraten dominierten Stadtrates nur am Rande erwähnt. Dabei ist er nicht nur eine historische, sondern auch eine politische Dummheit ersten Ranges. Schon lange versuchen schwarze Aktivisten und weiße Bürgerrechtler, den populären Südstaatengeneral zum Schurken umzuschreiben. Erst im Mai war ein Denkmal Lees in New Orleans entfernt worden. Immer wieder gibt es Petitionen, nach ihm benannte Schulen umzubenennen. Aber selbst die Militärakademie West Point hat Robert-E.-Lee-Buildings, die US-amerikanische Post würdigte ihn zuletzt 1995 mit einer Briefmarke. Denn die Rassismuskritik trifft den Falschen. Lee war glühender Befürworter der Union und griff erst für die Konföderierten zu den Waffen, als sein Heimatstaat Virginia bedroht wurde. Er unterzeichnete 1865 für den Süden die Kapitulation und verhinderte so einen von vielen geforderten Guerillakrieg: «Ich werde keinen Krieg führen, der die Sklaverei perpetuiert, denn ich bin erfreut, dass die Sklaverei abgeschafft ist», notierte er.

Lee war ein tragischer Held. Selbst wenn ihn Ultrarechte für sich vereinnahmen und politisch Korrekte schmähen, so gehört er doch zu Amerika. Er hat der Nation sogar einen ihrer heiligsten Orte hinterlassen – wenn auch unfreiwillig. Als seine Ländereien vor den Toren Washingtons nach dem Krieg enteignet wurden, führte man sie einer neuen Bestimmung zu. Heute liegen hier Amerikas Soldaten begraben – auf dem Heldenfriedhof Arlington.

Wolfgang Koydl

Mehr zum Thema: Seite 67

Gute Laune

Die Aktienkurse an der Wall Street erklimmen Rekorde. Noch nie gab es in den USA so viele Jobs. Das Wirtschaftswachstum liegt bei über 3 Prozent. Wieviel davon ist Trump-Effekt? Von Florian Schwab

Die Wirtschaftsdaten in den USA sind hervorragend. Das Wachstum des Bruttoinlandproduktes (BIP) beträgt derzeit über 3 Prozent. Noch nie gab es so viele Beschäftigte in dem Land: 153 Millionen, eine Million mehr als vor der Wahl von Donald Trump. Seit seiner Wahl haben die wichtigsten Aktienindizes zweistellig zugelegt: Der Dow Jones erreichte jüngst die Marke von 22 000 Punkten, ein Plus von fast 20 Prozent gegenüber Anfang November 2016, vor der Wahl von Donald Trump. Auf Twitter verbreitet der Präsident Jubelstimmung: Dieser Wirtschaftsaufschwung sei sein Verdienst, so die Botschaft.

Natürlich fehlen nicht die kritischen Stimmen, die behaupten, dass die Grundlagen des jetzigen Aufschwungs bereits unter Obama gelegt worden seien und dass jetzt sowieso, nur schon mit Blick auf die Logik des konjunkturellen Zyklus, eine Wachstumsphase angesagt sei. «Der Obama-Aufschwung ist dabei, Trump gut aussehen zu lassen», titelte kürzlich die *Washington Post*. Erntet Trump also die Lorbeeren anstelle seines Vorgängers?

Achtung: Die meisten Experten, die jetzt das Trump-Wachstum kleinreden, entstammen derselben Denkrichtung wie jene, die vor der Wahl warnten, ein Präsident Trump wäre Gift für die Wirtschaft. So orakelte der Wirtschaftsnobelpreisträger und *New York Times*-Kolumnist Paul Krugman noch am Abend der Wahl, die Börsenkurse würden sich «nie mehr» von dem Schrecken erholen. Die Wahl von Trump sei ein Schock, der die «zaghafte Erholung» der Wirtschaft in den USA akut bedrohe. Der US-amerikanische Chefökonom der britischen HSBC-Bank sah eine Rezession «in einem oder in zwei Jahren» heraufziehen.

Stimmung könnte kippen

Gemessen an diesen Szenarien, ist Trumps Start in der Wirtschaftspolitik geglückt. Die Zuversicht, sowohl in der Geschäftswelt als auch unter den Konsumenten, ist unter seiner Regierung gestiegen. Wie die Aktienmärkte ist auch die Zuversicht von Produzenten und Konsumenten eine Kennzahl, in der sich Zukunftserwartungen spiegeln. Die Amerikaner rechnen also nach wie vor damit, dass es unter Trump wirtschaftlich aufwärtsgeht.

Im Wahlkampf versprach Trump die wirtschaftspolitische Wende: eine Rückbesinnung auf die nationalen Interessen in der Handelspolitik, tiefere Steuern, Deregulierung. Insbesondere die letzten beiden Disziplinen

gemahnten an den guten alten Wirtschaftsliberalismus der Thatcher-Reagan-Ära, der in Vergessenheit geraten war. Im scharfen Kontrast dazu traute sich die Obama-Regierung zu, mit wirtschaftspolitischer Steuerung, Konjunkturpaketen und Regulierung mehr Wohlstand zu schaffen. Schon die Vorstellung, mit tiefen Steuern und weniger Regulierung die Wirtschaft anzukurbeln, galt zeitweise als surreale Fantasterei. Mit Trump ist besagte Vorstellung plötzlich wieder da.

Die guten Zahlen und der Optimismus an den Märkten sind dennoch mit Vorsicht zu genießen. Zum einen bleibt die Politik der US-Notenbank trotz der zuletzt etwas gestie-



Aufregende Zeiten.

genen Zinsen sehr expansiv. Das fördert den gegenwärtigen Boom. Zum anderen hat Trump bisher erst teilweise geliefert. Zwar ist seine Administration mit Hochdruck daran, dort die Regulierung abzubauen, wo es keiner Beschlüsse des Kongresses bedarf. Bei Trumps grössten wirtschaftspolitischen Vorhaben, der Handelspolitik und der Steuerreform, sind aber noch keine konkreten Fortschritte erkennbar. Sollte er in diesem Jahr die angekündigte Steuerreform mit den Vereinfachungen und Senkungen nicht auf den Weg bringen, könnte die Stimmung rasch kippen. Löst Trump allerdings dieses zentrale Wahlkampfversprechen ein, dann stehen die USA vor aufregenden Zeiten. Viele amerikanische Konzerne haben aus steuerlichen Gründen Milliarden im Ausland gebunkert und warten auf die Steuerreform, um das Geld steuerfrei heimzuholen und in Amerika zu investieren. Ein Wirtschaftswachstum zwischen 3 und 4 Prozent, wie von Trump angepeilt, ist – so betrachtet – in Reichweite.

Trumps Mann in Bern

Ed McMullen heisst der designierte US-Botschafter in der Schweiz. Der enge Weggefährte von Donald Trump und Unternehmer gilt als kluger Kopf mit grossen Sympathien für das Schweizer System. Die Wahl zeigt: Für Trump ist die Schweiz nicht so unwichtig. *Von Florian Schwab und Urs Gehrig*

19. Januar 2017. Es ist der Abend vor der Amtseinführung Donald Trumps zum 45. Präsidenten der USA. Unweit vom Capitol steigt eine Warm-up-Party. Geladen hat Ed McMullen aus South Carolina, ein enger Weggefährte des neuen Präsidenten. Am nächsten Tag wird er mit Trumps Familie an der Morgenandacht in der St. John's Episcopal Church gegenüber dem Weissen Haus teilnehmen und danach, wenige Meter von Trump entfernt, dessen Inaugurationsrede beiwohnen.

Auf der Warm-up-Party schüttelt McMullen zu wilden Rhythmen einer Südstaaten-Band Hunderte Hände. Die paar Gäste aus der Schweiz begrüsst er mit einem besonders warmen Lächeln. Was zu diesem Zeitpunkt ausser einem kleinen Kreis von Eingeweihten niemand weiss: Trump hat McMullen für den Botschafterposten in Bern vorgesehen. Nichts ist offiziell. Und ist es bis heute nicht. Erst eine Facebook-Panne hat McMullen letzte Woche als designierten Botschafter geoutet. (Der vorgesehene US-Botschafter in Luxemburg hat ein Foto aus dem Vorbereitungskurs für Botschafter gepostet, auf dem auch das Namensschild des künftigen US-Vertreters in der Schweiz zu sehen ist.)

Sensationeller 10-Punkte-Vorsprung

Wie gutinformierte Kreise der *Weltwoche* bestätigen, handelt es sich bei Ed McMullen tatsächlich um Trumps designierten Botschafter in der Schweiz. Noch muss er allerdings die Hearings im Kongress bestehen und von der Schweizer Regierung bestätigt werden. Bis zu diesem Zeitpunkt wolle er sich nicht öffentlich dazu äussern, beschied McMullen auf Anfrage der *Weltwoche*.

Anders als die meisten früheren US-Botschafter in der Schweiz ist McMullen nicht ein spendabler Kampagnen-Financier. Seine Meriten verdiente er unter anderem als Architekt des fulminanten Vorwahlsiegs in seinem Heimatstaat South Carolina. Dieser Staat war eine Schlüsselstation auf dem Weg zu Trumps Nomination. Nach Siegen in Iowa und New Hampshire musste Trump South Carolina unbedingt gewinnen, um aus sicherer Pole-Position in den «Super Tuesday» zusteigen. Ed McMullen und sein Team machten ganze Arbeit. Sie sicherten Trump den Sieg mit einem sensationellen 10-Punkte-Vorsprung.

Kernzelle für den Erfolg war McMullens eigene Agentur McMullen Public Affairs, die er 2005 gegründet hatte und die seither Unternehmen in der Öffentlichkeitsarbeit unterstützt. Mit seiner Agentur sei er zu einer Schlüs-



Schlüsselfigur: Ed McMullen (r.) und Donald Trump (l.) im Trump-Tower, 2016.

selfigur bei wichtigen Firmenansiedlungen, etwa von Boeing und Volvo, in South Carolina geworden, sagt Pamela Lackey, welche seit zehn Jahren den Telekommunikationskonzern AT&T in South Carolina präsidiert. Sie kennt Ed McMullen seit Jahrzehnten geschäftlich. Im Gespräch mit der *Weltwoche* lobt die frühere Präsidentin der Handelskammer von South Carolina McMullen als «ausserordentlich smarte und kluge Person». Eine zentrale Fähigkeit McMullens bestehe darin, komplizierte Fragen von jeglichem Business-Jargon zu befreien und zum Zweck aufzubereiten, dass jedermann sofort versteht, um was es geht. «Er ist ein fantastischer Kommunikator mit einem feintwickelten Sinn für Unternehmertum.»

Für Ed Feulner, den Gründer des konservativen Think-Tanks Heritage Foundation, mit dem Ed McMullen in den achtziger Jahren zusammenarbeitete, liegt dessen zentrale Qualität in der Verbindung zwischen Businessoptik und gutentwickeltem politischen Verständnis. Für die Beziehungen zwischen den USA und der Schweiz sei die Berufung von Ed McMullen «grossartig», so Feulner zur *Weltwoche*. McMullen verstehe und teile die wirtschaftspolitischen

Überzeugungen des Präsidenten, die darauf ausgerichtet seien, dass die Wirtschaft wachse. «Und er weiss, dass die Beziehungen zwischen den USA und der Schweiz aufgrund der gemeinsamen Ideale einzigartig und besonders sind.» McMullen empfinde grosse Sympathien für den föderalen Aufbau der Eidgenossenschaft, die Autonomie der Kantone und die «Rolle der Schweiz als wahrhaft unabhängige Nation, umgeben von der Europäischen Union».

Starker Verbündeter

In dem designierten Botschafter, ist Feulner überzeugt, habe die Schweizer Politik, aber auch die Schweizer Unternehmen einen starken Verbündeten in Washington. Sofern die Schweiz dazu bereit sei, könnten die Beziehungen der beiden Länder «an ihre besten Zeiten» anknüpfen. «Ich denke, dass McMullen ein ähnlich wichtiger und erfolgreicher Botschafter wird wie Shelby Cullom Davis in den siebziger Jahren und Faith Whittlesey in den Achtzigern.»

Ed McMullen ist der Schweiz seit zwanzig Jahren freundschaftlich verbunden. 1995 absolvierte er das Young-Leaders-Programm der American Swiss Foundation, einer Stiftung,

welche der Pflege der guten Beziehungen zwischen der Schweiz und den USA verpflichtet ist. Über die Jahrzehnte ist daraus ein ebenso hochkarätiges wie einflussreiches Alumni-Netzwerk entstanden. Ein prominenter Alumni ist Grover Norquist, Gründer und Chef von Americans for Tax Reform, einer Pressure-Group, welche die republikanische Partei in der Steuerpolitik geeint hat. Norquist kennt McMullen seit vielen Jahren als «echten Konservativen». Dass Trump einen engen Weggefährten aus seiner erfolgreichen Präsidentschaftskandidatur als Botschafter nach Bern schicken wolle, zeige: «Für Trump ist die Schweiz wichtig.»

Statt in den «Sumpf» in die Alpen

Und für die Schweiz kann McMullens Nähe zum Präsidenten wichtig werden. Die beiden kennen sich seit Jahren. Wie der Präsident stammt McMullen aus New York. Als er Trump 2015 in dessen Tower besuchte, war er einer der Ersten, der von Trumps Ambition, US-Präsident zu werden, erfuhr. McMullen war die dritte Person, die Trump für sein Wahlkomitee anheuerte, aus dem später die Präsidentschaftskampagne entstehen sollte. Nach dem historischen Erfolg in den Primaries, bei dem McMullen mittels einer ausgefeilten Technik punktgenau Wählerstimmen generierte, holte Trump seinen Mann aus South Carolina ins Übergangsteam. Schliesslich machte er ihn zum Vize im Komitee für die Inaugurationsfeier.

McMullens Organisationstalent bescherte nicht allein Trump wichtige Erfolge. Sein Wirken im direkten Umfeld des Präsidenten half ihm ebenso dabei, das Profil seines Heimatstaats aufzupolieren. So fällt auf, wie viele Persönlichkeiten aus dem Südstaat einen hohen Posten in der Trump-Regierung bekommen haben: Die ehemalige Gouverneurin Nikki Haley wurde US-Botschafterin bei der Uno (siehe Artikel Seite 46). Mick Mulvaney ist Direktor des Office of Management and Budget. Senator Tim Scott und der Abgeordnete Trey Gowdy amtierten im Übergangsteam. «Das hat viel mit Ed zu tun», berichtete Projektentwickler Bill Stern der Tageszeitung *The State* in Columbia, South Carolina. «Mr Trump vertraut ihm, ruft ihn an, trifft sich mit ihm.»

Lange schien es, dass McMullen selbst kein Interesse an einem Regierungsposten habe. «Ich habe Mr Trump bereits vor zwei Jahren gesagt: «Solange ich nicht nach D.C. ziehen muss, bin ich bereit, zu helfen, wo ich kann», äusserte dieser letzten Dezember in *The State*. Offensichtlich zeigte Trump Verständnis. Statt in den «Sumpf» von Washington plant er, McMullen in die ferne Alpenrepublik zu schicken. McMullens Hearings im Kongress finden voraussichtlich im September statt. Wird er bestätigt, amtiert er ab Herbst offiziell als Trumps Mann in Bern. McMullen ist verheiratet und hat zwei erwachsene Kinder. ○

Neuseeland

Die Mutter der Wahlkämpfe

Die neue Labour-Chefin Jacinda Ardern hat plötzlich beste Chancen auf das Premierministeramt. Die Neuseeländer sind aus dem Häuschen: Darf sie trotzdem schwanger werden? Von Oliver Hartwich



«Planen Sie, Kinder zu haben?»: Politikerin Ardern.

Wenn eine Oppositionspartei zwei Monate vor der Wahl ihren Parteichef auswechselt, dann sind Fragen angebracht. Welche Akzente setzt der oder die Neue? Welche Wahlversprechen werden einkassiert? Und welche gegeben?

Im Fall der neuseeländischen Labour-Partei wurden auch Fragen gestellt, nachdem ihr Chef Andrew Little, 52, angesichts katastrophaler Umfragewerte kürzlich das Handtuch geworfen hatte. Nur dass Littles Nachfolgerin Jacinda Ardern, 37, kaum zu politischen Themen befragt wurde – sondern zu ihrer Familienplanung.

Nach Arderns Amtsantritt kannten die sozialen Medien, Radio- und Fernsehsender fast nur ein Thema: Kann eine Frau, die Premierministerin werden will, einen Kinderwunsch haben? Und dürfen sich ihre potenziellen Wähler dafür interessieren?

Dass dies ausgerechnet in Neuseeland diskutiert wird, mag auf den ersten Blick befremdlich erscheinen.

Kaum ein anderes Land ist in gesellschaftlichen Fragen so progressiv aufgestellt. In Neuseeland gibt es seit 2013 die Homo-Ehe. Es herrschen strenge Antidiskriminierungsge-

setze, und die geschlechtsneutrale Elternzeit kann von beiden Elternteilen beansprucht werden.

Zwischen Ehrgeiz und Illoyalität

Neuseeland ist stolz darauf, im Jahr 1893 als erstes Land weltweit das Frauenwahlrecht eingeführt zu haben. Auch eine Premierministerin gab es längst, nämlich die von 1999 bis 2008 regierende Helen Clark.

Warum also die Fragen nach Jacinda Arderns Kinderwunsch? Hat sich Neuseeland doch noch nicht an den Gedanken gewöhnt, dass Frauen in der Politik eine Rolle spielen?

Nun, ganz so einfach liegen die Dinge nicht. Das liegt vor allem an Frau Ardern selbst.

Seit sie 2008 erstmals ins Repräsentantenhaus gewählt wurde, hat Ardern eine für Oppositionspolitiker erstaunliche Karriere hingelegt. Obwohl sich ihre parlamentarischen Initiativen in einem überschaubaren Rahmen hielten, gelang es ihr doch, ausserhalb des

Plenums von sich reden zu machen. Im Frühstücksfernsehen ist Jacinda, wie sie gewöhnlich genannt wird, ein gerngesehener Gast. Beim Kurznachrichtendienst Twitter hat sie 75 000 Follower – nicht wenig für ein Land von knapp 4,8 Millionen Einwohnern. Ihr

Nach etwas mehr als einer Woche im Amt hat Ardern die Politik umgekrempelt.

Lebensgefährte ist der bekannte Fernsehjournalist Clarke Gayford.

Während sich die Parteichefs der oppositionellen Labour-Partei am konservativen Premierminister John Key (2008–2016) und seinem Nachfolger Bill English erfolglos abarbeiteten, brachte sich Ardern medial in Stellung. Es schien nur eine Frage der Zeit, bis sie selbst die Labour-Partei übernehmen würde. Einen grossen Schritt dahin nahm sie erst im März dieses Jahres, als sie zur stellvertretenden Parteichefin gewählt wurde. Gerade für jüngere Parteivizes besteht immer das Problem, dass sie ihre Karrierepläne nie allzu offen thematisieren kön-

nen. Bestreiten sie eigene Ambitionen, wirken sie schnell unglaubwürdig. Wird ihr Ehrgeiz hingegen zu offensichtlich, kann ihnen dies als Illoyalität ausgelegt werden.

Wohl um diesen Spagat zwischen Ambitionen und Loyalität zu bewerkstelligen, hatte sich Ardern daher eine Antwort auf die Frage nach ihrer Zukunftsplanung zurechtgelegt. Nein, Parteichefin und Premierministerin wolle sie nicht werden, hatte sie noch Anfang des Jahres erklärt. Schliesslich wolle sie Kinder bekommen und eine Familie haben.

Dass ihr Parteichef Little dann dermassen schnell das Feld räumen würde, hätte wohl selbst Ardern nicht für möglich gehalten. Und dass sie kurz vor der Wahl am 23. September noch die Labour-Partei übernehmen würde, wohl auch nicht.

Es war auch keine attraktive Option, gerade jetzt Oppositionschefin zu werden. Neuseelands Labour-Partei stand unter Little in Umfragen bei knapp über 20 Prozent. Sogar der Status als grösste Oppositionspartei nach der Wahl war fraglich. So blieb dem glücklosen Little keine andere Möglichkeit, als seinen Rücktritt zu erklären und Ardern als seine Nachfolgerin zu empfehlen. Wen auch sonst, mag man fragen, denn personell ist Labour nach Jahren der freudlosen Opposition ausgezehrt.

Privatsache?

Nur war da noch diese Babyfrage. Hatte nicht Ardern selbst gesagt, dass das Amt der Premierministerin nicht in ihre eigene Lebensplanung passe?

Ja, das hatte sie natürlich. Aber nun, da ganz Neuseeland darüber zu diskutieren begann, ob ihr Kinderwunsch ein Hinderungsgrund sein dürfe, Premierministerin zu werden, nützte Ardern diese Diskussion. Denn plötzlich ging es nicht mehr um Labours Politikentwürfe oder die eigentlich positive Bilanz der amtierenden Regierung.

Nein, es ging nur noch darum, ob auch Frauen im gebärfähigen Alter Regierungschefin werden können. Selbst Arderns Rivale, Premierminister Bill English, stimmte der Frage zu. Schliesslich sei es Arderns Privatsache – auch wenn daraus fast eine Staatsaffäre geworden ist.

Nach etwas mehr als einer Woche im Amt hat Ardern somit die neuseeländische Politik umgekrempelt. Labour legte neun Prozentpunkte zu. In der Beliebtheit hat Ardern zu Premier English aufgeschlossen. Und am 23. September könnte sie nun tatsächlich Premierministerin werden.

Ob Ardern dann auch die erste Regierungschefin mit Elternzeit wird, bleibt abzuwarten. Aber im progressiven Neuseeland ist nichts unmöglich.

Oliver Hartwich ist geschäftsführender Direktor des Think-Tanks The New Zealand Initiative. www.nzinitiative.org.nz



Brief aus ...

Rio de Janeiro

Nach Rio reist man mit Stefan Zweig im Kopf. Schon vor seinem Exil hatte er dem Land eine Hymne gewidmet. «Brasilien – Ein Land der Zukunft» ist ein Buch wie Friedrich Siegburgs «Gott in Frankreich». Grossartig und voller Klischees, die sich nur dem fremden Blick erschliessen. Eine Liebeserklärung, die dem Geliebten schon damals ein bisschen befremdlich vorkam und deren Gemeinplätze von der Gegenwart auf eine harte Geduldssprobe gestellt werden.

Uneingeschränkt hilft die literarische Anleitung dem zeitgenössischen Reisenden bei der Bewältigung der überbordenden Schönheit der schönsten Stadt der Welt. Die Favelas beschreibt der Dichter in der Sprache der Welt von gestern, in der seine Autobiografie geschrieben ist

– als «Negerdörfer», in denen die Nachfahren der Sklaven ihre Hütten bauten wie in den afrikanischen Dörfern ihrer Herkunft. «Tausendmal glücklicher als das Proletariat in unseren Mietskasernen» würden sich ihre Bewohner fühlen.

Es ist Winter in Rio. Am Tag unserer Ankunft schickte Präsident Temer 10 000 Soldaten.

Es ist Winter in Rio de Janeiro. Am Tag unserer Ankunft schickte Präsident Michel Temer 10 000 Soldaten. Fast hundert Polizisten sind seit Jahresbeginn im Krieg gegen die Drogenbanden ums Leben gekommen. Täglich werden drei Bewohner von verirrteten Kugeln getroffen. In der durch den gleichnamigen Film berühmt gewordenen Favela «City of God» muss sich das rudimentäre Gesundheitszentrum auf Kriegsmedizin einstellen. Die Stadt ist

praktisch bankrott, ihre Angestellten müssen monatelang auf die Auszahlung der Löhne warten.

«Gott aber ist Brasilianer»

Über Copacabana fliegen zwei Hubschrauber der Armee. Scheinbar unbeschwert geht das Leben vor sich. Eine junge Bewohnerin der Favela kommt zum Schwimmen und mischt sich unter die Gäste des «Sheraton»-Hotels. Die Strände sind die emblematische Bastion der brasilianischen Gleichheit. Doch die multikulturelle Utopie, deren Gewaltlosigkeit Stefan Zweig begeistert hatte, gerät ins Wanken. Akribisch untersuchen die Ethnologen die Diskriminierung am Beispiel der Buslinien, die nach Copacabana, Ipanema, Leblon führen, und erläutern sie mit den feinen Unterschieden in der neuen Strandordnung rund um die Polizeiposten.



Neue Strandordnung: Ipanema.

Mit seiner Machtdemonstration in Rio hat Temer im Parlament seinen Kopf retten können: Es verschob Anfang August den Prozess – das, spottet ein Beobachter, «hat den Präsidenten mindestens so viel gekostet wie der Transfer von Neymar nach Paris». Ungetrübter als die Erinnerungen an die Fussball-WM – mit der Demütigung durch die Deutschen – und an die Olympischen Spiele, deren Stadien und deren olympisches Dorf leerstehen, ist im Land mit den meisten und gläubigsten Katholiken die Erinnerung an den Weltjugendtag. «Gott aber ist Brasilianer», tröstete sie dessen Stellvertreter Franziskus in der Stadt mit der dreissig Meter hohen Christusfigur über die Tatsache hinweg, dass er, der erste südamerikanische Papst, aus dem Nachbarland stammt. Seither ist die Welt in Ordnung und auch im Fussball die Qualifikation für die Auferstehung in Russland längst geschafft, weit vor dem ewigen Rivalen Argentinien. In Brasilien hat wieder einmal die Zukunft begonnen. *Jürg Altwegg*



Die Funken fliegen nur am Grill: Kanzlerkandidat Schulz (Mitte) und SPD-Lokalpolitiker Diaby (l.) bei Schrebergärtnern in Landsberg.

Sisyphus ist müde

SPD-Chef Martin Schulz reist durch Deutschland und versucht, den schier nicht mehr aufzuholenden Rückstand auf Kanzlerin Angela Merkel wettzumachen. Trotz schlechter Umfragewerte gibt er sich zuversichtlich: «Wahlkampf lohnt sich.» *Von Wolfgang Koydl aus Deutschland*

Vielleicht liegt es ja daran, dass der Veranstaltungsort nur die dritte Wahl ist. Das Gymnasium war wegen der Sommerferien geschlossen, und der Wirt des «Goldenen Löwen» entpuppte sich als strammer FDP-Mann und deshalb wenig geeignet als Gastgeber für Martin Schulz, den Kanzlerkandidaten der deutschen Sozialdemokraten. So blieb der Kleingartenverein, achtzig Parzellen stilles, grünes Glück im Städtchen Landsberg, gleich an der Grenze zwischen den Bundesländern Sachsen-Anhalt und Sachsen gelegen: Gurken, Gerbera und Geranien und nirgendwo ein Gartenzwerg in Sicht.

Für die Schrebergärtner vor den Toren von Halle an der Saale sprechen zwei weitere Gründe: Karamba Diaby, geboren in Senegal und örtlich SPD-Bundestagsabgeordneter, promovierte einst mit einer Arbeit über «Schwermetall- und Nährstoffhaushalt in

Halleschen Kleingartenanlagen». Und kaum etwas kommt dem von Schulz landauf, landab beschworenen «kleinen Mann» näher, als rechtschaffene Kleinbürger, die in jeder freien Minute auf eigener kleiner Scholle Gemüse ziehen, Rosen züchten oder sich schlicht die Sonne auf den prallen Bauch brennen lassen.

Anders als Schröder

Doch leider läuft es nicht wie geplant an diesem Abend, und das liegt weder am Veranstaltungsort noch an der Tatsache, dass Schulz als trockener Alkoholiker auf das bei Grillabenden eigentlich obligatorische Bier verzichtet. Es liegt auch nicht daran, dass er mit Anzug und roter Krawatte unter all den Kleingärtnerinnen und Kleingärtnern in Schlappen, Shorts und T-Shirts wirkt wie ein Besucher von einem anderen Stern. Einer seiner Vorgänger, Gerhard Schröder, Ex-Kanzler und Ex-

SPD-Chef, wäre auch in seinem geliebten sündhaft teuren Brioni-Tuch von den Kleingärtnern als Kumpel begrüßt worden.

Schröder hätte aber auch gleich das Sakko abgelegt und die Hemdsärmel hochgekrempelt. Doch Schulz sitzt, eingezwängt in die volle Politikermontur, schwitzend auf der Bierbank, als ob ihn der Anzug schützen solle vor zu viel Nähe zum gemeinen Volk. Funken fliegen nur auf dem Grill, zwischen dem Kandidaten und den potenziellen Wählern funkt es nicht. Immerhin sind Bier und Würste gratis, das entschädigt für manch andere Enttäuschung.

Er sei «seit Jahrzehnten mit Kleingärtnern» verbunden, versucht sich Schulz bei seinen Gastgebern einzuschmeicheln. «Ich war elf Jahre lang Bürgermeister in einer Stadt, Würselen heisst die, da gab es auch Kleingärtner», verkündet er zu Beginn seiner

kurzen Rede. Doch wenn er damit Sympathien einheimsen will, hat er sich verkalkuliert. «Ich wette, der ist heute zum ersten Mal in einer Kleingartenkolonie», murmelt der ehemalige Ingenieur Klaus Duschek in sein Bier. Sein Banknachbar Martin Stamm sagt nichts, sondern rollt nur stumm die Augen. Er wiederholt die Geste, als Schulz von der «tollen Atmosphäre hier» schwärmt. Das war sie, will Stamm damit wohl andeuten, bevor du gekommen bist.

Der schwüle Abend in der sachsen-anhaltinischen Pampa steht symbolisch für den ganzen Wahlkampf von Martin Schulz. Seine Partei, die SPD, steht wieder da, wo sie vor sich dahindorrte, als er wie ein weisser Ritter auf schimmerndem Ross aus Brüssel dahersprengte, um sie zu retten: bei knapp über 20 Prozent, mit fallender Tendenz. Die CDU von Kanzlerin Angela Merkel erreicht derweil Werte in fast doppelter Höhe, ein Vorsprung, der uneinholbar scheint.

«Natürlich lese ich auch die Umfragen und sage: <Scheisse>», gesteht Schulz seinen Zuhörern und wird plötzlich richtig menschlich. «Aber das sind nur Umfragen und keine Wahlergebnisse», macht er sich gleich darauf wieder Mut. Gewählt werde erst in sieben Wochen, da könne noch viel passieren. Ausserdem sagten Meinungsforscher, dass 30 Prozent der Deutschen überhaupt noch nicht wüssten, ob und wen sie gegebenenfalls wählen würden; 15 Prozent würden sich in der letzten Woche, 5 Prozent gar erst am Wahltag entscheiden.

«Darum lohnt es sich, Wahlkampf zu machen», ruft Schulz trotzig aus. Sein Publikum teilt seine Zuversicht nicht. «Ich glaube, seine Chancen sind wohl eher durchwachsen», konstatiert Duschek, der einst in der DDR Mauerziegel herstellte. Nicht für «die» Mauer, wie er rasch hinzufügt: «Die war schliesslich aus Beton.»

Saure Trauben

Wahlkämpfer Schulz könnte sich vermutlich glücklich schätzen, wenn er mit seinen Bemühungen gegen eine Betonwand anrennen würde. Doch den Gefallen tut ihm die Kanzlerin und CDU-Vorsitzende nicht. Sie hat stattdessen eine Art von Schaumgummibarriere



Immerhin sind Bier und Würste gratis.

um sich herum errichtet, an der alle Angriffe wirkungslos abprallen. Mehr noch: Der Angreifer sieht dabei oft unfreiwillig komisch aus, wie ein Clown, der mit der Tücke des Objekts kämpft.

Der SPD-Kandidat kann sich letztlich nur noch aussuchen, ob er sich in diesem Wettstreit mit Sisyphus vergleicht oder mit dem Hasen im Wettlauf mit dem Igel. Merkel ist immer schon da, ohne dass sie sich überhaupt bewegt hat. Und es schwingt nicht nur Bitterkeit, sondern auch eine gehörige Portion Neid mit, wenn Schulz zitiert, was in den Zeitungen so geschrieben wird: dass die Kanzlerin «in der Air Force One durch die Welt jettet, während der Typ über die Grillfeste tingelt».

Nun kommt so eine Bemerkung nicht unbedingt gut an bei Leuten, für die ein Grillabend mit Freunden eine ziemlich klasse Sache ist, zumal wenn ihnen ein leibhaftiger Kanzlerkandidat die Ehre erweist. Ausserdem tönt das nach sauren Trauben von einem, der es immer noch nicht verwunden zu haben scheint, dass er nicht mehr mit Präsidenten, Päpsten und Premierministern parlieren darf, wie er das als Vorsitzender des Europäischen Parlaments ständig und zum erheblichen Verdruss des anderen europäischen Spitzenpersonals tat. Vom Oval Office zum Vereinshaus Am Pfarrberg in Landsberg – das ist ein steiler Absturz, und er erklärt eben auch, warum sich Schulz in dieser Umgebung augenscheinlich so wohl fühlt wie ein frömmelnder Moralapostel in einem Freudenhaus.

Echt frustrierend ist auch der Sisyphus-Aspekt seiner Kandidatur. Es ist ja nicht so, dass sich Schulz nicht abrackern würde für seine Partei. Drei Niederlagen bei Landtagswahlen hat er einstecken müssen seit seiner Nominierung als Kandidat; in zwei Ländern verloren die Sozialdemokraten die Macht an die Christdemokraten. Doch kaum dass Schulz diese Schlappen einigermaßen vergessen machen konnte, entgleitet der SPD in einem weiteren Bundesland, in Niedersachsen, die Kontrolle. Nach dem Übertritt einer grünen Abgeordneten zur oppositionellen CDU gibt es auch dort vorgezogene Wahlen, welche die SPD nach derzeitigem Stand deutlich verlieren wird.

Dann ist da das Wahlprogramm der Sozialdemokraten: konkret, voller Inhalte statt Phrasen, massgeschneidert für den Mittelstand. Sichere, gutbezahlte Arbeitsplätze statt Minijobs verspricht die SPD. Dazu stabile Renten, eine Bürgerversicherung im Gesundheitswesen und weiterhin kostenlose Bildung an Schulen und Universitäten. Und Schulz hat ja recht, wenn er zwar zugibt, dass es dem «starken, reichen» Deutschland «gutgeht». Doch dass dies natürlich nicht bedeute, dass es auch allen Deutschen gutgehe. Richtig ist aber auch, dass Schulz' SPD von den ersten siebzehn Jahren dieses Jahrhunderts dreizehn Jahre mitre-

giert hat und daher mitverantwortlich ist für die Lage in dem Land.

Halbnackter Schmerzensmann

Aber alle Bemühungen des Kandidaten prallen ab an der Selbstgefälligkeit einer Kanzlerin und ihrer Partei, die nur ein resolutes «Weiter so» als Parole ausgeben. Eine Karikatur illustrierte unlängst deutlich den Gegensatz: Merkel und ihr Mann zappen sich an ihrem Südtiroler Urlaubsort durchs Fernsehprogramm. Ein diebisches Lächeln stiehlt sich auf ihre Gesichter, als Schulz durchs Bild kriecht, als halbnackter Schmerzensmann, niedergedrückt von schweren Gewichten.

Auch bei den Schrebergärtnern in Landsberg wirkt der Kandidat matt, müde, mutlos und uninspirierend. Nun muss man der Fairness halber sagen, dass es ein langer Tag war für Schulz. Er begann am Morgen in Berlin mit einer Frage-



Nirgendwo ein Gartenzwerg in Sicht.

stunde für Leser ostdeutscher Regionalzeitungen. Da verrät er übrigens zum ersten Mal, dass er auch nach einer Niederlage im September in Berlin bleiben und nicht, wie es böse Zungen streuen, eine Rückkehr in einen Spitzenjob in Brüssel anstreben werde. Dann ging es nach Sachsen, Thüringen und Sachsen-Anhalt – zu Lehrern, Wissenschaftlern und in ein Mehrgenerationenhaus. Der Tag ist auch nach dem Auftritt in der Kleingartenkolonie noch nicht zu Ende. Es steht noch ein Termin in Dessau an.

Deshalb drängt am Ende auch die Zeit, weshalb es nicht so recht etwas wird mit der versprochenen Bürgerdiskussion zum Thema «Ehrenamt und Engagement». Diese Debatte beschränkt sich zunächst weitgehend auf die unmittelbaren Sitznachbarn von Schulz – meist lokale SPD-Prominenz und örtliche Honoratioren. Erst als der Missmut der Gäste unüberhörbar wird, bequemt sich Schulz noch einmal an einen Bartisch vor der ganzen Gesellschaft. Drei Fragen lassen seine Begleiter zu, die er routiniert an sich abperlen lässt. «Ich hätte gerne das Thema Rente angesprochen», mault Wolfgang Krause vom Vorstand des Kleingartenvereins. Doch da ist der Konvoi des Kandidaten mit Limousine und Pressebus schon wieder in der Abenddämmerung verschwunden. ○

War Mohammed ein Feminist?

«Eure Frauen sind für euch ein Saatfeld. Geht zu eurem Saatfeld, wo immer ihr wollt», heisst es im Koran. Im Westen gilt der Islam als frauenfeindliche Männerreligion. Tatsächlich gibt es muslimische Frauenrechtlerinnen, die sich auf Allah, Mohammed und den Koran berufen. *Von Pierre Heumann*

Sacht, dezent, behutsam, aber entschlossen: In Saudi-Arabien kämpfen Frauen für mehr Rechte. Unter dem Hashtag «I Am My Own Guardian» protestieren sie etwa dagegen, dass sie ohne männliche Zustimmung nicht ins Ausland reisen, zum Arzt gehen oder sich weiterbilden dürfen, vom Autofahren ganz zu schweigen. Sogar eine Entlassung aus dem Gefängnis setzt in Saudi-Arabien das Einverständnis des männlichen Vormunds voraus.

Der Aufstand ist nicht nur virtuell. Um sich der Vormundschaft des Ehemannes möglichst lange zu entziehen, schieben viele Frauen die Hochzeit um mehrere Jahre hinaus. Sie gehen ins Ausland oder behalten ihr Zimmer bei den Eltern, weil sie dort etwas mehr Freiheiten als in der Ehe haben. Der stille Protest lässt sich statistisch nachweisen: Das Durchschnittsalter der Bräute hat sich auf 36 Jahre erhöht, was in der konservativen Gesellschaft bereits als alt gilt.

Saudi-Arabien ist im arabischen Raum das krasseste Beispiel für die Diskriminierung der Frau. Aber überall dort, wo das islamische Gesetz die Beziehungen zwischen Mann und Frau regelt, werden Frauen zu Menschen zweiter Klasse degradiert. Denn die Scharia legt eine klare Rollenverteilung fest: Die Frau hat sich dem Mann unterzuordnen. Gott, heisst es im Koran, habe den Mann über die Frau gestellt. Zwar verabschiedeten die muslimischen Staaten, die nach dem Zweiten Weltkrieg unabhängig wurden, fortschrittliche Gesetze. Sie wollten zum Beispiel die Zahl der Analphabetinnen reduzieren, neue Jobmöglichkeiten für Frauen schaffen – und in fast allen arabischen Ländern erhielten sie, zumindest auf dem Papier, das Wahlrecht.

Aber ein zentraler Bereich blieb ausgeschlossen: das Ehe- und Familienrecht. Nur die Türkei, Tunesien und Marokko stellten das Familienrecht auf eine fortschrittliche Grundlage. In allen anderen Staaten wurden die archaischen Gesetze, in denen seit Mohammeds Zeiten Heirat, Scheidung und Erbschaften zuungunsten der Frau geregelt werden, nicht angetastet. Dort gilt die Scharia, und sie regelt Rechtsfragen auf dem Niveau «einer arabischen Stammesgesellschaft des 7. und 8. Jahrhunderts», wobei sie durch «Theologen und Juristen bis zum 10. Jahrhundert normativ ausgelegt», worden seien,

sagt die deutsche Islamexpertin Christine Schirrmacher.

Recht auf den Körper

Doch es geht nicht nur um Religion. Die Regeln, die das Verhältnis zwischen den Geschlechtern bestimmen, sind für arabische Staaten eine Bastion gegen das Eindringen der westlichen Kultur. Denn Frauen und Familien spielen in der Verteidigung der muslimisch-arabischen Identität eine Schlüsselrolle. Sie gelten als «wesentliche Komponente, um die (islamische) Nation zu bewahren», sagt Yvonne Haddad, Spezialistin für die Geschichte des Islam an der Georgetown-Universität.

Nationalisten und Islamisten seien sich in diesem Punkt einig. Der Islam als Religion sei die Klammer, die die einzelnen Identitäten im arabischen Raum zusammenhalte: «Er ist eine Quelle der Legitimität und der Mobilisierung der Bevölkerung.»

Deshalb, so die in Zürich lehrende Islamwissenschaftlerin Elham Manea, seien arabische Staaten mit Modernisierungen des Familienrechts «sehr zurückhaltend». Auch Schirrmacher meint, dass es bei der Beschränkung der Frauenrechte auch um «tiefverwurzelte kulturelle Traditionen» gehe.

Damit ist die Unterwerfung der Frau festgeschrieben. Laut Scharia hat der Mann für den Lebensunterhalt seiner Frau/-en finanziell

aufzukommen, die ihm das mit Gehorsam zu entgelten hat/haben. Der werde, so Schirrmacher, in erster Linie auf die Sexualität bezogen. Mit Ehevertrag und Unterhaltszahlungen erwerbe der Mann das Recht auf den Körper seiner Frau. So heisst es in Sure 2,223: «Eure Frauen sind für euch ein Saatfeld. Geht zu eurem Saatfeld, wo immer ihr wollt.»

Unmissverständlich frauenfeindlich sind auch andere Suren:

— Der sogenannte Züchtigungsvers, Sure 4,34, rechtfertigt Gewalt gegenüber der Ehefrau bei Widerspenstigkeit. Da die Frau zum Gehorchen geboren sei, solle sie der Mann, falls sie nicht spure, ermahnen, sie im Ehebett meiden oder schlagen.

— Frauen sind, so heisst es in Sure 2,282, emotional und weniger klug als Männer. Wo als Zeuge ein einziger Mann reicht, braucht es deshalb

zwei Frauen. Das sei keineswegs ungerecht, argumentierte vor vier Jahrzehnten der einflussreiche iranische Ajatollah Amurtada Motahari, und, als wollte er westliche Kritik vorab entkräften, auch keine Unterdrückung. Denn im Koran stehe: «Eine Frau allein kann sich irren» (2,282). Der Islam fordere von ihr daher nicht mehr, als sie wegen der Biologie leisten könne.

— Im Einklang mit dem patriarchalischen Geist des Koran werden Frauen bei der Erbfolge gegenüber männlichen Erben benachteiligt. Ihnen steht lediglich die Hälfte des Anteils zu, den ein Mann erhalten hätte.

— Scharia-Gesetze schränken das Recht der Frau ein, sich zu verheiraten, zu arbeiten oder ohne Zustimmung des Ehemannes (respektive eines männlichen Vormundes) zu reisen. Umgekehrt machen es die Gesetze dem Ehemann sehr leicht, sich von seiner Frau zu trennen. Es reichen die drei Mal gesprochenen Worte «Ich verlosse dich».

Der Koran und die in der Folge entstandenen Schriften brachten zwar damals etliche Verbesserungen für die Frauen. Im vorislamischen Zeitalter waren sie als «bewegliches Gut» angesehen worden, als Besitz des Mannes. Da war es ein Fortschritt, dass der Koran das Töten weiblicher Föten verbot, Frauen gewisse Erbschaftsrechte gab und den Schutz von Waisen und Witwen befahl. Polygamie blieb zwar weiterhin erlaubt. Aber die unbegrenzte Zahl an Frauen wurde auf vier limitiert. Zudem wurde der Mann dazu verpflichtet, alle seine Frauen gleich zu behandeln.

Was damals als Fortschritt gelten konnte, kann aber heute nicht einmal als kosmetische Anpassung der Wüstengesetze betrachtet werden. Die Korangelehrten begingen Rufmord an den Frauen: Waren zu Mohammeds Zeiten Frauen zumindest in der Religion in Führungspositionen zugelassen, wurde ihr Einfluss später systematisch abgebaut. Die Gelehrten hätten nach dem Tod des Propheten mehrere Gründe genannt, warum sie die Frauen aus der Religion verbannen «mussten», sagt Islamhistorikerin Valerie J. Hoffman von der Universität Illinois. Die Moral von Frauen sei «degeneriert», hiess es etwa; sie seien eine «Quelle der Verführung» und würden «sozialen Unfrieden» stiften.

Die Scharia wird zwar von Land zu Land und von Region zu Region unterschiedlich ausgelegt, gleichwohl ist das negative Frauenbild im ganzen arabischen Raum stark verbreitet, wie eine Umfrage des Pew Forum aus dem Jahre



Der stille Protest lässt sich statistisch nachweisen.



Unterschiedliche Vorstellungen: saudi-arabische Hauptstadt Riad.

2013 zeigt. So antwortete auf die Frage, ob eine Frau dem Mann gehorchen solle, eine klare Mehrheit der Muslime mit einem deutlichen Ja: in Ägypten 85, in Jordanien 80, im Libanon 74 Prozent. In relativ liberalen Staaten wie Tunesien oder Marokko sind gar 93 Prozent der Muslime der Meinung, dass sich die Frau dem Mann unterordnen müsse.

Ein ähnlich frauenfeindliches Denken zeigt sich bei der Frage, ob Töchtern und Söhnen die gleichen Erbrechte zustehen sollten. Bei den Palästinensern sind lediglich 43 Prozent dieser Ansicht. Doch im Vergleich zu den Resultaten aus dem arabischen Raum wirken diese 43 Prozent fast schon verwegend progressiv. Im Libanon finden bloss 35 Prozent, dass Söhne und Töchter eine Erbschaft zu gleichen Teilen antreten sollten, in Ägypten lediglich 26 und in Tunesien sowie Marokko gerade mal 15 Prozent.

In diesem geistigen Klima hat es die Re-Islamisierung leicht: Man erkennt sie am Vordringen des Schleiers oder des Kopftuchs. Von Nordafrika bis Südostasien wird die islamische Bekleidung zum Identitätsmerkmal. Es handle sich dabei oft um eine neue Elite, die eine

moderne Ausbildung genossen habe, aber islamistischer orientiert sei als ihre Mütter oder Grossmütter, sagt John Esposito, der an der Georgetown University Islamwissenschaften lehrt. Die Scharia-Vorschriften würden weder von theologischen Autoritäten noch von der Bevölkerung grundsätzlich in Frage gestellt.

Mit Hilfe des Koran hat sich der Mann die Überlegenheit in Familie und Gesellschaft gesichert.

Denn mit Hilfe des Koran hat sich der Mann die Überlegenheit in Familie und Gesellschaft gesichert. Sie wird als Teil der «natürlichen Ordnung» aus der islamischen Gründerzeit in die Neuzeit und darüber hinaus gerettet.

Um Modernisierungstendenzen entgegenzuwirken, zementierte einer der unter Muslimen bis heute einflussreichsten Ideologen, der Ägypter Sayyid Qutb, in der Mitte des vergangenen Jahrhunderts die Hierarchie der Geschlechter nochmals. Sein Werk wird bis heute von Islamisten und Islamistinnen verehrt.

Qutbs Schriften waren eine Kampferklärung an den Lebensstil des Westens. Weil die männliche Verfügungsgewalt über die Frau Teil der Natur sei, werde die Gleichheit der Geschlechter, die im Westen angestrebt werde, zu gesellschaftlicher und kultureller Zerstörung führen, behauptete Qutb.

«Egalitärer Islam»

So ist es nicht erstaunlich, dass unter dem Einfluss der wachsenden Stärke der Islamisten viele Frauen die Durchsetzung der Scharia als Speerspitze gegen das Vordringen der aus ihrer Sicht degenerierten westlichen Kultur begrüssen. Einerseits. Andererseits warnen Feministinnen von Algerien bis Malaysia seit Jahren, dass die vom Islam dominierten Familiengesetze zu einem Rückschritt führen würden, weil die Frauen auf die Rolle Gattin und Mutter reduziert würden.

Seit Jahrzehnten versuchen andere Feministinnen immer wieder, Fortschritte zu beschwören und so zu tun, als wäre die erdrückende Last der Scharia überwunden. So wollte vor zehn Jahren die Islamforscherin Margot Badran

einen «wachsenden Trend unter Muslimen, vor allem unter Musliminnen, hin zu einem egalitären Islam» beobachtet haben. Das bleibt jedoch stets Wunschdenken, das vor allem an den Universitäten der amerikanischen Westküste und in linken Kreisen populär ist.

Feministinnen im Orient und im Westen haben völlig unterschiedliche Vorstellungen von ihren Zielen. Laut der in Freiburg lehrenden Islamforscherin Katrin Simon argumentieren islamische Feministinnen strikt innerhalb des Koran: Sie würden Rechte einfordern, die ihnen Allah im Koran versprochen habe, die ihnen aber von den Männern vorenthalten würden. Auch der Prophet sei ein Feminist gewesen, behaupten islamische Frauenrechtlerinnen sogar. Ihr Argument: Mohammed habe sich mit gebildeten und starken Frauen umgeben, zudem habe er auf ihren Rat gehört. (Daraus leiten sie das Recht auf Bildung ab.)

Gleichzeitig identifizieren sie sich aber mit den Pflichten, die ihnen im Koran auferlegt werden: jenen der gehorsamen Mutter und Gattin. Ein Zusammenspannen mit westlichen Feministinnen lehnen sie ab. Sie wollten damit wohl dem Verdacht entgegenwirken, dass sie «Agentinnen des Westens» seien, mutmasst Simon.

Und doch: Im Mittleren Osten beginnen Frauen, sich für ihre Rechte einzusetzen. Erste

Der saudi-arabische Kronprinz bin Salman will Frauen in die Wirtschaft integrieren.

Erfolge zeichnen sich ab. Ein Gesetz, lautet dem Vergewaltiger straffrei ausgehen, wenn sie ihr Opfer heiraten, wurde in Marokko abgeschafft. Demnächst wollen dies auch der Libanon und Jordanien aus dem Gesetz streichen.

Sogar in Saudi-Arabien, dem Land, wo Frauen durch einen Vormund fremdbestimmt sind, könnte es bald zu Fortschritten kommen. Er wolle Frauen in die Wirtschaft integrieren, sagte Kronprinz Mohammed bin Salman mehrmals. Erste Verbesserungen zeichnen sich ab. So sollen Mädchen im nächsten Jahr zum Sportunterricht zugelassen werden, und im Umgang mit Ministerien sind sie nur noch auf einen Vormund angewiesen, wenn es das Gesetz ausdrücklich verlangt.

Dagegen laufen die Konservativen Amok. Ob der Thronanwärter stark genug ist, um sich gegen sie durchzusetzen, wird sich spätestens dann zeigen, wenn die Aufhebung des Fahrverbots für Frauen zur Debatte steht. Sicher ist derzeit lediglich: Der Zukunftsplan «Vision 2030», der die Wirtschaft des ölabhängigen Staates auf eine gesunde und ausgeglichene Basis stellen soll, wird keinen Erfolg haben, wenn Frauen nicht beteiligt werden. Erstmals wird sich ein arabisches Land entscheiden müssen, was ihm wichtiger ist: die Scharia oder der wirtschaftliche Erfolg. ○

Geschichte

Muslimische Heldinnen

Brillante Geschäftsfrau, angesehene Richterin oder kriegerische Strategin: Das waren die weiblichen Lichtgestalten des Islam.

In der frühen islamischen Literatur finden sich zahlreiche Frauenfiguren, die in den Religionsschriften als Lichtgestalten gepriesen werden. Der Prophet hat sich beim Aufbau und bei der Verbreitung der jungen Religion auf Frauen abgestützt, die sogenannten Shabijat. Sie standen ihm nicht nur beim Beten bei, sondern auch bei der Interpretation der Schriften und sogar auf dem Schlachtfeld.

Zentral war Mohammeds erste Ehefrau, Chadidscha. In der islamischen Literatur finden sich nur lobende Worte über die Frau, mit der Mohammed fast 25 Jahre verheiratet war und mit der er – wie von den Gläubigen gerne betont wird – in Monogamie lebte. Weil sie die erste Frau war, die an ihn als Propheten glaubte, wird sie bis heute als «Mutter des Islam» bezeichnet. Chadidscha, die vor der Ehe mit Mohammed bereits drei Mal verheiratet gewesen war, wird als erfolgreiche Geschäftsfrau geschildert. Sie lernte Mohammed kennen, als er in ihren Diensten mit einer Kamelkarawane unterwegs nach Syrien war. Sie war vierzig Jahre alt, als sie ihrem um fünfzehn Jahre jüngeren Angestellten einen Heiratsantrag machte.

Nach Chadidscha Tod übernahmen andere Frauen die Rolle als Chefklärerin der neuen Religion. Aischa – sie soll bei der Hochzeit mit Mohammed noch keine zehn Jahre alt gewesen sein – verbreitete nicht nur die Botschaften des Propheten, sie stand ihm auch auf dem Schlachtfeld bei. Während einer der zahlreichen kriegerischen Auseinandersetzungen Mohammeds führte sie die Truppen an, auf einem Kamel reitend. Geschätzt und als Vorbild verehrt wird sie von Musliminnen bis heute auch als Staatsfrau, als Gelehrte und als Richterin. Mohammed soll wesentlich zu ihrem Ansehen beigetragen haben: In seiner Abwesenheit hätten sich Muslime an Aischa zu wenden, habe er gesagt.

Ihre Aufgabe sei es gewesen, so Islamforscher, die Reinheit der Religion zu erhalten und dafür zu sorgen, dass die Botschaft unverändert weitergegeben werde. Wegen ihrer

Nähe zu Mohammed, dessen Lieblingsfrau sie war, galt sie als Koranexpertin.

Zu den wichtigsten Mitkämpferinnen Mohammeds zählte laut Überlieferung auch Umm Ammara. Sie soll ihn mit ihrem Körper vor dem feindlichen Schwert geschützt haben, selbst nachdem sie verletzt worden war. Bei ihrem selbstlosen Einsatz soll sie einen Arm verloren haben. Umm Ammara wird auch als «gute Strategin» gewürdigt.

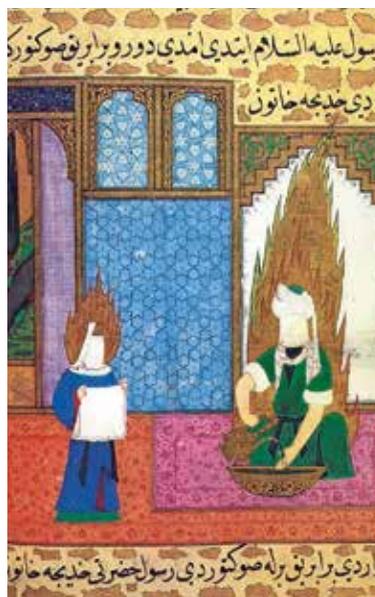
Einige Frauen hatten im Islam auch politische Macht, zum Teil zusammen mit ihrem Mann. Die bekannteste Herrscherin in der vor-modernen Zeit ist Chaisuran, die im achten Jahrhundert unter drei Kalifen das muslimische Imperium regierte. Im Jemen herrschten im 11. Jahrhundert Königinnen, ebenso in Ägypten und in Nordafrika.

Und heute?

Chadidscha, Aischa, Umm Ammara et cetera: Geschichten von Superfrauen sind integraler Bestandteil des islamischen Kulturerbes. In der neueren Zeit sind Musliminnen ebenfalls zu Ruhm gekommen. In Algerien führte im 19. Jahrhundert die Widerstandskämpferin Lalla Fatma N'Soumer ihre Soldaten gegen französische Truppen ins Feld, und die Türkin Kara Fatma, die anfänglich ihr Geschlecht versteckte, kämpfte im Krimkrieg so erfolgreich, dass sie

mit einem hohen Offiziersrang belohnt wurde.

Schliesslich schickten auch Palästinenser Frauen in den Kampf. Weibliche Selbstmörderinnen wurden von ihnen während der zweiten Intifada (2000–2005) neu entdeckt. Anfänglich wollten religiöse Dschihadisten nichts davon wissen, Frauen als Selbstmordattentäterinnen einzusetzen. Doch mit dem Ausbruch der zweiten Intifada änderte sich das. «Märtyrerinnen», meinte damals ein angesehener Scheich, «schreiben eine neue und glorreiche Geschichte.» Während laut islamischer Tradition im Paradies 72 Jungfrauen auf männliche Selbstmordattentäter warten, wird Märtyrerinnen versprochen, dass sie im Paradies schön, glücklich sowie frei von Neid sein würden. *Pierre Heumann*



Lob: Chadidscha (l.), Mohammed.



«Ich bin optimistisch»: Autorin al-Fassi.

Saudi-Arabien

«Es bleiben die Widersprüche»

Von Hatoon al-Fassi — Wir hören zwar immer wieder, dass Frauen im Islam mit Respekt und mit Würde behandelt werden. Aber in der Praxis spüren wir das nicht. Innensicht einer saudischen Frau.

Saudi-Arabien erlebt einen wahren Wirbelsturm von politischen Krisen und Umwälzungen – vom Krieg im Jemen über die jüngste Katar-Krise bis hin zur Einsetzung eines anderen Thronfolgers, nicht zu reden vom Reformprogramm «Vision 2030», das einen Umbau der Gesellschaft vorsieht. Hier möchte ich die Frage stellen, was all diese Veränderungen für die saudischen Frauen bedeuten.

Es gibt viele Antworten auf diese Frage. Ziel von «Vision 2030» ist unter anderem, dass Frauen besseren Zugang zu Berufstätigkeit und Bildung erhalten sollen. Überhaupt soll Frauen mehr gesellschaftliche Teilhabe ermöglicht werden, wobei der Anteil von Frauen in Führungspositionen wohlgerne nicht ein Prozent übersteigen soll. Dementsprechend wurden weniger als ein Dutzend Frauen in Führungspositionen berufen.

Die Lage der saudischen Frauen muss jedoch grundlegend verbessert werden. Vor allem müssen Frauen selbständig ihre Entscheidungen treffen können. Ohne dieses Recht kann von Freiheit bezüglich Berufstätigkeit und Bildung

nicht die Rede sein. Zweitens müssen Frauen das Recht bekommen, sich ungehindert im Land zu bewegen. Bislang ist ihnen das Autofahren verboten. Da es kein öffentliches Verkehrsnetz gibt, sind sie, wenn sie von A nach B wollen, darauf angewiesen, sich von Männern fahren zu lassen. Angesichts dieser Situation hat der Staat – welche Ironie! – massiv in den Fahr-

Mit Beginn des neuen Schuljahrs sind Frauen erstmals zum Sportunterricht zugelassen.

dienst investiert, der natürlich besonders von Frauen genutzt wird, weil sie keine andere Wahl haben.

Interessanterweise wurde Uber verpflichtet, ausschliesslich saudische Staatsbürger zu beschäftigen, weil sich der Staat davon eine Lösung des Problems der Arbeitslosigkeit verspricht. Der Staat, in dem Frauen nicht Auto fahren dürfen, schlägt auf diese Weise zwei Fliegen mit einer Klappe, und zwar auf Kosten

der Frauen: Indem er Teile des neugeschaffenen Staatsfonds in ein erfolgreiches ausländisches Unternehmen steckt, löst er partiell das Problem der männlichen Arbeitslosigkeit und zementiert zugleich die Herrschaft der Männer über die Frauen. Dies widerspricht im Ergebnis dem staatlichen Reformprojekt.

Eine der Führungspositionen, in die in der letzten Zeit eine Frau berufen wurde, ist die Leitung der Frauenabteilung der Behörde für Jugend und Sport. Dass Prinzessin Reema bint Bandar mit dieser Aufgabe betraut wurde, ist Ausdruck des Diskurses über Frauen und Sport in Saudi-Arabien. Ihre Ernennung sorgte für Optimismus, denn als Mitglied des Königshauses hat sie mehr Entscheidungsmöglichkeiten und Ressourcen.

Wichtiger Schritt hin zur Anerkennung

Einen ersten Erfolg kann sie bereits vorweisen. Mit Beginn des neuen Schuljahrs sind Frauen erstmals zum Sportunterricht zugelassen. Das ist wichtig, weil Mädchen damit die Chance erhalten, für ihren Körper zu sorgen und ihn zu respektieren.

Eine positive Massnahme war auch die Anweisung von König Salman an sämtliche Ministerien und Behörden, binnen dreier Monate all jene Fälle aufzulisten, in denen Frauen ohne Zustimmung des Vormunds keine staatliche Dienstleistung erhalten. Das war ein wichtiger Schritt hin zur Anerkennung der Bedürfnisse saudischer Frauen, die aufgrund des bestehenden Vormundschaftsprinzips keinen freien Zugang zu Arbeit, Bildung und vielem anderem haben.

Wir hören zwar immer wieder, dass Frauen im Islam mit Respekt und mit Würde behandelt werden. Aber in der Praxis spüren wir das nicht. So ist die Vormundschaft eines der Haupthindernisse für die Entfaltung der saudischen Frauen. Wir können nur hoffen, dass sie bald vollständig abgeschafft wird.

Ich bin optimistisch: Bezüglich der Lage der saudischen Frauen bahnen sich gewisse Verbesserungen an. Wir hoffen, dass das Familien- und das Strafrecht bald eine Verbesserung erfahren und die Rechte der Frauen anerkannt werden. Die Umsetzung der bisherigen Reformen hat für eine Art Schock gesorgt. Die Regierung hätte die Öffentlichkeit besser darauf vorbereiten sollen.

Es bleiben Widersprüche, viel Aufklärungsarbeit wird nötig sein. Wie kann man zum Beispiel verkünden, dass Musik, Unterhaltung und ein Miteinander der Geschlechter aus religiösen Gründen verboten sind – und dann Konzerte zulassen und veranstalten? Das ist unfair gegenüber all jenen, die sich an die religiösen Gebote halten und auf einmal hören müssen, dass es völlig in Ordnung sei, sich zu vergnügen.

Hatoon al-Fassi ist Professorin an der Universität Katar und Kolumnistin der saudischen Tageszeitung *Al-Riyadh*. Aus dem Englischen von Matthias Fienbork



Erzähluniversum: Drehbuchautorin Rhimes.



Ikone der Woche

Shondaland

Von Claudia Schumacher

Als Erzählmotoren sind sie die Leistungsträger der Unterhaltungsbranche, und doch kommt es selten vor, dass Autoren für TV und Film mit etwas anderem als Streiks in die mediale Berichterstattung eingehen. Der US-Amerikanerin Shonda Rhimes, die als Kopf ihrer Produktionsfirma Shondaland ein ganzes Erzähluniversum aus Serien und Filmen erfunden hat, ist das gelungen. Bald wird man Rhimes' grössten Serienhit, «Grey's Anatomy», auf Netflix sehen können, denn der marktführende Streamingdienst hat Rhimes in einem exklusiven Vertrag über mehrere Jahre als Autorin für sich eingekauft. Damit wurde sie zur Trophäe in der letzten Schlacht zwischen Netflix und der Disney/ABC Television Group, für die sie bisher tätig gewesen war. Zwei Giganten, die sich um eine Autorin zanken: nicht schlecht für die Vertreterin einer Gilde, die meist im Verborgenen bleibt.

Lebendige, neue Erzählkunst

Sehr viel Zeit ist ins Land gegangen und sehr viel Geld in Rhimes' Tasche geflossen, seit sie Anfang der Neunziger nach dem Studium als arbeitslose Drehbuchautorin nach Hollywood kam – wo sie zunächst als Berufsberaterin auf dem Arbeitslosenamt jobben musste, um ihre Miete zahlen zu können. Doch mit Kurzfilmen und kleineren Auftragsarbeiten kämpfte sie sich in die Branche ihrer Träume, bis sie 2001 das Drehbuch zu Britney Spears' Debütfilm «Crossroads» schrieb: ein Kritikerflop, der aber immerhin weltweit 60 Millionen US-Dollar einspielte. Es folgten «Plötzlich Prinzessin» mit Anne Hathaway und schliesslich 2005 die Ärzteserie «Grey's Anatomy», deren Erfinderin, Produzentin und Hauptautorin sie ist. Meredith Grey, Protagonistin der Serie, wurde als ebenso sensible wie willensstarke Jungchirurgin zur Identifikationsfigur einer ganzen Generation von Karrierefrauen. Auch Taylor Swift ist bekennender Fan; Grey-Darstellerin Ellen Pompeo trat schon in Musikvideos des Popstars auf. Zuletzt war Rhimes auch mit den Serien «Scandal» und «How to Get Away with Murder» erfolgreich.

Rhimes sieht in Netflix mit seinem «einzigartigen Innovationssinn» ein neues Zuhause für «lebendige, neue Erzählkunst». Die Anwerbung wird gleichzeitig als Gegenschlag von Netflix interpretiert, nachdem Disney/ABC angekündigt hatte, einen eigenen Streamingdienst zu lancieren und dann die eigens produzierten Filme nicht weiter auf Netflix zu zeigen. Vorerst ein 1:0 für Netflix, und Rhimes' Weggang zeigt einmal mehr: Dem herkömmlichen Fernsehen gehen die Ideen aus.

Das Wunder von Dünkirchen

Dank einer Fehlentscheidung Hitlers gelang den Alliierten 1940 der Abzug ihrer Truppenverbände aus der eingekesselten Stadt über den Ärmelkanal. Die Operation Dynamo, eben effektiv von Hollywood verfilmt, war ein Wendepunkt der Weltgeschichte. *Von Andrew Roberts*



«Angst vor dem eigenen Erfolg»: Alliierte Soldaten vor der Evakuierung am Strand von Dünkirchen, Juni 1940.

Die Evakuierung der British Expeditionary Force (BEF) Ende Mai/Anfang Juni 1940 aus Dünkirchen – Thema des Erfolgsfilms von Christopher Nolan – war ein modernes Wunder und ein wichtiger Wendepunkt der Weltgeschichte. Auch heute, 77 Jahre später, ist sie in jeder Hinsicht absolut erstaunlich. Leicht hätte es ganz anders ausgehen können – und dann hätten die Nazis Europa, und vielleicht sogar den Rest der Welt, unter ihre Kontrolle gebracht.

Am 10. Mai 1940, einem Freitag, löste Adolf Hitler im Morgengrauen den Westfeldzug

aus, fiel in die Niederlande und Belgien und bald darauf auch in Frankreich ein. Vom blitzschnellen gemeinsamen Vorgehen der deutschen Luftwaffe, der Panzerdivisionen und der Infanterie überrumpelt, wichen die alliierten Armeen in Richtung Ärmelkanal zurück. Die Deutschen umgingen die befestigte französische Maginot-Linie und stiessen stattdessen durch die gebirgigen und bewaldeten Ardennen vor, die Strategen der Alliierten als für Panzer unpassierbar gehalten hatten.

Am 16. Mai erreichten die Deutschen die Küste bei Abbeville, und am 24. Mai sah es aus, als könnten das gesamte BEF von 300 000 Mann sowie eine Menge französischer Soldaten der Wehrmacht in die Hände fallen. Wäre dies geschehen, hätte Hitler der britischen Regierung mit dem erst am 10. Mai an die Macht gekommenen Premierminister Churchill seine Bedingungen für einen Frieden aufzwingen können. Und wäre Grossbritannien für den Rest des Kriegs neutralisiert gewesen, hätte Hitler die Sowjetunion mit der geballten Macht seiner



Sieg verdorben: Hitler und Göring nach dem Waffenstillstand mit Frankreich, Juli 1940.

Rätsel

«Wie vor den Kopf geschlagen»

Die Gründe für den Panzerstopp vor Dünkirchen waren politisch. Hitler schonte die Alliierten, weil er auf Frieden mit Grossbritannien hoffte. *Von Ralf Georg Reuth*

Am Abend des 24. Mai 1940 liess Hitler die Panzerspitzen von von Rundstedts Heeresgruppe A vor Dünkirchen anhalten und ermöglichte so dem britischen Expeditionskorps die Flucht über den Ärmelkanal. Vier Tage zuvor hatten die Verbände der Heeresgruppe im Zuge einer grossen Umfassungsoperation die französische Küste nahe der Somme-Mündung erreicht, während von Bock's Heeresgruppe B von Norden durch Belgien vorrückte. Mehr als 400 000 französische und englische Soldaten – darunter fast das gesamte britische Expeditionskorps – waren damit eingeschlossen. Der Küstenstreifen um Dünkirchen, auf den sich die Alliierten zum Teil in Panik zurückzogen, sollte ihnen – nach den Vorstellungen des Oberkommandos der Wehrmacht (OKW) und des Oberkommandos des Heeres (OKH) – zur tödlichen Falle werden. Ganze achtzehn Kilometer trennten die Eingeschlossenen noch von den vorrückenden deutschen Panzerdivisionen und damit von Tod und Gefangenschaft.

Doch was veranlasste Hitler zu dem Panzerstopp? Viel war die Rede von der übergrossen Nervosität des Diktators in jener ersten Phase des Westfeldzuges. Er, der den starren, jahrelangen Stellungskampf im Ersten Weltkrieg miterlebt hatte, habe dem schnellen deutschen Vormarsch nicht so recht getraut. Immer wieder soll er sich um die Flanken der vorpreschenden Panzerdivisionen und um die nicht niedrigen Verluste gesorgt haben. In der Folge habe er befürchtet, die schnellen Verbände seien nicht mehr stark genug für die zweite Phase des Westfeldzuges. Doch um diese in Angriff zu nehmen, bedurfte es zunächst des erfolgreichen Abschlusses der ersten Phase. Die Luftwaffe wurde ebenfalls als Grund für Hitlers Panzerstopp ins Spiel gebracht. Sie allein hätte nach dem Willen des Diktators die eingeschlossenen Briten zur Aufgabe zwingen sollen, hiess es. Doch jedermann war damals klar, dass dies Görings Flieger angesichts des schlechten

» Fortsetzung auf Seite 62

Streitkräfte angreifen können, statt einen wesentlichen Teil – insbesondere der Luftwaffe – im Westen behalten zu müssen.

«Ungeheuer nervös»

Doch stattdessen geschah etwas vollkommen Überraschendes. Als die Panzer des Generals Ewald von Kleist keine dreissig Kilometer mehr von der französischen Küstenstadt Dünkirchen entfernt waren – und ihr damit näher als die meisten der alliierten Verbände –, gab Hitler den Befehl einzuhalten

Wetters nicht leisten konnten. Mit anderen Worten: Es gab letztlich keinen militärischen Grund, die Panzer vor Dünkirchen anzuhalten.

Keiner von den im Westfeldzug verantwortlichen deutschen Militärs konnte denn auch Hitlers Befehl nachvollziehen. Der Generalstabschef des Heeres, Franz Halder, der die Operationen im Westen leitete, sei «in hellem Zorn» gewesen, «wie ich ihn weder vorher noch nachher je gesehen habe. An dem Entschluss, der da oben gefallen ist, ist der deutsche Generalstab nicht schuldig, waren etwa seine Worte», erinnerte sich der Feindbearbeiter im OKH, Ulrich Liss. Im OKW sei man – abge-

Keiner von den deutschen Militärs konnte denn auch Hitlers Befehl nachvollziehen.

sehen von Alfred Jodl, dem Paladin des Führers – über die Entscheidung Hitlers «wie vor den Kopf geschlagen» gewesen, schrieb Walter Warlimont, der stellvertretende Chef des Wehrmacht-Führungsstabes im OKW, in seinen Erinnerungen. In der Tat widersprach es jeglichem militärischen Prinzip, einem angeschlagenen, sich zurückziehenden Feind nicht unverzüglich nachzusetzen und ihn zu vernichten. Im OKH herrschte sogar die Auffassung, dass der Sieg im Westfeldzug durch Hitlers zweitägigen Panzerstopp und den danach nur mit schwachen Verbänden freigegebenen und entsprechend nur langsam gegen den Widerstand der Briten vorankommenden Vormarsch auf Dünkirchen «verdorben» worden sei.

Es war kein Wunder

Tatsächlich dürften Hitler politische Gründe zu seinem Schritt bewogen haben. Da solche Überlegungen für die ganz auf ihr Kriegshandwerk fixierten Militärs kaum nachvollziehbar waren, übte sich der Diktator ihnen gegenüber meist in Zurückhaltung. Doch bei einem späteren Besuch bei von Rundstedts Heeresgruppe A benannte Hitler seine eigentlichen Motive für den Panzerstopp vor Dünkirchen dann doch. Der im Juli 1940 zum Generalfeldmarschall ernannte von Rundstedt, der sich nur widerstrebend dem Haltbefehl gefügt hatte, erinnerte sich daran. Im Frühjahr 1949 schrieb er an Walter Warlimont, Hitler habe damals geäußert, «dass er gehofft hätte, schneller zu einer Übereinkunft mit England zu gelangen, wenn

er das britische Expeditionskorps entkommen lasse».

Die Übereinkunft mit Grossbritannien war von Anfang an eine der Grundkonstanten von Hitlers rassenideologisch motivierter Politik und Strategie. Schon in seinem sogenannten «Zweiten Buch» aus dem Jahr 1928 hatte er das Zusammengehen Deutschlands mit dem Inselreich beschworen. Denn die deutschen Expansionsziele lagen im Osten, seien also kontinentaler Art und tangierten die maritimen Interessen Grossbritanniens nicht. Daraus folgte für Hitler, dass Deutschland dessen natürlicher Partner sei. Das nach seiner Vorstellung noch nicht jüdisch dominierte Grossbritannien war es denn auch, das Deutschland die Rückenfreiheit nach Westen sichern und somit die Voraussetzung für die Verwirklichung von Hitlers eigentlicher Zielsetzung, der Zerschlagung der angeblich jüdisch beherrschten Sowjetunion und der Gewinnung von Lebensraum im Osten, schaffen sollte.

Doch London hielt trotz aller Anstrengungen des Reichskanzlers Hitler in den dreissiger Jahren, einen deutsch-englischen Interessenausgleich herbeizuführen, an seiner traditionellen Politik der *balance of power* für Kontinentaleuropa fest. Diese Strategie sollte es Grossbritannien weiterhin ermöglichen, seinen überseeischen Interessen nachzugehen und damit den Bestand seines Empire zu sichern. Folgerichtig erklärte es Deutschland nach den Jahren des Appeasement den Krieg, als sich die Nazis mit dem Einmarsch in Polen anschickten, das europäische Gleichgewicht zu beseitigen. Obwohl er sich im Krieg gegen Grossbritannien befand, sollte Hitler jedoch nicht davon ablassen, weiterhin auf eine Verständigung mit dem Inselreich zu setzen.

Vom triumphalen Sieg der Wehrmacht im Westen versprach sich Hitler dieses Ziel erreichen zu können. Ein Blutbad in Dünkirchen und das Ende des britischen Expeditionskorps wären aus der Sicht des deutschen Diktators kontraproduktiv gewesen. Die spektakuläre Evakuierungsaktion, die Operation Dynamo, wurde demnach – aller Wahrscheinlichkeit zufolge – durch den Todfeind Grossbritanniens ganz bewusst ermöglicht. In Dünkirchen gab es also nicht das vielbeschworene Wunder – und auch nicht den Stoff für die Verklärung der so oft verklärten britischen Armee im Kampf gegen Hitlerdeutschland.

Ralf Georg Reuth ist Historiker und Autor von Biografien zu Adolf Hitler, Erwin Rommel und Joseph Goebbels.

und widerrief damit den Befehl des Oberkommandierenden der Wehrmacht, Walther von Brauchitsch, die Stadt einzunehmen. Hitlers Haltebefehl von 11.42 Uhr, über dessen Gründe sich Historiker bis heute streiten, liess Kleists Panzer also an der Frontlinie anhalten – zum grossen Erstaunen und zur abgrundtiefen Enttäuschung von Kommandierenden wie Kleist und Panzergeneral Heinz Guderian, die den nördlichen Alliierten den Todesstoss hatten versetzen wollen. Dank Hitlers Befehl hatten die Alliierten nun 48 Stunden Zeit, um den Verteidigungsring um die Stadt zu stärken und die Evakuierung zu beginnen.

Was Churchill später als «Wunder der Befreiung» bezeichnete, war eine Folge der ersten jener kapitalen Fehlentscheidungen, die die Deutschen den Sieg des Zweiten Weltkriegs kosten sollten. Seine Panzer hätten Dünkirchen und Umgebung völlig unter Kontrolle gehabt, erinnerte sich Kleist nach dem Krieg. Sie hätten die Briten nie nach Dünkirchen hineingelassen, doch dann habe Hitler den Abzug der Truppen befohlen.

Ein Grund für Hitlers Befehl könnte gewesen sein, dass die Truppen am Morgen des 24. Mai seit zwei Wochen ununterbrochen im Kampf gestanden hatten und der Führer aufgrund seiner eigenen Erfahrungen in den Schützengräben des Ersten Weltkriegs annahm, sie müssten erschöpft sein. Ausserdem war das Gelände um Dünkirchen für Panzer nicht ideal. Die Infanterie brauchte Zeit, um aufzuschliessen, nachdem die Panzer seit dem 10. Mai so rasch so weit vorgestossen waren. Franz Halder, damals Chef des deutschen Generalstabs, schrieb in sein Tagebuch: «Der Führer ist ungeheuer nervös. Er hat Angst vor dem eigenen Erfolg.»

Man hatte schon so viel erreicht, dass man nicht Gefahr laufen wollte, in eine Falle der Alliierten zu tappen; und südlich der Flüsse Somme und Aisne gab es noch grosse französische Verbände, die man bezwingen musste. Ausserdem hatten Strassenkämpfe in Warschau gezeigt, wie verwundbar Panzer in engen Strassen waren, wie sie in Dünkirchen vorherrschten. Ohnehin hatte Hermann Göring, Oberbefehlshaber der Luftwaffe, versprochen, die Einkesselten zu vernichten, so dass es für die Wehrmacht nicht mehr viel aufzuräumen geben werde.

Granaten in die Rohre der Geschütze

Eine Theorie zu Hitlers Befehl ist mittlerweile nicht mehr haltbar, nämlich die, er habe das BEF nicht in seine Gewalt bringen wollen, da er auf einen Frieden mit Grossbritannien gehofft habe. Sie ist nicht nur unlogisch, denn er hätte Grossbritannien viel eher einen Frieden aufzwingen können mit mehr als einer Viertelmillion britischer Kriegsgefangener in seiner Hand. Es gibt ausserdem ein bisher



Unglaubliche administrative Leistung: Überfahrt über den Ärmelkanal am 4. Juni 1940.

übersehenes Dokument, das beweist, dass das deutsche Oberkommando dem Haltebefehl zum Trotz überzeugt war, siegen zu können. In meinem Buch «The Storm of War» habe ich als Erster eine handgeschriebene Notiz von Generalmajor Alfred Jodl, Chef des Wehrmachtführungsstabs, an den Leiter der Deutschen Arbeitsfront, Robert Ley, zitiert, in der

Man wollte nicht Gefahr laufen, in eine Falle der Alliierten zu tappen.

sich Jodl am 28. Mai 1940 brüstete, man werde schon bald vier Fünftel des BEF und einen Grossteil der besten mobilen Truppen der Franzosen gefangen nehmen oder vernichten. Man sei bereit zum Zuschlagen.

Die Notiz zeugt einerseits von Selbstüberschätzung, denn am 28. Mai begann die Evakuierung der BEF aus Dünkirchen. Gleichzeitig gibt es im Schreiben nicht den geringsten Hinweis darauf, dass das Oberkommando der Wehrmacht zurückgepfiffen worden wäre beim Versuch, die alliierten Streitkräfte zu vernichten oder gefangen zu nehmen; deutlich wird vielmehr Jodls Überzeugung, ein klarer Sieg sei in greifbarer Nähe.

Obschon die Streitkräfte der Alliierten am 25. Mai bei Boulogne und am 27. Mai bei Calais überwältigt worden waren, vermochten sie Dünkirchen bis zu dem Tag zu halten, an dem all die alliierten Truppen, die sich aus dem eingekesselten Gebiet nach Grossbritannien einschiffen konnten, dies auch getan hatten. Admiral Sir Bertram Ramsay und die britische Regierung hatten zunächst angenommen, es könnten nicht mehr als 45 000 Soldaten gerettet werden. Doch vom Morgenrauen des Sonntags, 26. Mai, bis um 3.30 Uhr am Dienstag, 4. Juni 1940, konnten nicht weniger als 338 226 alliierte Soldaten vor dem Tod oder der Gefangenschaft bewahrt werden, darunter 118 000 französische, belgische und niederländische. Die Operation Dynamo – die so hiess, weil in Ramsays Bunker bei Dover während des Ersten Weltkriegs elektrische Geräte gelagert worden waren – war die grösste militärische Evakuierung der damaligen Geschichte und eine unglaubliche administrative Leistung, zumal am 1. Juni Überfahrten bei Tag ausgesetzt werden mussten wegen heftiger Angriffe der deutschen Luftwaffe.

Zusätzlich zu den 222 Schiffen der Royal Navy liess Ramsay auch 860 zivile Fahrzeuge den Ärmelkanal überqueren, um Truppen

nach Hause zu bringen, darunter Vergnügungsdampfer, Passagierschiffe, Truppentransportschiffe, Trawler, Lastkähne, Fähren und vierzig in Dünkirchen vor Anker liegende Küstenmotorschiffe. Grössere Schiffe zogen manchmal kleinere hinter sich her, und viele überquerten den Kanal mehrmals. Das ruhige Wetter war dabei eine grosse Hilfe.

Von den 56 alliierten Zerstörern, die an der Aktion beteiligt waren, wurden neun versenkt und neunzehn beschädigt; von den 38 Minenräumern wurden fünf versenkt und sieben beschädigt; von den 230 Trawlern wurden 23 versenkt und zwei beschädigt; von den 45 Fähren neun versenkt und acht beschädigt. Von den acht Lazarettschiffen – die alle mit grossen roten Kreuzen gekennzeichnet und somit in ihrer Funktion für die deutsche Luftwaffe klar erkennbar waren – wurde eines versenkt, fünf wurden beschädigt.

Gewaltige Mengen an Kriegsmaterial mussten an den Stränden zurückgelassen werden, darunter 65 000 Fahrzeuge, 20 000 Motorräder, 416 000 Tonnen Vorräte, 2472 Geschütze, 75 000 Tonnen Munition und 162 000 Tonnen Benzin. Man versuchte, so viel wie möglich davon zu zerstören, indem man über die Vorräte Benzin goss und Granaten in die Rohre der Geschütze warf, so dass



«Militärische Katastrophe»: Ankunft in England.

die BEF mit nur wenig mehr als ihren Gewehren zurückkehrte.

Am 4. Juni, dem letzten Tag der Operation, erklärte Churchill dem Unterhaus und dem Rest der Nation, man müsse sich «davor hüten, dieser Rettung die Eigenschaften eines Sieges anzudichten. Kriege werden nicht durch Evakuierungen gewonnen.» Er

Das Wunder von Dünkirchen erlaubte es der British Army, sich neu aufzubauen.

machte keinen Hehl daraus, dass die Vertreibung vom Kontinent «eine kolossale militärische Katastrophe» sei, doch dann folgte die erhabenste Passage all seiner grossartigen Kriegsreden: «Wir werden weder erlahmen noch versagen. Wir werden durchhalten bis zum Schluss. Wir werden in Frankreich kämpfen, wir werden auf den Meeren und Ozeanen kämpfen, wir werden mit wachsendem Mut und wachsenden Kräften in der Luft kämpfen, wir werden unsere Insel verteidigen, koste es, was es wolle. Wir werden an den Stränden kämpfen, wir werden auf den Landeplätzen kämpfen, wir werden auf den Fel-

dern und in den Strassen kämpfen; wir werden uns nie ergeben.»

Unsinkbare Festung

Obschon der ganze Feldzug in der Tat «eine kolossale militärische Katastrophe» gewesen war, erlaubte das Wunder von Dünkirchen der British Army, sich neu aufzubauen. Wieder bewaffnet – unter anderem durch die Amerikaner, die Anfang Juli 250 000 Geschütze plus Munition geliefert hatten –, konnte die britische Armee in Nordafrika und Italien kämpfen und im Juni 1944 im Lauf der Operation Overlord schliesslich erneut den Ärmelkanal überqueren, um den Kontinent zu befreien. Ohne Dünkirchen wäre all das nie möglich gewesen und hätte Hitler nie gegen die unsinkbare Festung Grossbritannien ankämpfen müssen, diesen «Flugzeugträger», von dem aus die Einsätze für den D-Day geflogen wurden, der die deutsche Niederlage im Westen einleitete.

Andrew Roberts gehört zu den angesehensten Historikern und Kommentatoren Grossbritanniens. Demnächst erscheint seine neue Biografie über Winston Churchill.

Aus dem Englischen von Thomas Bodmer

Nachruf

Man nannte ihn «Ahmed den Levantiner»

Der Schriftsteller Thomas Hürlimann nimmt Abschied von seinem Freund Egon Ammann, dem grossen Schweizer Verleger und Abenteurer.

Der Pfleger an seinem Sterbebett im Berliner Krankenhaus war ein Pessoa-Leser. Mit ihm sprach der Verleger Egon Ammann, der den grossen portugiesischen Dichter-Philosophen für den deutschen Sprachraum entdeckt hatte, bis in seine letzten Stunden hinein über dessen Werk, vor allem über das «Buch der Unruhe». Wie Marie-Luise Flammersfeld, Egons Ehefrau und Geschäftspartnerin, berichtet, ist er ruhig gestorben, «in den Armen von Sister Morphine», und diesen ruhigen, schönen Tod, das sanfte Hinüberträumen, hat er sich durch sein wildes, abenteuerliches, den imaginären Welten der Literatur geweihtes Leben weiss Gott verdient.

Egon Ammann, vor 75 Jahren in Bern geboren, zog es früh hinaus in die Welt. Er hatte bei einem Hethiter-Forscher in Anatolien angeheuert, verlor bereits in Sofia sein Geld, schaffte es noch bis Istanbul und wurde in der Ladenhöhle eines alten jüdischen Immigranten namens Aaron, vormals Frackschneider in Wien, zum Adlaten. Von Aaron lernte der junge Ammann, wie man sich in den Labyrinthen einer orientalischen Stadt bewegt – und wie man unter schwierigen Bedingungen überlebt. Später, im Verlagsgeschäft, konnte er sich auf diese Kunst verlassen. In scheinbar ausweglosen Situationen wurde Ammann zum alten Aaron und zauberte aus seiner Wunderlampe eine Rettung, mit der niemand gerechnet hatte – zum Beispiel durch einen völlig unbekannt nigerianischen Autor: Wole Soyinka. Er druckte von dessen Roman «Aké – Jahre der Kindheit» 5000 Exemplare. Es gab kaum Rezensionen. Der Verwaltungsrat des Verlags verlangte ultimativ das Verramschen des unverkäuflichen Postens. Ammann weigerte sich. In drei Jahren verkaufte er vierzehn Exemplare. Eines Mittags klingelte das Telefon: Nobelpreis für Soyinka. Eine halbe Stunde später war die Auflage verkauft, der Verlag wieder einmal gerettet, Aaron Ammann mit heiler Haut davongekommen.

Zurück nach Istanbul. Seine nächste Stelle war die Türk-Alman Kitabevi, die türkisch-deutsche Buchhandlung des Franz Mühlbauer im Galata-Viertel. Für Mühlbauer reiste Ammann quer durch den Vorderen Orient, meist



Überlebenskünstler und Fahnder nach Autoren: Verleger Ammann.

in klapprigen, mit Menschen, Teppichen, Hühnern vollgestopften Bussen, und verhöckerte Goethe-Gesamtausgaben. Einmal wurde der Bus von Kurden beschossen. Goethe rettete Egon das Leben. Eine Kugel blieb in «Dichtung und Wahrheit» stecken. Er hat mit solchen Geschichten nie renommiert, und wenn überhaupt, erfuhr ich sie eher zufällig. Im Sommer 2000 schlenderten wir gemeinsam durch das Istanbuler Vorabendgewühl. Plötzlich ein Schrei. Ein feztragender Türke drückte den überraschten Ammann an den dicken Bauch und rief: «Ahmed, Ahmed!» Im ersten Augenblick meinte ich, der Türke habe Egon mit jemandem verwechselt, aber nein, für die Händler im Galata-Viertel war Ammann Ahmed der Levantiner. Den Ehrennamen hatten ihm seine Verkaufserfolge mit der Goethe-Gesamtausgabe im wilden Kurdistan eingebracht.

Ohr eines erlegten Stiers

Aaron und Ahmed: In Egons Brust wohnten die zwei Seelen seiner Eltern. Seine Mutter war eine jüdische Immigrantin, die sein Vater,



Fahrt in die Sterne: Hürlimann (l.), Ammann.

Fahnder bei der Kripo Bern, mit breiten Hosenträgern, einem dicken Stumpfen und einem behäbigen Dialekt, beim Übertritt über die Schweizer Grenze kennengelernt hatte. Der Sohn der beiden sollte ebenfalls ein erfolgreicher Fahnder werden, der eine stolze Reihe von Autoren entdeckt hat, und wie sein Vater war Egon ein glühender Patriot – wenn einer

Aaron Ahmed Egon Ammann sprach eigentlich nur Deutsch – jedoch in allen Sprachen der Welt.

wie Günter Grass in hochnäsiger dümmlicher Weise die Schweiz als ein Volk von Waffenschiebern bezeichnete, fuhr ihm Egon über die Schnauze, dass es eine reine Freude war. Aber zugleich war der Berner Bub durch die mütterliche Herkunft ein Kosmopolit und auf der ganzen Welt zu Hause. Aaron Ahmed Egon Ammann sprach eigentlich nur Deutsch – jedoch in allen Sprachen der Welt.

Nach seinen Istanbul Anfängen kehrte er zurück nach Bern. Tagsüber arbeitete er als Statistiker im Eidgenössischen Gesundheitsamt, und nachts brachte er den von ihm gegründeten Kandelaber-Verlag zum Leuchten, mit Autoren wie Gerhard Meier, Ludwig Hohl, Adolf Muschg, Maurice Chappaz. Aber tagsüber Statistiker, nachts Verleger – dieser Doppexistenz war nicht einmal Aaron Ahmed gewachsen. Nach dem fünfzigsten Titel musste er den Verlag aufgeben. Er ging erneut in die Fremde, diesmal nach Spanien, wo er der Sekretär des aufstrebenden Stierkämpfers Niño de la Capea wurde. Für diesen umschwärmten Torero erledigte Ammann die Post, mehrheitlich Liebesbriefe, und bediente

sich, um sein sprachliches Defizit auszugleichen, aus der Liebeslyrik der spanischen Literatur. Durch 32 Arenen ging die Tournee, dann erreichte ihn ein Detektiv, den Siegfried Unseld, der Suhrkamp-Verleger, ausgesandt hatte – Unseld wollte Ammann zum Chef von Suhrkamp Zürich machen. Zum Abschied schenkte ihm de la Capea eine goldene Krawattennadel sowie das Ohr eines erlegten Stiers, und Ammann zog wieder heimwärts, um Suhrkamp Zürich aufzubauen. Mit Unseld verband ihn bald eine Freundschaft. Beide waren Abenteurer und Überlebenskünstler, beide Liebhaber schöner und kluger Frauen – die zusammen mit ihren Männern die Verlage leiteten.

Eines Tages hatten sich Ammann und Marie-Luise Flammersfeld in einer Ausstellung in Amsterdam kennengelernt; es war eine Verbindung fürs Leben und für die Literatur. Am 1. Oktober 1981 haben sie gemeinsam den Verlag gegründet, und ich bin stolz darauf, dass sie mit meinem Geschichtenband «Die Tessinerin» ihr Werk begonnen haben. Zum Schluss waren es über tausend Titel, die sie verlegt hatten. In Hansjörg Schneiders Hunkeler, dem Fahnder aus Basel, ist Egons Vater auferstanden, und in Eric-Emmanuel Schmitts «Monsieur Ibrahim» lebt farbig und ein bisschen kitschig seine Istanbul Jugend weiter. Nun müsste ich natürlich ein ganzes Kapitel über die vom Verlegerpaar betreute und in vielen grandiosen Einladungen zusammengeführte Schweizer Literatur aufschlagen: Helen Meier, Ruth Schweikert oder Pirmin Meier mit seinen historischen Wunderwälzern – die Namen, die Titel würden nicht enden. Man trank und tafelte zwischen hohen Büchergestellen, in denen die Gesamtausgaben von Fernando Pessoa und Ossip Mandelstam sowie die Neuübersetzung der Werke Fjodor Dostojewskis durch Swetlana Geier einen Ehrenplatz einnahmen. Diese verlegerischen Grosstaten wurden möglich dank George Reinhart und Monika Schoeller, der Verlegerin des S.-Fischer-Verlags. Sie halfen mit Rat und Geld, wenn das Temperament von Aaron Ahmed den Risikobogen wieder einmal überspannt hatte. Eine Begegnung zwischen George Reinhart und Egon Ammann werde ich nie vergessen. Reinhart hatte sich tagelang bemüht, Kredite aufzutreiben, um den Verlag vor dem Bankrott zu bewahren. Mit knapper Not konnte er das Schlimmste verhindern. Man traf sich in einer Pizzeria. Reinhart redete Ammann ins finanzielle Gewissen. «George, ich mag dich. Ich mag dich sehr», erwiderte Ammann mit levantinischem Charme, «du bist ein so kluger und lieber Mensch – aber immer, wenn wir uns sehen, sprichst du nur über Geld.»

Das Leben macht die Bücher. Das gilt nicht nur für uns Autoren, das gilt auch für die Verleger. Glückliche Fahrt in die Sterne, lieber Freund, ich werde dich vermissen.

Thomas Hürlimann

Krieg der Frisuren

Stilpapst Bernhard Roetzel über die exzentrische Haarpracht der Kontrahenten Donald Trump und Kim Jong Un.

Von Rico Bandle



«Askese»: Diktator Kim.



«Pendant zu Thatcher»: US-Präsident Trump.

Die zwei auffälligsten Politiker der Gegenwart haben die auffälligsten Frisuren. Zufall?

Dass zwei mit solchen Frisuren nun miteinander in Konflikt stehen, ist schon Zufall. Die Frisur ist aber Ausdruck der Persönlichkeit, und die Persönlichkeit der beiden Staatsmänner hat vielleicht dazu geführt, dass sich der Konflikt zugespitzt hat.

Was lesen Sie aus den exzentrischen Frisuren?

Zuerst muss gesagt sein: Das Haar beeinflusst unser Erscheinungsbild wohl mehr noch als die Bekleidung. Trumps Frisur ist exzentrischer als jene Kims. Aber erst seit kurzem. In den siebziger und achtziger Jahren hatte Trump noch eine unauffällige, braune Mainstream-Seitenscheitelfrisur. Erst in den letzten Jahren ist das Blondierte aufgetaucht. Auch das Helikopterlandeplatz-artige Plateau hat er noch nicht so lange. Auf den ersten Blick hat man das Gefühl, die Frisur diene dazu, die Kahlheit oben zu verbergen. Dem ist aber nicht so. Sein Haaransatz ist nicht weit zurückgewichen.

Möchte er mit der Frisur nicht einfach zeigen: «Ich habe volles Haar, ich bin noch ganz Mann»? Wie Berlusconi, der sich mutmasslich Haare transplantieren liess.

Berlusconi würde wohl Millionen darum geben, Haare wie Trump zu haben. Sicher ist: Trumps Haarpracht soll eine Art Powerfrisur sein, das Pendant zu den hochgesteckten Haaren, wie sie die britische Premierministerin Margaret Thatcher im Alter immer häufiger trug. Es handelt sich um so etwas wie die *big hair*-Mode der alternden weiblichen Stars der achtziger Jahre, einfach auf den Mann übertragen. Damit will er Eindruck schinden, die Frisur übernimmt die Funktion des Federkleids im Tierreich.

Funktioniert das?

Er wurde ja gewählt. Aber für mich ist die Frisur zu skurril, als dass sie wirklich beeindrucken könnte.

Kann man einen Bezug herstellen von Trump zu einem Louis XIV mit seiner pompösen Lockenfrisur?

Die Riesenperücke im Barock war ein Statussymbol, das Grösse symbolisieren sollte. Den König sollte man schon von weitem erkennen. Das hat mit den Fernsehkameras an Bedeutung verloren.

Wenn Sie keine Ahnung hätten, wer Donald Trump ist, was würden Sie aus der Frisur schliessen?

Seine Haare stehen in merkwürdigem Kontrast zu seiner konventionellen, einem New Yorker Geschäftsmann entsprechenden

Kleidung. Die Frisur wirkt im Verhältnis dazu zu glamourös und damit unseriös. Da ist ein Bruch, aber genau dieser Bruch macht die Persönlichkeit Trumps aus: der Kontrast zwischen dem, was man von ihm im Amt erwartet, und seinem tatsächlichen, ungehobelten Auftritt. Mit der Frisur, der Stilllosigkeit, gibt er ständig zum Ausdruck: «Ätsch, ihr könnt mich alle mal.»

Wie ist das bei Kim Jong Un, der auf der Seite die Haare kurzrasiert hat, und oben sind sie lang?

Spannend ist ja, dass diese Frisur heute im Trend liegt. Es handelt sich um eine Mischung aus Militärhaarschnitt und Fünfziger-Jahre-Elvis-Presley-Frisur. Viele Asiaten haben glatte, aber sehr dicke Haare, was man zu tollen Frisuren formen kann.

Er möchte sich als militärischer Führer präsentieren?

In vielen Ländern werden Rekruten die Haare komplett abgeschoren. Sobald sie die Ausbildung vollendet haben, dürfen sie sie oben wieder wachsen lassen. Bei den US-Marines war das so, in der deutschen Wehrmacht ebenfalls. Kim trägt oft eine Mao-artige Ziviluniform, die hervorragend zur asketisch-militärischen Frisur passt. Auf manchen Bildern fällt vorne eine Haarsträhne nach unten, das ist heute sehr im Trend. Hätte er eine etwas andere Physiognomie, so würde er nach heutigen Stilkriterien richtig gut aussehen!

Was sagt seine Frisur über seine Persönlichkeit aus?

Wäre das Haar an der Seite etwas länger, so wäre die Frisur völlig normal. So drückt sie aus: Der Mann liebt das Extreme, er ist äusserst risikobereit, folgt seinen Entschlüssen.

Sehen Sie Parallelen zwischen den Frisuren Trumps und Kims?

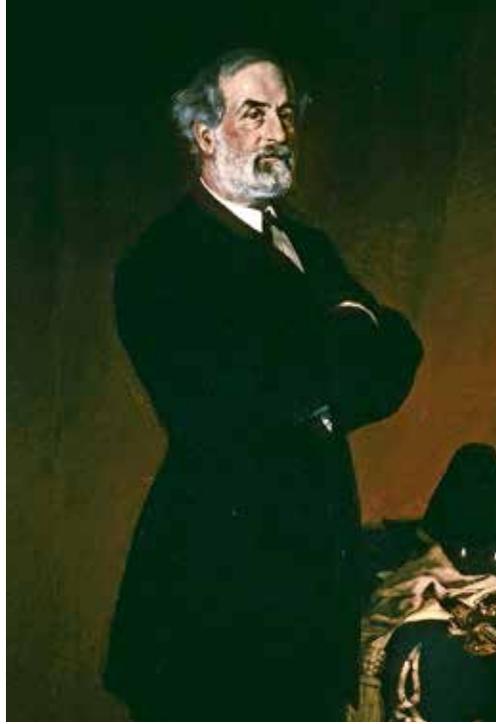
Beide eignen sich als Markenzeichen: Ein Karikaturist kann nur die Frisur zeichnen, und schon erkennt man die Person darunter. Das ist aber bereits die einzige Parallele. Kims Frisur symbolisiert militärische Askese und Strenge, Trumps übertriebener Hollywood-Glamour, da fehlt nur noch der Goldglitzerspray obendrauf. Es ist der denkbar grösste Kontrast.



Bernhard Roetzel, Stil- und Modeexperte, ist Autor von «Der Gentleman», dem Standardwerk der Herrenmode. Das Buch wurde in achtzehn Sprachen übersetzt und hat sich bis heute über eine Million Mal verkauft.



Gnadenlos: Unionsgeneral Sherman.



Gentleman: Konföderierten-General Lee.

Kunst

Bildersturm im Generals' Room?

Das Reiterdenkmal von Robert E. Lee in Charlottesville muss weg. Was geschieht jetzt mit dem Porträt des Südstaatengenerals in der Schweizer Botschaft in Washington? *Von Christoph Mörgeli*

Der Botschafterposten in Washington gilt für die hiesigen Diplomaten als schönster aller Karriereträume. Man residiert im mächtigsten Land der Welt. Und erst noch in einem höchst grosszügigen, modernen Gebäude, das zu den architektonisch interessantesten der amerikanischen Hauptstadt gehört. Mit dem grössten Stolz erfüllt aber jeden Repräsentanten in den USA der sogenannte Generals' Room. Ex-Botschafter Urs Ziswiler betonte jeweils, die hier hängenden Porträts der Generäle Robert E. Lee und William T. Sherman erweckten bei Besuchern aus den USA höchstes Entzücken. Dies gründe in der künstlerischen Qualität der 1869 von Frank Buchser lebensgross gemalten Bilder. Freudiges Erstaunen errege aber auch, dass hier die ehemaligen Bürgerkriegsgegner friedlich nebeneinander hängen. Welcher Ort wäre dafür geeigneter als ein Botschaftsraum der neutralen Schweiz? Der Diplomat David Vogelsanger erinnerte in einem Ausstellungskatalog daran, dass es sich bei Buchsers Darstellung von General Lee um das letzte Bildnis zu dessen Lebzeiten handelt. Martin Dahinden, der heutige Botschafter, verfasste 2015 sogar eine Broschüre über den Generals' Room und seine «zwei wichtigen Gemälde».

Angesichts der gegenwärtigen blutigen Auseinandersetzungen rund um das Standbild

des Oberbefehlshabers der konföderierten Südstaaten fragt es sich, ob die politisch jederzeit korrekte Schweiz das Bildnis von ebendiesem Robert E. Lee jetzt in den Botschaftskeller verbannen muss. Oder ob sie es in die Kunstsammlung der Eidgenossenschaft zurückspeidiert. Die angedrohte und teilweise schon vollstreckte Beseitigung von Ikonen der Südstaaten trifft mit General Lee allerdings nicht den Richtigen. Der aristokratische West-Point-Kommandant war ebenso ein Gegner der Sklaverei wie der Spaltung des Bundesstaates. Aber er mochte die Waffen nicht gegen seinen Heimatstaat Virginia erheben. Den Solothurner Kunstmaler Frank Buchser beeindruckte Lee jedenfalls tief. Nach ausführlichen Gesprächen notierte er ins Tagebuch: «Was für eine gentile, noble Seele, gut und liebenswürdig, der alte, weisshaarige Krieger ist!»

Diese Sympathie ist zweifellos in der Darstellung Robert E. Lees erkennbar. Der in Zivil Porträtierte wirkt aufmerksam und individuell. Sein kluges Gesicht zeugt von Präsenz und Konzentration. Gleich nach Fertigstellung des Bildes wollte Frank Buchser zu Ulysses S.

Grant weiterziehen, dem ehemaligen Chef der Unionstruppen. Doch Grant – soeben zum Präsidenten der Vereinigten Staaten gewählt – zeigte zum Posieren weder Lust noch Geduld. Dafür hatte Buchser bereits 1866 den damals amtierenden Präsidenten Andrew Jackson gemalt. Weit besser als dieses etwas steife Staatsstück gelang dem Künstler drei Jahre später das Bildnis eines entschlossenen Generals

Die ehemaligen Bürgerkriegsgegner hängen in der Schweizer Botschaft friedlich nebeneinander.

William T. Sherman, dessen Kriegspläne sein Adjutant im Hintergrund festhält. Seine Eroberung Atlantas und der Marsch nach Georgia sind legendär geworden. Shermans Strategie der «verbrannten Erde» war allerdings kaum humaner als jene der konföderierten Gegner. Wenn jetzt die früher verfeindeten Robert E. Lee und William T. Sherman im Generals' Room der Schweizer Botschaft friedlich nebeneinander die Wand schmücken und dem prominenten Raum den Namen geben, erscheint dies tatsächlich als symbolkräftiges Zeichen der Versöhnung.

Im Auftrag des Bundesrates

Doch wie sind die Gemälde in den Besitz der Eidgenossenschaft gekommen? Frank Buchser bereiste Nordamerika zwischen 1866 und 1871 gewissermassen in offizieller Mission – inklusive bundesrätlichen Empfehlungsschreibens. Er sollte zur Ausschmückung eines Schweizer «Nationalpalasts» Persönlichkeiten der USA malen und schenkte die Porträts 1870 der Landesregierung. Der Abenteuerer und Weltenbummler Buchser sah Ame-

rika als eine Art Karl May des Pinsels. Buchsers Bildnisse und Skizzen von Indianern und Landschaften bleiben dennoch von erheblichem dokumentarischem Wert. Von den so lange versklavten, ausgebeuteten Schwarzen fühlte er sich gefühlsmässig, als grosser Verführer von schwarzen Frauen auch erotisch angezogen. So freudig die liberale Schweiz den Sieg



Abenteurer: Maler Buchser.

der Union begrüsst, verstand Buchser zunehmend auch die Probleme des besiegten Südens. Der selbstbewusste Solothurner hielt sich für den bedeutendsten, modernsten Schweizer Kunstmaler seiner Zeit. Vielleicht nicht zu Unrecht. Dennoch spüren wir bei seinen Bildern auch etwas Theatralik und Draperie, ja eine Spur von Hochstapelei. Ein bisschen Amerika eben. Die beiden US-Generäle in unserer Botschaft in Washington sollten hängen bleiben.

Karl Barth und seine zwei Frauen

Der berühmte Schweizer Theologe lebte unter einem Dach mit zwei Frauen zusammen. Das Dreiecksverhältnis führte die Beteiligten an den Rand des Wahnsinns.

Von Elke Pahud de Mortanges

«Bergli, Lollo!» Zwei Chiffren für ein grosses Glück. Das im Sommer 1925 begann. Da oben am Hang, über dem linken westlichen Ufer des Zürichsees, im «Bergli» genannten Sommerhaus des Eisenwarenfabrikanten Ruedi Pestalozzi. Ein Glück, das ein ganzes Leben lang währte. Aber auch fast zur Katastrophe führte. Doch der Reihe nach.

Da ist Charlotte von Kirschbaum, genannt Lollo. Eine anmutige junge Frau, elfenhaft und zart von Gestalt, 1925 gerade mal 26 Jahre alt und damit dem Jahrhundert immer ein Jahr voraus, wie Karl Barth zu scherzen pflegte. Sie trägt duftig-seidene Sommerkleider, blau und schön wie ihre Augen, sagen Zeitgenossen. Pfarrer Georg Merz aus München, seines Zeichens Lektor beim Christian-Kaiser-Verlag, hat die gelernte Krankenschwester mitgebracht hoch aufs «Bergli», wo sich des Sommers die beiden Schweizer Pfarrer und Theologen Karl Barth und Eduard Thurneysen zu treffen pflegen – und dank der generösen Gastfreundschaft von Gerty und Ruedi Pestalozzi mehrere Wochen mit diesen verweilen. Und wo theologisches Extemporieren und intensives Studieren, Ausflüge und Wanderungen, vergnügtes Nichtstun und Pfeifenrauchen keine Gegensätze sind, sondern nur verschiedene Weisen des inspiriert-inspirierenden Zusammenseins und Austauschens unter Freunden.

Vater von fünf Kindern

Eben, da ist dieser Karl Barth. Zehn Jahre war er reformierter Pfarrer in Safenwil im Kanton Aargau, bevor er gleichsam aus heiterem Himmel und ohne Habilitation – allein aufgrund des überwältigenden Erfolgs seines Römerbrief-Kommentars – 1921 Professor im deutschen Göttingen wurde. Harte Jahre, einsame Jahre folgten. Von heute auf morgen musste er Vorlesungen aus dem Boden stampfen und sich auf dem akademischen Parkett bewähren. Und nach diesem Sommer sollte er wieder weiter, um nun die Lehrkanzel in Münster, Westfalen, zu übernehmen; er, der gebürtige Basler, verheiratet mit Nelly Hoffmann und in diesem Sommer 1925 mit seinen 39 Jahren bereits Vater von fünf Kindern. Das Jüngste, Hans Jakob, ist gerade erst im April geboren. Klar, dass Nelly mit den Kindern nicht aufs «Bergli» kommt. Es wäre ja auch gar kein Platz. Aber Charlotte ist da. Sie bleibt diesmal nur kurz. Einige wenige Tage nur. Doch lange genug, um alle anwesenden Män-

ner zu bezaubern, die an ihr, der so wachen, wissbegierigen und theologisch interessierten jungen Frau, Gefallen finden. Und sie fördern wollen. Thurneysen schlägt vor, sie doch Merz im Verlag als Sekretärin für die Zeitschrift *Zwischen den Zeiten* zur Seite zu geben, die 1922 hier oben auf dem «Bergli» ins Leben gerufen wurde. Doch Barth goutiert die Idee ganz und gar nicht; Lollo verkaufe sich doch da unter Wert. Stattdessen wird sie bereits Ende des Jahres auf die Soziale Frauenschule in München gehen, was der generöse «Bergli»-Hausherr Pestalozzi ihr finanziell ermöglicht. Doch auch das wird nur eine Zwischenstation sein. Merz hatte es zu dessen Frau Gerty bereits früh gesagt: «Lollo steht Karl näher, als ihr alle meint.»

Eros des Glaubens

In der Tat, er hatte recht. Die beiden werden sich bald nach diesem Sommer, erstmals am 24. Februar 1926, so nah kommen und sich so «selbstverständlich [...] ineinander fügen», dass Lollo im wahrsten Sinne des Wortes die «doppelte Besetzung» im Leben des verheirateten Theologieprofessors Karl Barth werden wird. Auch wenn zunächst, nach dieser gemeinsamen Nacht in seiner Junggesellenbehaltung in der Warendorfer Strasse 23 in Münster – Nelly und die Kinder warteten vor-

Der selbstauferlegte Verzicht und die Entsagung des Theologen taugen nicht.

erst noch in Göttingen darauf, dass das Familienhaus bezugsfertig würde –, Barth die Parolen «Verzicht» und «Toujours y penser, jamais en parler» ausgibt. «Wären wir beide ledige Leute, so wäre die Entdeckung, die nun unwiderruflich geworden ist, einer von jenen Augenblicken von Frühling, Freude und Leben, mit denen Gott uns törichte, verkehrte Menschenkinder mitten in unserer Finsternis manchmal segnet. So wie die Dinge stehen, ist dieselbe Entdeckung ein Augenblick des Leides und der Entsagung.» Doch der selbstauferlegte Verzicht und die Entsagung des Theologen angesichts des offenkundigen «Missverhältnis[ses] zwischen dem, was ich sage, und dem, was ich bin», taugen nicht. Die «Lolloabwesenheitsunruhe» steigert sich ins Unermessliche. Die «entdeckte Wirklichkeit» des «Ich und Du» ist zu nah angehend und zu

mächtig, als dass sie ungelebt bleiben könnte. «Aber du weisst nicht, was für ein ganzer Strom in mir dir entgegengieht, wie mühsam ich die Dämme halten muss.» Was Charlotte in diesen bewegten Tagen und Wochen der ersten Jahreshälfte 1926 gedacht hat, davon wissen wir (leider) viel zu wenig. Sie hat alle Briefe Karl Barths (nicht nur) dieses Anfangens sehr sorgfältig aufbewahrt. Er hingegen gerade mal nur drei aus den Jahren zwischen 1926 und 1929. Darunter diesen vom 27. Februar 1926, wo sie ihm schreibt: «[...] ein gutes Wort soll ich dir schreiben? Ich kann es nicht. Ich kann dir nur eines sagen, was ich vielleicht nicht sagen darf; ich weiss einfach seit dem letzten Mittwoch, dass ich dich lieb habe, lieber als ich es zu denken vermag. Ob ich es vorher nicht wissen wollte oder ob ich tatsächlich mit verhüllten Augen durch die Welt gegangen bin, ich weiss es nicht. Aber nun ist es so und ist schwer.»

Es sollte noch schwerer kommen. Schwerer deshalb, weil sich die Anziehungskraft der beiden gerade nicht nur dem Eros des Begehrens verdankte, sondern gleichermassen dem Eros des Glaubens und des Denkens. Die gelernte Krankenschwester und Absolventin der



«Es ist schwer»: mit Gattin Nelly, um 1932.



«Doppelte Besetzung»: Karl Barth, «Lebensschwesterlein» Charlotte von Kirschbaum, um 1932.

Sozialen Frauenschule in München wird binnen kurzer Zeit dem Theologieprofessor, der Karl ist, eine unersetzbare Hilfe. Eine, die mit ihm den weiten Raum des theologischen Denkens bewohnt und durchschreitet und ihm zu einem wirklichen Gegenüber wird. Ohne formale Anstellung, ohne ökonomische Absicherung und ohne Rechtstitel geht sie ihm mit grossem Eifer und Fleiss täglich zur Hand, exzerpiert Quellen, redigiert Manuskripte und führt als umsichtiger «Generalstabschef» die Tagesgeschäfte. Und fährt die reiche Ernte in seine Scheunen. Die Sommermonate verbringen die beiden arbeitend auf dem «Bergli», wo Gerty, die Hausherrin, schützend die Hand über sie hält. Überhaupt wird das «Bergli» bis in die fünfziger Jahre hinein ihr sommerlicher Zufluchts- und Rückzugspunkt bleiben.

Revierkämpfe

«[...] meine liebe, treue, tapfere Nelly» ist früh von Karl selber ins Bild gesetzt. Nelly, die 1911 als junge Konfirmandin ihren Karl in Genf kennengelernt und zwei Jahre später in der Nydeggkirche in Bern geheiratet und sich seither ganz dem Kinderkriegen und der Familie gewidmet hat, ist tief verletzt. Und vor allem gekränkt. Und er fühlt sich schuldig, ihr und den fünf Kindern gegenüber. Doch trotz alledem wird vier Jahre nach diesem Anfang am

Hang, genauer am 14. Oktober 1929, Charlotte von Kirschbaum in das Familienhaus der Barths in der Himmelreichallee 43 in Münster einziehen und die lebenslang währende

Der Hilfeschrei Charlottes, «Gibt es keinen Ausweg aus diesem Gefängnis?», verhallt.

Ménage-à-trois von Karl, Nelly und Lollo ihren Anfang nehmen. Nicht nur Georg Merz nimmt Karl die nun auch räumlich offenkundig gewordene doppelte Besetzung in seinem Leben übel. Auch Karls Mutter Anna ist brüskiert. Ebenso Charlottes Mutter und Brüder.

Das Leben unter einem Dach in doppelter Besetzung ist schwierig. Viel schwieriger, als Karl sich das gedacht hatte. Die beiden Frauen, die sich vom äusseren Erscheinungsbild her so sehr ähneln, dass sie auf Fotos bisweilen wirken wie das doppelte Lottchen, sie ertragen die Präsenz der je anderen unglaublich schwer. Doch obschon Nelly Ehefrau und Hausherrin ist, hat Charlotte von Kirschbaum die besseren Karten. Sie verbringt den Tag von früh bis spät abends mit Karl im Arbeitszimmer, nur unterbrochen durch eine kurze Mittagspause mit schwarzem Kaffee und Halmaspiel. Doch Revierkämpfe ebenso wie das Buhlen um die Aufmerksamkeit Karls, der Kinder und der Gäste, all das bleibt

nicht aus. Und macht schliesslich alle mürbe. Der Hilfeschrei Charlottes – «Gibt es keinen Ausweg aus diesem Gefängnis?» – verhallt. Nelly widersetzt sich hartnäckig dem Wunsch Karls nach Scheidung, obschon sie selber es war, die als Erste eine Trennung erwogen hatte. Und Karl begreift, dass er selber das «Karnickel» ist, das dies ihnen allen eingebracht hat. Die Kinder aber, die leiden zwar unter den Spannungen, lieben aber die «Tante» Lollo, die einfach dazu gehört.

Über all die Jahre, die kommen werden – und die die Schicksalsgemeinschaft 1930 von Münster nach Bonn und 1935 nach Basel führen werden, wo Barth bis zu seiner Emeritierung im Jahr 1962 an der Universität unterrichtet –, wird die Entfremdung zwischen Nelly und Karl immer grösser werden. «Ich bin so weit weg von Nelly; du weisst gar nicht, wie weit.» In gleichem Mass wächst die intellektuelle und emotionale Symbiose zwischen Karl und Lollo. Seit den dreissiger Jahren ist sie auch im «Aussen» – an der Universität, bei Vorträgen, auf Reisen, bei Einladungen – nicht von seiner Seite wegzudenken und *in theologis* gleichsam der «Mund Barths». Alles, was er schreibt, geht durch ihre Hände. Nichts von dem, was er denkt und tut, geschieht ohne sie. Und so ist denn sein theologisches Œuvre auch das ihre, ohne dass ihr Name auf den Buchdeckeln steht. Eine Verdankung, die einer Ver-



Karl und Nelly Barth mit Kindern, 1919.

neigung gleichkommt, findet sich 1950 im Vorwort zu Band 7 seiner «Kirchlichen Dogmatik». «Charlotte von Kirschbaum [...] hat im Dienst der laufenden Entstehung dieses Werkes ihr Leben und ihre Kraft nicht weniger eingesetzt als ich selber. Ohne ihre Mitwirkung könnte es nicht Tag für Tag gefördert werden und wüsste ich nicht, wie ich mir die Zukunft, die es noch haben mag, vorstellen sollte. Ich weiss, was es heisst, eine Hilfe zu haben.» Was hatte Karl damals, im Sommer 1925 auf dem «Bergli», gesagt? Lollo würde sich unter Wert verkaufen als Sekretärin von Merz?

Geistige Umnachtung

Das «Bergli», es bleibt für sie während all dieser Jahre ein Ort des Glücks, ein Synonym für lange arbeitsintensive, zeitenthobene Sommer, ein geschützter Raum im Oben, wo das Unmögliche möglich und *à deux* gelebt werden kann. Auch Nelly sollte ein, wenn auch nur kurzes und spätes *à deux* mit Karl vergönnt sein. 1962 erkrankt die schon immer fragile Charlotte schwer. Man spricht von Gehirnsklerose und meint geistige Umnachtung. Das «Lebensschwesterlein» von Karl dämmert in der Psychiatrischen Klinik in Riehen dahin. Und sie kommt ihm abhanden; und mit ihr kommt er sich auch selber als Theologe abhanden. Sein Werk bleibt unvollendet. Nelly aber, die ein Leben lang im Abseits und im Schatten von Lollo gelebt hat, tritt nun für ein paar späte Jahre ins sanfte Abendlicht an seiner Seite. Bis sie, einer nach dem anderen, gehen. Zuerst Karl 1968, dann Charlotte 1975, dann Nelly 1976. Und als wäre es immer noch nicht genug gewesen, legt sich Nelly, die Lollo auf Karls Wunsch hin an seiner Seite hatte beisetzen lassen, zu den beiden ins Grab.



Elke Pahud de Mortanges ist Professorin für Theologie an der Universität Freiburg. 2011 veröffentlichte sie das Buch «Unheilige Paare? Liebesgeschichten, die keine sein durften» (Kösel-Verlag).

Gesellschaft

Me, my Selfie and I

Viele junge Menschen wollen Influencer sein – ausser die Influencer selbst. Zu Besuch auf dem grössten Szene-Anlass der Schweiz. Von Claudia Schumacher

Influencer»: Schon am Begriff scheiden sich die Geister. Viele verstehen nicht, was er bedeutet (von englisch *to influence*: beeinflussen). Andere stossen sich am Anglizismus. Wieder andere finden die Vorstellung schwierig, dass es ein Beruf sein soll, sich von Unternehmen dafür bezahlen zu lassen, auf den eigenen Social-Media-Profilen für deren Produkte zu werben. Und nicht zuletzt: Wer beeinflusst dabei eigentlich wen?

Ein Anlass, der Klärung versprach, war das grösste Schweizer Influencer-Event, das am 9. August im Innenhof des Zürcher Landesmuseums stattfand; veranstaltet von Kingfluencers, der hierzulande führenden Influencer-Marketingagentur.

Zum Glück schön

Mädchen nippen an bonbonfarbenen Drinks. Sie erscheinen in aufwendigen Hippie-Zwiebellooks, zeigen schlanke Beine und tausend Accessoires, dazu kunstvoll bepinselste Nägel und Frisuren, die trotz stundenlangem Herstellungsaufwand beiläufig wirken, #iwokeuplikethis. Junge Männer mit trainierten Körpern, gestutzten Bärten und einem in tausend Selfies auf «verwegen» getrimmten Gesichtsausdruck sprechen mit den Marketingdamen der rund hundert Unternehmen, die an diesem Abend ebenfalls zugegen sind. Schön, schöner, Influencer: Wer nur durchschnittlich aussieht, dem folgen auf Instagram nur selten Hunderttausende. «Body Positivity», das Präsentieren normaler Körper, wird zwar von den Medien gefeiert, ist aber trotzdem ein Randphänomen, und die meisten Influencer sind wohl froh, schlank genug zu sein, um da nicht mitmachen zu müssen: Die Bodys der Anwesenden muss man sich jedenfalls nicht positivtrinken. Es wimmelt von erfolgreichen und weniger erfolgreichen Teilnehmern der Miss- und Mister-Schweiz-Wettbewerbe, von Sängern und Reality-TV-Geschöpfen.

Auch Ex-Bachelor Janosch Nietlispach und seine angebliche Freundin Kristina Radovic sind da; doch bevor man sie fragen kann, ob sie wirklich zusammen sind – die Antwort kennt man, aber ob sie dabei nicht einmal mit der Wimper zucken? –, steckt man auch schon im Gespräch mit Schlagersängerin, Moderatorin und Miss Schweiz 2009: Linda Fäh.

«Ich bin ja eigentlich keine Influencerin», sagt die 29-Jährige als Erstes und fährt sich durchs lange, blonde Haar. «Gerade im Schlager ist es sehr wichtig, dass die Nähe zu den

Fans da ist», erklärt sie ihre Instagram-Nutzung. Eine Kampagne mit Tchibo hat sie in Zusammenarbeit mit Kingfluencers trotzdem schon realisiert. «Wenn solche Anfragen kommen, ist es mir aber wichtig, dass sie zu meinem Typ passen. Ich darf durch so etwas nicht die Glaubwürdigkeit verlieren.» Ein Beispiel für eine Anfrage, die sie schon einmal abgelehnt hat, fällt ihr zwar nicht ein, aber sie findet: «Ein Influencer ist nicht glaubwürdig, wenn er einmal für Evian und einmal für San Pellegrino wirbt.» Sie betont noch ein paar mal, wie «spannend» Instagram als Kanal sei und dass er ihr ermögliche, ihren Fans «so viel echte Linda Fäh wie möglich» zu geben, auch mal «fast ungeschminkt» – «Das ist zum Glück schön!»

Dass Prominente, die nebenher als Influencer arbeiten, sich nicht in erster Linie als solche verstehen, leuchtet ein. Das Lustige an diesem Abend ist aber, dass jeder der Anwesenden abstreitet, ein Influencer zu sein. Mit der Berufsbezeichnung verhält es sich ähnlich wie mit der Wesensbezeichnung Hipster: Jeder will hip sein, aber keiner gibt zu, ein Hipster zu sein. Der Selbstverleugnungskodex gilt offenbar auch in der kunterbunten Instagram-Welt.

Mit «Ich bin keine Influencerin» erweist als Nächstes Michèle Krüsi, eine der erfolgreicheren Fashion-Influencerinnen der Schweiz, dem

Wer nur durchschnittlich aussieht, dem folgen auf Instagram nur selten Hunderttausende.

erwähnten Kodex die Ehre. «Ich sehe mich eher als Bloggerin.» Nicht wirklich anders, aber besser als viele andere Modemädchen präsentiert sich die 25-Jährige auf Instagram: Ihr Haar ist noch ein bisschen verträumter verwuschelt (sie beschäftigt eine Mitarbeiterin dafür), und das Aufreizende ihrer Hotpants-Hintern-raus-Posen wirkt unschuldiger, fast so, als sei das Laszive daran rein zufällig, ganz unbewusst quasi – und nicht das Ergebnis stundenlanger Shootings.

Alles ist uneigentlich in der Instagram-Welt: Das scheinbar Authentische ist inszeniert, und eine sexy auf einem Liegestuhl drapierte Influencerin ist keins von beidem: weder Influencerin noch inszeniert, sondern einfach nur sie selbst und ganz bei sich. Immer so wirken, als wisse man nicht, dass man beobachtet und



Zufällig lasziv: Bloggerin Krüsi.



«Fast ungeschminkt»: Moderatorin Fäh.



Reality-TV-Geschöpf: Ex-Bachelor Nietlispach.

sogar fotografiert wird: Das ist hier geradezu überlebenswichtig. Dazu pastellfarbene Foto-Filter, Blümchen, schönes Essen und ein Freund mit gelungenem Hipster-Bart, der ab und zu dekorativ im Bild auftaucht und ansonsten vor allem der Fotograf ist – im Fall von Krüsi hat er sogar zusätzlich einen Dutt! «Er ist kein typischer Instagram-Boyfriend», klärt Krüsi aber auf. Gut, am Anfang sei das schon so

gewesen, und er fotografiere sie auch heute noch viel. Aber mittlerweile helfe sie ihm im Gegenzug, seinen eigenen Instagram-Account aufzubauen. Warum? «So versteht er, wie wichtig es ist, dass ich ein gutes Bild habe», sagt Krüsi dann doch wieder nicht gerade uneigennützig. «Er versteht dadurch, dass ich mehrere hundert Bilder brauche, bis ich das perfekte habe. Wenn du auf Instagram etwas

postest, das nicht läuft, bremsst dich das extrem in deinem Wachstum», so Krüsi. Mit Wachstum meint sie nichts Persönliches, sondern eine steigende Follower-Zahl.

Dass diese Art von Wachstum wichtig ist in der Instagram-Welt, ist klar: In der Schweiz zahlt ein Unternehmen einem Influencer für einen Post grob 10 Franken pro 1000 Follower – dafür, dass seine Produktwerbung nicht rüberkommt wie Werbung, sondern wie die unverfälschte Produktliebe einer Privatperson. Krüsi hat 135 000 Follower, das macht etwa 1350 Franken für einen Post mit Produktwerbung. Laut Krüsi geht es ihr aber natürlich

«Wenn du etwas postest, das nicht läuft, bremsst dich das extrem in deinem Wachstum.»

um etwas anderes: «Ich blogge und «instagramme» nicht, um möglichst viel Geld zu verdienen.» Im Vordergrund stehe für sie «der Austausch über Mode und Inspirationen» im Internet – auch wenn die meisten ihrer Follower eigentlich nur Komplimente aussprechen und man in den Kommentaren vergeblich nach einem Dialog sucht. Krüsi sagt, ihre Followerinnen seien für sie «wie Freundinnen». Ein kreatives Verständnis von Freundschaft.

Follower kaufen

Wo sind eigentlich die Männer an diesem Abend? Man muss sie ein bisschen suchen. Aber dann steht ein 31-jähriger Influencer vor einem und zeigt seinen Account. «Ich habe nicht so viele Follower wie die anderen, weil ich mir noch keine gekauft habe», meint er zynisch. Dann aber doch die Verbeugung vor dem Kodex: «Ich bin kein Influencer, ich bin Model und Künstler.» Es nerve ihn, dass es heutzutage so viele Menschen gebe, «die nichts sind, aber dann doch jemand sind, nur weil sie viele Follower haben. Aber wenn man sich selber anlügt, dann lügt man auch alle anderen an. Und es gibt in diesem Business sehr viele Menschen, die sich selber anlügen.» Eine knappe halbe Stunde lästert er so weiter und lässt kein gutes Haar an seinem Gewerbe. Man muss ihm dabei nicht einmal gross Fragen stellen, so viel hat sich offenbar angestaut. Er erzählt von Apps, die automatisch Follower generieren, ohne dass man es nachweisen könne – eine Art neues Doping in der Influencer-Welt.

Danach aber kommt er mehrfach auf einen zu mit der Bitte, ihn im Text zu anonymisieren, was man ihm zusagt; trotzdem schickt er einem noch Tage später Mails hinterher mit derselben Bitte. Begründung: «Ich will meinen Job bei Kingfluencers nicht verlieren.» So toll ist es dann also doch, Influencer zu sein – und jeder, der die Szene in ein anderes Licht rückt, ist wahrscheinlich einfach nur neidisch. ○

«Ich war überzeugt, da macht jemand einen Scherz»

Mit den Sammlungen Hahnloser und Gurlitt konnte das Kunstmuseum Bern Kunstwerke der internationalen Topklasse für sich gewinnen. Direktor Matthias Frehner über Tücken und Fallstricke von millionenschweren Schenkungen und Leihgaben. *Von Rico Bandle*



«Ein grosser Moment!»: Sammlungsdirektor Frehner vor Vallottons «Femme au perroquet».

Das Kunstmuseum Bern steht in diesen Tagen im Fokus der Öffentlichkeit. Einerseits wegen der Eröffnung der Ausstellung mit Werken von Grössen wie van Gogh, Cézanne, Hodler und Matisse; die Gemälde stammen aus der Sammlung Hahnloser, die bislang in der Winterthurer Villa Flora beheimatet war und nun mehrere Jahre in Bern bleibt. Andererseits wegen der umstrittenen Sammlung Gurlitt – sogar das japanische Staatsfernsehen, die BBC und CNN haben sich in Bern für die Präsentation der Restaurierungateliers für die Gemälde aus der Nazi-Zeit angemeldet.

Herr Frehner, wie schwierig war es, an die Sammlung Hahnloser heranzukommen?

Es ging nicht darum, Winterthur etwas wegzunehmen. Ich bin ja selbst Winterthurer und habe am dortigen Kunstmuseum meine Museumskarriere angefangen. Als die Sammlung der Stiftung Hahnloser

aus finanziellen Gründen nicht mehr in der Villa Flora gezeigt werden konnte und eine neue Bleibe suchte, war Bern der naheliegende Standort. Nach dem Tod von Hedy Hahnloser 1952 ging die Hälfte der Sammlung zum Sohn nach Bern, die andere Hälfte blieb in der Villa Flora bei der Tochter. Der Berner Hahnloser-Zweig war immer eng mit dem Kunstmuseum Bern verbunden und hat ihm unter anderem van Goghs «Sonnenblumen» geschenkt, bis heute eines unserer bedeutendsten Werke.

Bei der Sammlung Hahnloser haben Sie den Zuschlag erhalten, bei anderen haben Sie auch schon den Kürzeren gezogen. Wie geht so etwas genau vor sich?

Es ist nicht so, dass unter den Museen ein Wettstreit um Stiftungen und Sammler herrscht, im Sinn von: «Wer am meisten bietet erhält den Zuschlag.» Es geht mehr um persönliche Beziehungen, um Überzeugungskraft und darum, dass die betreffen-

den Werke in das Museum passen. Ein Wettbieten wird auch durch die Vereinigung Kunstmuseen Schweiz verhindert, wo sich die Museen über ihre Ausstellungsprojekte absprechen.

Für die Hahnloser-Sammlung hatten Sie eine Zusage für fünfzehn Jahre, mit Option auf Verlängerung. Jetzt, nachdem Winterthur das Geld für die Weiterführung der Villa Flora gesprochen hat, geht sie schon nach fünf Jahren wieder zurück. Einen gewissen Konkurrenzkampf gibt es offensichtlich schon.

Wir haben immer mit offenen Karten gespielt. Dass die Stiftung Hahnloser neue Partnerschaften prüfte, war bekannt. Winterthur wusste über unser Angebot Bescheid. Ich finde es gut, dass Winterthur sich nun durchringen konnte, die Villa Flora als Museum zu erhalten, auch wenn wir die grossartigen Bilder dadurch früher wieder abgeben müssen.

Unter Ihrer Direktion in Bern gab es zahlreiche Sammlerausstellungen. International Beachtung fand zum Beispiel jene der Sammlung Sigg mit chinesischer Gegenwartskunst. Diese Ausstellung hätten andere Museen sicher auch gerne gemacht.

Ein Kollege hatte mich mit Uli Sigg zusammengebracht. Wir fuhren gemeinsam zu ihm nach Mauensee. Herr Sigg zeigte uns alles, war sehr freundlich. Spontan sagte ich: «Herr Sigg, ich zeige Ihre gesamte Sammlung im Kunstmuseum Bern und bin dafür bereit, den grössten Teil der Sammlung ins Depot zu bringen.» Er antwortete, er habe bereits Angebote von der Londoner Tate und anderen Museen. Mein konkretes Angebot hat ihn aber doch beeindruckt. Einige Wochen später rief er mich an und sagte: «Wir machen es.»

Wie sehr muss man solchen Sammlern entgegenkommen? Das Kunsthaus Zürich baut zum Beispiel ein ganzes neues Museum, um die Sammlung Bührle dauerhaft beherbergen zu dürfen.

Üblich ist, dass das Museum die Versicherung übernimmt. Bei einem Depositärvertrag, also einer Langzeitpartnerschaft, trägt das Museum in der Regel auch die konservatorische Betreuung. Zudem wird geregelt, wie oft die Werke im Museum gezeigt werden. Mir ist wichtig, dass wir frei sind in der Entscheidung, welche Werke wir aus einer Sammlung zeigen und wie wir sie präsentieren.

Reiche Kunstsammler lagern also mit langfristigen Leihgaben die teuren Unterhaltskosten an die Öffentlichkeit aus.

Letztlich geht es darum, bedeutende Kunstwerke der Öffentlichkeit zugänglich zu machen. Kein Schweizer Museum nimmt leichtfertig eine Sammlung entgegen, schon nur deshalb nicht, weil alle Platzprobleme haben. Natürlich muss man verhindern, dass ein Sammler das Museum nur dazu braucht, seine Bilder bekannt zu machen, damit sie an Wert gewinnen. Das ist leider schon vorgekommen.

Sie sprechen den Fall der Familienstiftung Staechelin an, die 2015 einen Gaugin aus dem Kunstmuseum Basel abzog und für geschätzte 300 Millionen Dollar nach Katar verkaufte.

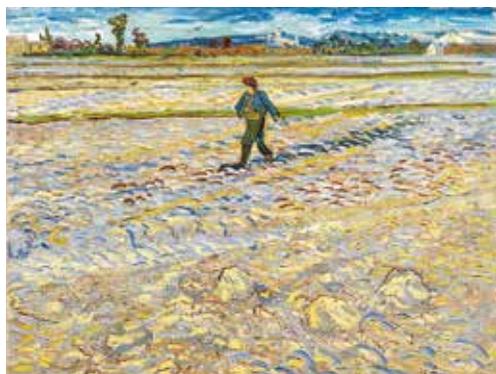
Dazu äussere ich mich nicht. Nur so viel: Diese Sammlung ist hochbedeutend, und das Kunstmuseum Basel hat, während sie dort war, sehr von ihrem Prestige profitiert.

Kommen wir zur Sammlung Gurlitt. Erzählen Sie vom Moment, als Sie erfuhren, dass Cornelius Gurlitt das Kunstmuseum Bern als Erbe seiner hochumstrittenen Sammlung eingesetzt hatte.

Anfang April 2014 erhielt ich einen Anruf von einem Anwalt aus Deutschland. Er sagte, er habe einen Kunden, der dem Kunstmuseum Bern eventuell eine grössere Sammlung schenken wolle. Ich fragte: «Worum geht es? Was sind das für Gemälde?» Er antwortete: «Das kann ich Ihnen nicht sagen, aber es ist sehr bedeutend.» Er informierte sich explizit über die Trägerschaft des Museums. Es war ihm wichtig, zu vernehmen, dass das Kunstmuseum Bern eine privatrechtliche Stiftung ist. Er sagte noch: «Sie können sich freuen.» Da er jedoch keinerlei Angaben über den Sammler und die Kunstwerke machen wollte, nahm ich die Sache nicht ernst.

Es wurde aber dann Ernst.

Drei oder vier Wochen später, ich nahm gerade an einer Veranstaltung über Raubkunst teil, versuchten mich meine Mitarbeiter zu erreichen. Ich dachte, so dringend könne das nicht sein, und nahm das Handy nicht ab. Als ich wenig später aber doch zurück ins Büro ging, hiess es: «Wir haben die Sammlung Gurlitt geerbt.» – «Und das glaubt ihr? Darum holt ihr mich aus einer wichtigen Veranstaltung?» Ich war überzeugt, da



Kostbarstes Werk: van Goghs «Sämann» in Bern.

macht jemand einen Scherz. Am nächsten Morgen, es war der 7. Mai 2014, klingelte das Telefon schon, als ich zur Türe hereinkam. Ein anderer Anwalt war am Apparat: «Ihr Museum ist Universalerbin von Cornelius Gurlitt.» Ich verlangte nach einer Kopie des Testaments. Diese wurde mir umgehend gemailt. Da war ich mir sicher, mein Leben wird sich ändern.

Damals war noch von einem «Nazi-Schatz» die Rede, von einer gigantischen Ansammlung von Raubkunst mit einem Wert von zwei bis drei Milliarden Euro.

Deshalb hat sich der Stiftungsrat des Kunstmuseums auch ein halbes Jahr Zeit genommen mit der Entscheidung, ob er das Erbe annehmen sollte. Die Sache war hochkomplex, auch in politischer Hinsicht. Ich war der erste Kunsthistoriker, der sich die gesamte Sammlung im Original ansehen konnte. Ein grosser Moment! Im Depot einer Kunstspeditionsfirma durfte ich diese

fantastischen Werke, die so lange nicht mehr in der Öffentlichkeit gewesen waren, inspizieren und in die Hände nehmen. Da war mein Puls schon stark erhöht. Rasch wurde mir aber auch bewusst, dass der Wert der Sammlung von den Medien stark überschätzt worden war.

Auch die Raubkunstvorwürfe lösten sich grösstenteils in Luft auf. Trotzdem gab und gibt sich das Kunstmuseum Bern zurückhaltend. Als ob man sich dafür schämen würde, ein Geschenk erhalten zu haben.

Ich beschäftige mich schon lange mit dem Thema Raubkunst. Deshalb war mir von Anfang an klar, wie heikel die Angelegenheit ist. Die Sammlung war zum Grossteil vom Vater des Erblässers zusammengetragen worden, und dieser hatte im Kunsthandel des Dritten Reichs eine wichtige Rolle gespielt. Es war also davon auszugehen, dass sich auch Raubkunst in der Sammlung befinden würde.

Man hätte doch etwas selbstbewusster auftreten können. Weshalb hat man nicht das Paul-Klee-Zentrum leer geräumt, um der Öffentlichkeit die komplette Sammlung zu präsentieren, inklusive Informationen zu Herkunft und Problematik der Sammlung? Das wäre eine Sensation gewesen, für Besucher und Museum.

Das Konvolut muss zuerst umfassend erforscht werden, um Gewissheit über Raubkunstfälle zu gewinnen. Die Bedürfnisse der Opfer – also die Identifikation von Raubkunstwerken und deren Restitution – haben absoluten Vorrang. Mit erwiesener Raubkunst und Werken unter Raubkunstverdacht will das Kunstmuseum Bern nichts zu tun haben. Entsprechend war eine Gesamtschau in Bern keine Option.

Kürzlich hiess es in der Presse, das Kunstmuseum Bern habe bereits mehrere Millionen Franken an Anwaltskosten in der Angelegenheit ausgegeben.

Das ist richtig, wir dürfen aber nicht mehr dazu sagen. [Anm. d. Red.: Im Geschäftsbericht sind für die letzten drei Jahre unter dem Posten «Abwicklung Erbschaft Gurlitt» Aufwendungen von total 2,23 Millionen Franken ausgewiesen, ohne Rückstellungen.]

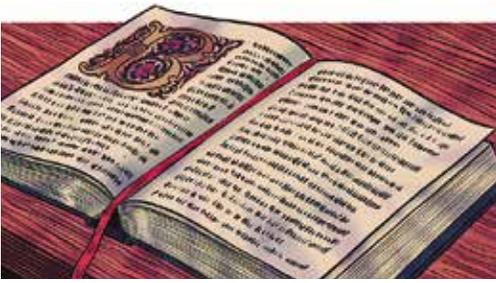
Zu lesen war auch, das Kunstmuseum müsse womöglich Deutschland Erbschaftssteuern von über hundert Millionen Euro bezahlen.

Bitte haben Sie Verständnis dafür, dass wir uns zu solchen Gerüchten nicht äussern wollen.

Matthias Frehner war von 2002 bis 2016 Direktor des Kunstmuseums Bern. Heute ist er Direktor Sammlungen des Kunstmuseums und des Zentrums Paul Klee.

Die Sammlung Hahnloser: Van Gogh bis Cézanne, Bonnard bis Matisse. Bis 11. März 2018

Bestandsaufnahme Gurlitt: «Entartete Kunst» – Beschlagnahme und verkauft. 2. November 2017 bis 4. März 2018



Die Bibel

Du tötest nicht

Von Peter Ruch

Die Zehn Gebote (Exodus 20) sind weithin bekannt. Acht von ihnen sind mit dem Hilfsverb «sollen» übersetzt, die restlichen zwei mit dem Imperativ, nämlich das vierte und das fünfte Gebot, also das Sabbatgebot sowie *Ehre deinen Vater und deine Mutter*. – *Du sollst nicht töten* und *Du sollst nicht ehebrechen* et cetera tönen ebenfalls wie Imperative. «Sollen» hängt mit Schuld zusammen. In der Buchhaltung steht das Soll links und enthält bei Aktivkonten die Einträge der Vermögenszunahme, also die Schuld anderer bei mir. Das Haben meint die Guthaben anderer Leute bei mir, also meine Schuld. Weil «sollen» mit Schuldigkeit zusammenhängt, ist es bei den Zehn Geboten passend. Wir schulden es Gott und den Menschen, nicht zu töten, nicht zu stehlen, keine anderen Götter zu haben et cetera. Auf der anderen Seite steht das von Gott geschenkte Leben und alles, was uns Mitmenschen zuliebe tun.

Der hebräische Wortlaut zeigt ein interessantes Detail. Die Gebote vier und fünf stehen wie im Deutschen in der Befehlsform. Alle anderen Gebote sind im sogenannten Imperfekt formuliert. Es drückt zukünftige Handlungen in Gegenwart und Vergangenheit sowie modale Wendungen aus. Man könnte also übersetzen «Du tötest nicht» oder «Du wirst nicht töten». Einzelne Bibelausgaben haben das getan, zum Beispiel die «Traduction oecuménique de la Bible»: *Tu ne commettras pas de meurtre*. Der hebräische Urtext meint keinen blossen Befehl, sondern ebenso eine Verheissung. Oder gar eine Realität, in die uns Gott hineinstellt. Erfreut merke ich, dass einige der Zehn Gebote unsere Gesellschaft prägen. Es wird tatsächlich verhältnismässig wenig getötet und gestohlen. Andere Gebote werden öfter missachtet. Wirklich erfüllen können wir sie nicht, wie Jesus in der Bergpredigt deutlich macht (Matthäus 5,21–32). Aber wir können die Zehn Gebote zwischendurch als Verheissungen hören. Und dieses Hören leitet uns dem Reich Gottes entgegen. Schon jetzt ragt es weit in die Welt herein.

Peter Ruch war 35 Jahre lang reformierter Pfarrer in Pfy, Schwerzenbach und Küssnacht am Rigi. Hier schreibt er wöchentlich über Bibelworte.



Der Fachmann hat sich in den Westen abgesetzt: Wilhelm Powileit (Bruno Ganz, M.) feiert kurz vor

Kino

Erschöpftes Schreckenskabinett

«In Zeiten des abnehmenden Lichts», nach dem gleichnamigen Roman von Eugen Ruge, ist ein herrlich tragikomischer Abgesang auf den Sozialismus. Von Wolfram Knorr

Ein Tisch steht im Mittelpunkt, so ein alt-deutscher, massiver, dessen Platten sich ausziehen lassen. Er hat schon schlimme Zeiten wie den Nazismus überlebt und steht im Herrenzimmer der angeschimmelten Ostberliner Vorstadtvilla von Wilhelm Powileit (Bruno Ganz). Jetzt soll er für das kalte Buffet bereit werden. Denn Powileit, eine Autorität der Sozialismusgeschichte, stramm fundamentalistisch, feiert seinen 90. Geburtstag. Ein Tag, an dem alle Parteihofschranzen, Pioniere, Nachbarn und Familienmitglieder ihren Kotau vorm leicht dementen Jubilar machen, ihm ein Ständchen bringen, Auswendiggelerntes runterleiern, Sträusse reichen und dann devot herumstehen. Powileit, muffelig meckernd, sind alle wurscht, die Blumen sowieso.

Es ist der 1. Oktober 1989, nur wenige Wochen vor dem Zusammenbruch der DDR, und Powileit wartet auf seinen Enkel Sascha, den Fachmann für das Ausziehen der Tischplatten. Doch der kommt nicht, er hat sich abgesetzt in den Westen. Voller Grimm und zur letzten Beweisführung, dass er Sascha nicht braucht, sondern es selber kann, macht Powileit sich an den Tisch. Seine Frau Charlotte (Hildegard Schmahl), herzlich im Hass einer langen Ehe mit ihm verbunden, warnt ihn, was ihm sogleich essigsauer aufstösst. Mit Hammer und Nägeln rückt er dem wankenden Tisch zu Leibe, der bald die leckeren Würste, Schnittchen, Salate und Brote

trägt. Erst als der Lemurenreigen durchwölkt herumschleicht und -tuscht und einer sich etwas zu kräftig abstützt, kracht der Tisch in sich zusammen, mit all den schönen Schinken- und sonstigen Schnittchen.

«In Zeiten des abnehmenden Lichts» ist die gelungene Verfilmung des gefeierten gleichnamigen Romans von Eugen Ruge. 2011 auf der Frankfurter Buchmesse ausgezeichnet, werden darin über fünf Jahrzehnte Familiengeschichte erzählt, mit stark autobiografischen Zügen. Als Serie wäre eine Umsetzung denkbar, doch Drehbuchprofi Wolfgang Kohlhaase (86!), auf dessen Konto Klassiker wie «Mama, ich lebe» (1976) oder «Solo Sunny» (1980) gehen, wollte nicht und dampfte – ziemlich verwegen – alles auf den einen Tag zusammen, den Geburtstag. Mit seinen zum Teil boshaft komischen Dialogen («Das Ziel ist Ostkäse, der wie Westkäse schmeckt»), dem verdruckst herumschnürenden Schreckenskabinett, das immer wieder servil in Richtung Jubilar linst, gelingt Regisseur Matti Geschonneck das präzise Porträt eines inhaltsleer gewordenen, in Posen erstarrten Sozialismus. Kohlhaase und Geschonneck («Liebesjahre») machen mit beiläufiger Leichtigkeit die Seelenverwerfungen durch die gescheiterten Utopien und Hoffnungen anhand der Gratulanten emotional anschaulich.

Eingebettet im Dekor erschöpfter, spiessiger Tristesse, ist vor allem Bruno Ganz als Powileit



der Wende seinen 90. Geburtstag.

in seiner Starrsinnigkeit beeindruckend. Wenn er sich am Morgen herrichtet, seine Jacke mit einem Orden schmückt und sich grimmig nach unten in den Salon begibt, schimmern Reste des «Führers» (aus «Der Untergang»), wohl ganz bewusst durch seine verkniffene Mimik. Nie werden die Figuren, die nur noch wie Marionetten wirken, denen man die Fäden gekappt hat, der Lächerlichkeit preisgegeben. Sie werden ernst genommen, gerade in ihrer traurigen Komik. ★★★★★☆

Lady Macbeth — Mit Shakespeares Lady teilt sie Durchtriebenheit und Härte, ansonsten gibt es weder Hexen noch Prophezeiungen; dafür nur schauerliche Bigotterie und verknif-



Schauerstory: «Lady Macbeth», 2017.

fenen Moralismus. Dem Druck hält die blutjunge Katherine (Florence Pugh) nicht stand und explodiert in animalischer Geilheit. Weil der alte Minenbesitzer Boris (Christopher Fairbank), ein vertrocknetes Scheusal, einen Erben will, verheiratet er Katherine mit seinem verkorksten Sohn Alexander (Paul Hilton). Der hasst seinen Alten und benutzt sein junges Weib nur als Onaniervorlage, ansons-

ten hat es züchtig im Haus rumzuhocken. Begehrlichkeiten wuchern, die ausbrechen, als Gatte und Schwiegervater für längere Zeit das Gut verlassen. Katherine schmeißt sich enthemmt an den Stallburschen Sebastian (Cosmo Jarvis) ran und macht ihn sich mit hyänenhafter Gier verfügbar, bis zum Mord. Nach der Novelle «Die Lady Macbeth aus Mzensk» (1865) von Nikolai Leskow verlegt der britische Theaterregisseur William Oldroyd die Schauerstory in den Viktorianismus und entfaltet im Ambiente spartanischer Trostlosigkeit ein suggestives Triebinferno mit exzellentem Ensemble. ★★★★★☆

Un sac de billes — Ein bisschen zu bunt und idyllisch ist das Remake aus dem Jahre 1975 von Joseph Joffos autobiografischem Roman



Makabre Odyssee: «Un sac de billes».

über die makabre Odyssee zweier jüdischer Brüder durch das Frankreich von 1941 geraten. Regisseur Christian Duguay («Hitler – The Rise of Evil») suchte wohl eine kindgerechte Version, die aber gerade deshalb immer wieder Gefahr läuft, die Schrecknisse der Zeit als blosses Abenteuer wahrzunehmen. Das verharmlost häufig das Böse, das den Knaben permanent im Genick sitzt. ★★★★★☆

Knorrs Liste

1	Dunkirk Regie: Christopher Nolan	★★★★★
2	Miss Sloane Regie: John Madden	★★★★★
3	David Lynch: The Art Life Regie: Nguyen/Barnes/Neergaard	★★★★☆
4	The Party Regie: Sally Potter	★★★★☆
5	Baby Driver Regie: Edgar Wright	★★★★☆
6	Spider-Man: Homecoming Regie: Jon Watts	★★★★☆
7	Trespass Against Us Regie: Adam Smith	★★★★☆
8	Viceroy's House Regie: Gurinder Chadha	★★★★☆
9	War for the Planet of the Apes Regie: Matt Reeves	★★★★☆
10	The Dark Tower Regie: Nikolaj Arcel	★★★★☆

Jazz

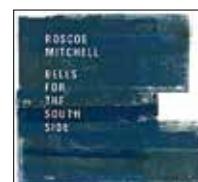
Wenn aus Avantgarde Geschichte wird

Von Peter Rüedi

Nichts ist so altmodisch wie die Avantgarde von gestern. Haftet deshalb an der jüngsten CD von Roscoe Mitchell, dem Mitbegründer einer der populärsten Gruppen der Jazz-Avantgarde – kein Widerspruch im Fall des Art Ensemble of Chicago (neben Mitchell Lester Bowie, Malachi Favors, Joseph Jarman und Famadou Don Moye) – eine Patina? Ist doch das Doppelalbum, das in Chicagos Museum of Contemporary Art mit vier von Mitchells Trios anlässlich der Ausstellung «The Freedom Principle» entstand (die Trios z. T. auch in neuen Kombinationen), eine «museale» Angelegenheit: nach einem halben Jahrhundert ein Blick zurück auf die Blütezeit der Avantgarde in der South Side von Chicago und so etwas wie die musikalische Skizze einer Autobiografie von Roscoe Mitchell. Sie endet mit dessen Komposition «Odwalla», seinerzeit die Erkennungsmelodie des Art Ensemble. Gemessen an den wilden kollektiven Tours de Force ein geradezu versöhnlicher Ausklang.

Aber auch sonst irrt, wer in «Bells for the South Side» (so der Titel) eine retro-avantgardistische Veranstaltung vermutet. Multi-Instrumentalist Mitchell und seine in der Regel jüngeren Truppen gehören zwar zur Power-Fraktion der Neuen Musik. Aber sie wissen längst: ohne sensitive Finessen (etwa im Bassspiel von Jaribu Shahid, in den Trompetensoli von Hugh Ragin, in der Tastenkunst von Craig Taborn, in der differenzierten Perkussion von Tani Tabbal, Kikanju Baku oder William Winant) keine Fortefortissimo-Ausbrüche bis an die Schmerzgrenze. Mitchell war immer ein musikalischer Dramaturg der Kontraste, ein Raumkünstler, der wusste, wann Schweigen effektiver ist als Brüllen.

Der Opener mit dem programmatischen Titel «Spatial Aspects of the Sound» reisst stellvertretend für diese ganze CD die Räume auf. Die Spannung zwischen expressiven, dissonanten Power-Passagen und introspektiven, lyrischen Piano-Momenten macht, dass diese Musik mehr ist als altbackene Retro-Avantgarde. Zeitgenössische Musik. Die ist für den Hörer mit etwas Anstrengung verbunden. Was aber auch ganz schön sein kann.



Roscoe Mitchell:
Bells for the South Side. ECM
2494/95 5711952 (2 CDs)

Vom Teufel auf dem Wistenlacherberg

Der Mont Vully ist deutschsprachige Schweiz und Romandie zugleich. Er spiegelt wegweisende Episoden der Schweizer Geschichte wider.

Von Rolf Hürzeler

Die Kelten liebten die schöne Aussicht. Diesen Eindruck erhält der Besucher der Überreste eines *oppidums*, einer Befestigungsanlage, auf dem Mont Vully im Grenzgebiet zwischen den Kantonen Freiburg und Waadt. Ein Teil des Forts wurde mit Stein- und Lehmmaterial rekonstruiert, verstärkt durch massives Holzwerk. Von hier oben, vom Wistenlacherberg, wie der Hügel deutsch heisst, offenbart sich diese ungewöhnliche Landschaft rundum, auf der einen Seite der Murten-, auf der anderen der Neuenburgersee.

Die Kelten, selbst die romantischen Gemüter unter ihnen, werden die Befestigung vor mehr als 2000 Jahren indes kaum wegen des Ausblicks gebaut haben. Vielmehr fühlten sie sich dort oben geschützt und konnten bedrohliche Invasoren auf ihren Raubzügen von weitem frühzeitig erkennen. Dennoch beschlossen die «Helvetii», wie die Römer sie nannten, unter ihrem legendären Feldherrn Divico den Auszug Richtung Südwestfrankreich: «Die keltischen Stämme im Mittelland brannten ihre Dörfer und Fluchtburgen nieder, so auch auf dem Mont Vully, und wanderten aus. Ihr Ziel wäre Aquitanien gewesen. Doch die Römer unter Gaius Julius Caesar wussten das zu verhindern», schreibt der pensionierte Meinungsforscher und Vully-Kenner Claude Longchamp. Migration war schon damals keine einfache Sache, zumal die Römer allen Grund hatten, diese helvetischen Barbaren zu stoppen, denn sie hatten eine Generation früher von ihnen ziemlich aufs Dach bekommen, was die empfindlichen Lateiner nicht auf sich sitzen lassen wollten. Die gebeutelten Helvetier kehrten also nach der verlorenen Schlacht von Bibracte (Saône) 58 vor Christus hierher zurück. Sie arrangierten sich nach und nach mit den römischen Besatzern. In dieser Zeit entstand Aventicum, das heutige Avenches, in der unmittelbaren Nachbarschaft gelegen, wo heute in der Arena statt römischen Theaterszenen Opern spielen.

«Man kennt sich nicht mehr»

Die Auswanderungsgeschichte ist längst vorbei. Die Vully-Region erlebte wie zahlreiche andere vergleichbare Gegenden in der Schweiz in den letzten Jahrzehnten eine unheimliche Entwicklung, wie der Einheimische Jean-Charles Lauper konstatiert, der den grössten Teil seines Lebens in der Gegend verbracht hat. Der pensionierte Ingenieur lebt im Waadtlän-



Spektakuläre Aussicht: Ausflugsziel Mont Vully.



«La Traviata» in Avenches.

der Flecken Constantine und verfolgte, wie immer mehr Zuzüger aus den Agglomerationen Bern und Neuenburg ansiedelten. «Früher dominierte die Landwirtschaft. Heute leben viele Pendler hier; man kennt sich nicht mehr», sagt Lauper. Die Bodenpreise seien gestiegen, «allerdings sind wir mit einem Quadratmeterpreis von hundert Franken noch weit weg von Zürcher Verhältnissen». Lauper ist froh, dass weite Teile des Vully unter Schutz stehen, so dass der Einfamilienhausboom nicht wild wuchern kann.

Heute sitzen einheimische Picknickfreunde ebenso wie Berner oder Neuenburger auf dem Mont Vully friedlich beim Bräteln zusammen. Zahlreiche Grillstellen locken zum Familienerlebnis, ebenso wie die zahlreichen Beizen, unter anderem das «Hôtel-Restaurant Mont Vully» im Dorf Lugnorre mit sei-



Idyllisches Hotel «Mont Vully».

ner spektakulären Aussicht auf das Berner Oberländer Alpenmassiv. Hier lohnt sich die Einkehr bei einem Glas des vorzüglichen lokalen Chasselas. Etwas weniger als hundert Familien finden an den Hängen des Vully im Weinbau ein Auskommen, dieses Jahr allerdings kein sehr üppiges, denn der Frost im Mai hat einen grossen Teil der Ernte zerstört. Trotzdem lohnt sich der Spaziergang vom Dorf Sugiez durch die Weinberge Richtung Môtier, einem Dorf am See vis-à-vis von Murten.

Aus diesem Dorf stammt der Glaziologe Louis Agassiz (1807–1873), der als Forscher internationale Reputation erreichte, aber mit seinen kruden Rassentheorien nicht mehr in die heutige Zeit passt. Das führte im Schweizerischen Alpenclub zu einer Diskussion, ob das Berner Agassizhorn einen neuen Namen er-

halten sollte. Am Mont Vully ist der berühmte Sohn bis heute unbestritten. Ein riesiger Findling trägt seinen Namen, und auf einer Informationstafel erfährt man, dass es in Arizona einen Agassiz Peak gibt, in Utah einen Agassiz Mountain und zudem einen *cerro* in Patagonien. Der Mann ist also über die halbe Welt verewigt, was die Sache mit dem Umtaufen nicht vereinfacht.

Wie auch immer, die Einheimischen lieben ihren imposanten Findling und erzählen sich die Sage vom Teufel und dem gutmeinenden Riesen Gargantua, der den Brocken auf das Haus des Teufels geschleudert habe, der auf dem Mont Vully hauste. Auf diesem habe der Leibhaftige ein Eingangstor in die Unterwelt gebaut, um bei Mitternacht wieder aufzutauhen und den Menschen zu erscheinen.

Wenn die Einheimischen diese Ecke des Mont Vully heute besuchen, ist es nicht wegen des Steins und schon gar nicht wegen des Teufels. Gleich daneben erstreckt sich vielmehr eine Moto-Cross-Piste, wo junge Motorenhelden mit ihren Boliden über die hotterhügelchen brettern. «Sind Sie ein Grüner?», fragt ein Mechaniker misstrauisch, «Journalisten mögen wir hier nicht so.» Offenbar haben die Töffenthusiasten zwiespältige Erfahrungen mit der Presse gemacht.

Wunderbares Rahmgebäck

Eine halbe Wegstunde weiter erreicht man das «Réduit Vully», etwas versteckt im Wald zurückversetzt. Hier klaffen dem Besucher groteske Betonmünder aus dem Ersten Weltkrieg entgegen. Sie führen in unterirdische Bunker, die einer Besatzung von rund 250 Soldaten hätten Schutz bieten sollen, sofern die Entente über Frankreich die Schweizer Neutralität verletzt hätte und es zu kriegerischen Auseinandersetzungen gekommen wäre. Die Fastkriegszeugen sind noch heute eindrücklich, aber doch bescheiden etwa im Vergleich zu Anlagen in den Vogesen wie dem Hartmannswiehlkopf. Da fragt man sich, wie lange wohl der Widerstand der tapferen Schweizer gegen kampferprobte ausländische Verbände gehalten hätte.

Heute hat die Natur wieder Besitz von diesen militärischen Bauten ergriffen, die verträumt vor sich hin motten. Wie fast überall auf dem Mont findet sich auch hier der unvermeidliche Grillplatz; die Leute scheinen sich ausschliesslich von gebratenen Würsten zu ernähren. Tun sie aber nicht; zum Dessert schätzen sie ihren würzigen heimischen Käse, dem Gruyère ähnlich, sowie den Gâteau du Vully, ein wunderbares Rahmgebäck, das einen sämtliche Badekleidervorsätze vergessen lässt.

Schlank oder nicht, nach einem Besuch des Vully winken links und rechts die beiden Seen zum kühlen Bad. Allfällige Hemmungen sind nicht angebracht, die Einheimischen schauen beim Wurst-Gâteau-Bauchansatz diskret weg.

Bücher

Kein Zucker für die Affen

Der Hotelier und Vortragsredner Carsten K. Rath hat den Sündenbock ausgemacht, der Unternehmen lähmt und schädigt: den «Como». Von Mark van Huisseling



Weiss, wovon er schreibt: Autor Rath.

Wer's kann, macht's. Wer's nicht kann, lehrt's», kann man, wenn man streng ist und ein wenig unfair, über Berater und Coaches sagen. Carsten K. Rath ist kein Berater, lehrt aber trotzdem, wie man Mitarbeiter und Unternehmen führen soll. Der Autor des Buchs «Ohne Freiheit ist Führung nur ein F-Wort» ist Vortragsredner, was vergleichbar ist mit Berater oder Coach. Im Hauptberuf aber ist er Unternehmer und Hotelier (ich bin mit ihm bekannt). Zurzeit führt er das von ihm und einem Partner entwickelte und vor etwas mehr als einem Jahr eröffnete «Kameha Grand» im Glattpark nahe beim Zürcher Flughafen.

In seinem Buch mit der Unterzeile «Mitarbeiter entfesseln, Kunden begeistern, Erfolge feiern» schreibt der 51-Jährige gegen von ihm so genannte «Comos» (kurz für *corporate monkeys*, etwa Grossunternehmensaffen) und ihre Schwarmdummheit an. Sowie, vor allem, gegen ihr einzig auf das Erlangen von «Kokosnüssen» – Geld und Status in der Firma – ausgerichtetes Handeln. Er tut das, wie man es als Businessbuchautor, der überzeugen will, tun soll: ein bisschen übertrieben, ein wenig vereinfachend, aber vom Entwurf her stimmig und immer unterhaltend. Schliesslich ist Rath bestens geeignet, über «Comos» und den Schaden, den sie anrichten, herzuziehen: Er war selber ein «Como», sagt er. Bevor er sich als Ho-

telier und Keynote-Speaker selbstständig gemacht hat, arbeitete er für wichtige Hotel-firmen in den grössten Häusern und stieg schon als junger Mann steil auf; er leitete etwa für die Kempinski-Gruppe das erste Hotel in Peking oder war verantwortlich für die Wiedereröffnung des «Adlon» in Berlin.

Verkürzt wiedergegeben, erkennt der Autor Schuld und Gründe für die Entscheidungs-unfreudigkeit innerhalb vieler Konzerne darin, dass auch leitende Mitarbeiter wenig zu gewinnen haben, wenn sie Mut und Eigeninitiative zeigen. Aber viel zu verlieren, wenn eine ihrer Ideen nicht zum Ziel führt. Was dafür sorgt, dass die angeblichen Leistungs- und Entscheidungsträger mehrheitlich damit beschäftigt sind, sich selber gut und Mitbewerber im eigenen Haus schlecht aussehen zu lassen. Zeit, um an Mitbewerber ausserhalb der Firma und sogar Kunden zu denken und entsprechend zu handeln, bleibt kaum mehr welche.

Zahlreiche Seiten widmet er der politischen Korrektheit in Firmen. Diese führt dazu, dass man in Sitzungen nicht sagen dürfe, ein dummer Vorschlag sei Bullshit, sondern «ein wichtiger Input». Wenn das Wort «falsch» nicht mehr ausgesprochen werden dürfe, laufe etwas falsch, findet Rath.

Der kurzweilige Text, der Zug hat und sich leicht liest, bringt vielleicht nicht nur tief-schürfende Erkenntnisse. Und der Autor liefert ab und zu ein Beispiel, das nicht sehr überraschend ist. Aber glaubwürdig sind sowohl Anekdoten als auch gezogene Schlussfolgerungen. Carsten Rath weiss, wovon er schreibt – er hat seine erzählten Geschichten selber erlebt. Etwa die von den 500 Mitarbeitern eines süd-afrikanischen Hotels, die ihn mit Gesang und Volkstanzeinlage empfangen, als er dort eintraf mit dem Plan, mehr Motivation und Begeisterung bei der Belegschaft auszulösen...

Was der Bücherschreiber, im Gegensatz zur Mehrheit der Kollegen, auch liefert: einen Lösungsansatz. Er verlangt Freiheit und die damit untrennbar verbundene Verantwortung für Manager respektive den Unternehmensaffen «Como».



Carsten K. Rath: Ohne Freiheit ist Führung nur ein F-Wort. Gabal. 255 S., Fr. 36.90 (gebundene Ausgabe), Fr. 23.50 (E-Book).



Thiel

Vereinbarkeit

Von Andreas Thiel

Büezer: Wogegen demonstrieren Sie denn hier?
Gewerkschafter: Wir demonstrieren nicht gegen etwas, sondern für etwas.

Büezer: Und wofür demonstrieren Sie?

Gewerkschafter: Wir demonstrieren für die Vereinbarkeit von Beruf und Familie.

Büezer: Was ist damit?

Gewerkschafter: Beruf und Familie müssen vereinbar sein.

Büezer: Sind sie das nicht?

Gewerkschafter: Beruf und Familie sind nur sehr schwer vereinbar, wenn nicht mindestens ein Elternteil voll arbeitet und nicht mindestens ein Elternteil voll für die Familie da ist.

Büezer: Was möchten Sie daran denn ändern?

Gewerkschafter: Eltern von Kindern müssen vom Staat entlastet werden, und zwar sowohl bei der Familie wie auch im Beruf.

Büezer: Seit 50 000 Jahren vereinbaren die Menschen Beruf und Familie, indem sie die Arbeit so teilen, dass die eine Hälfte eines Paares die Familie finanziert, während die andere die Familie betreut. Aber dann kamen die Sozialdemokraten mit einem neuen Gesellschaftsmodell. Das Modell heisst «Bezahlen sollen die anderen». Ihre Politik ist es, den anderen Geld wegzunehmen mit dem Argument, sie müssten damit ihre Familien ernähren. Aber weil die «anderen» das Geld, das sie durch ihre Arbeit verdienen, selber benötigen, um ihre eigenen Familien zu ernähren, haben die Sozialdemokraten zu wenig Geld von den anderen, um ihre jeweiligen Familien zu ernähren, ohne zu arbeiten.

Gewerkschafter: Sie verstehen die linke Haltung nicht.

Büezer: Eine linke Haltung ist keine Haltung, sondern eine Anspruchshaltung.

Gewerkschafter: Wir sind halt einfach gegen das konservative Familienmodell.

Büezer: Dann demonstrieren Sie ja doch nicht für, sondern gegen etwas. Sie demonstrieren dagegen, Beruf und Familie vereinbaren zu müssen wie alle anderen auch. Sie sind anscheinend weder bereit, einen Beruf voll auszuüben, noch voll für ihre Familie da zu sein. Das sollen alles die anderen machen.

Andreas Thiel ist Schriftsteller und Kabarettist.

Namen

Schützenswerte Spezies

Erst etwas Irritation, dann aber ein herrlicher Abend am Lucerne Festival.

Von Hildegard Schwaninger

Soll man darüber lachen, oder soll man sich Särgern? Journalisten, die sich für die Eröffnung des Lucerne Festival akkreditieren wollen, müssen «Richtlinien» unterschreiben, nach denen sie gegenüber den anwesenden Prominenten nicht aufdringlich sein, sie also weder ansprechen noch ohne Erlaubnis fotografieren dürfen. Ungefähr so, als wären alle Medienleute wildgewordene Paparazzi und die «Promis» eine Art schützenswerte Spezies. Dabei zeigt die Erfahrung – hier sei einmal pro domo gesprochen –, dass die Journalisten oft die bessere Kinderstube haben als die sogenannten Wichtigen aus Politik, Wirtschaft und Kultur.

Man hat also unterschrieben, betritt das KKL, wo sich bereits eine lange Schlange festlich gestimmter Gäste bildet. Jeder wird vom Begrüssungskomitee persönlich willkommen geheissen: von **Hubert Achermann**, dem Stiftungspräsidenten von Lucerne Festival (er ist auch noch Verwaltungsrat von UBS, Georg Fischer und Stiftungsrat bei Ernst von Siemens), und seiner Frau **Christine**, Intendant **Michael Haefliger** und seine Frau, der Flötistin **Andrea Christina Loetscher**, sowie **Valentina Rota**, Geschäftsführerin der Stiftung Freunde Lucerne Festival. Ihr Mann **Hayk Khachatryan** spielt Kontrabass im Lucerne Festival Orchestra wie auch im Orchester des Zürcher Opernhauses.

Nach der Begrüssungs-Cour wartet der Aperitif. Prosecco, Weisswein und ein alkoholfreier Lucerne-Festival-Drink, dekoriert mit einer Kirsche. Fingerfood wird gereicht. Man schaut

sich um nach Prominenten. Viele sitzen, bereits erschöpft vom Cocktail, der schon ewig dauert, in den sich an den Wänden erstreckenden Chaiselongues: Juwelier **Jörg Bucherer** mit einer jungen Beauty, die ihn um zwei Köpfe überragt, die Ex-Wirtschaftsbosse (heute sind sie Ehrenpräsidenten) **Rainer E. Gut** (CS Group) und **Fritz Gerber** (Roche) mit ihren Frauen, die Mäzenin **Marlene Porsche**.

Man hat das Gefühl, manche hätten Freude, wenn man sie ansprechen würde. Aber eben – die Richtlinien! Im Gewühl sieht man den ehemaligen Avenir-Suisse-Direktor **Thomas Held** mit Lebenspartnerin **Heidi**, die ehemalige Nationalratspräsidentin **Trix Heberlein**, den Musiker **Pepe Lienhard** und seinen Manager **Freddy Burger**. Sunrise-VR-Präsident **Peter Kurer** ist da, **Thomas Abegg**, der Verleger des Marmite-Verlags, sowie Mäzen und Kunstsammler **Uli Sigg** mit seiner Frau **Rita Sigg** (Dermatologin mit Praxis in Luzern) und lokale Eins-a-Prominenz wie der Juwelier **Raphael Gübelin** und **Guido Egli**, CEO von Mövenpick Foods und VR-Präsident von Grand Casino Luzern. Vierzig Jahre lang hat das Casino Luzern das Diner nach dem Konzert ausgerichtet. Egli: «Das kostete jeweils 250 000 Franken. Wir haben das offeriert.» Dieses Jahr findet das Diner (für handverlesene Gäste) erstmals nicht im Casino statt, sondern im Luzerner Saal des KKL.

Worauf man sich freute, war natürlich das Konzert. Richard Strauss war angesagt. Das Lucerne Festival Orchestra formiert sich aus



Fast verliebt

Goldküstensex

Von Claudia Schumacher

Nach der Trennung suchte ich mir eine neue Wohnung. Und weil man ja erst mal einen Egoknacks weg hat, wenn die Liebe geht, zog ich nicht irgendwohin, sondern wenigstens an die Goldküste. Wer

dort wohnt – und zumindest vom Klofenster aus einen Zipfel vom Zürichsee sieht –, der ist schliesslich wer! Sozialer Aufstieg durch Umzug: *Call me* Goldküstenfrau. So fühlte ich mich trotz zerbröseltem Herzen halbwegs hochwertig und auch sehr stark – bis der Möbellieferer kam. Denn plötzlich fand ich mich in den Vorbereitungen zu einem billigen, gnadenlos klischierten Pornostreifen wieder, bei dem mir auch noch eine Rolle zugedacht war. In meiner eigenen Wohnung!

Der Möbellieferer also klingelte (nur einmal) und brachte meinen neuen Tisch. Ich wählte die Montage inkludiert, was nicht zutraf. Also sprach er zu meinen Brüsten: «Für zwanzig Franken kann ich den Tisch schon aufbauen.» Ich dachte: «Solange ich nicht weiter am Boden esse» – und so machte er sich an die Arbeit. Kurz darauf zog er sein Shirt aus; es sei so heiss. Was folgte, war ein braungebrann-



Eins-a-Prominenz: Guido Egli, Gattin Katriona...



... Ehepaar Achermann, Loetscher, Haefliger ...



... Patricia Kopatchinskaja, Jay Campbell.

erstklassigen Musikern verschiedener Orchester und wurde von **Claudio Abbado** 2003 ins Leben gerufen. Nach dessen Tod übernahm **Riccardo Chailly** die Leitung. Chailly ist einer der angesagten Dirigenten der Stunde. Chefdirigent der Mailänder Scala. Er ist viel in der Schweiz, hat einen Feriensitz in Zuoz.

Erstmals spielte das Lucerne Festival Orchestra (Ausnahme: «Vier letzte Lieder») Richard Strauss: «Also sprach Zarathustra», «Tod und Verklärung», «Till Eulenspiegels lustige Streiche». Es war ein grossartiger musikalischer Abend. Und es gab natürlich Standing Ovationen. Luzern, da besteht kein Zweifel, wird einen Monat lang Zentrum der musikalischen Welt sein.

Vor dem Konzert mussten noch die obligaten Reden überstanden werden. Das Motto des diesjährigen Lucerne Festival heisst «Identität» (letztes Jahr war es «Primadonna»). Ein weitschweifiger Begriff, der alles und nichts bedeuten kann. Bundesrat **Alain Berset**, anwesend mit seiner Frau **Muriel**, begann seine Rede gewohnt souverän und witzig: «Identität – was ist das? Der Bundesrat würde an dieser Stelle eine Arbeitsgruppe einberufen, die bis 2018 eine Antwort finden würde.» Alain Berset zitierte: «Eigentlich bin ich ganz anders – ich komme nur selten dazu.» Der Publizist und Schriftsteller **Iso Camartin** war als Festredner engagiert. In seiner gewohnten lebenswerten Art des etwas *kurligen* Intellektuellen – Glatze, Fistelstimme, tanzende Hände und erhobener Zeigefinger – sprach er witzig und klug zum Thema Identität, zitierte Nietzsche, Hölderlin und Gottfried Benn. Es war ein Genuss, ihm zuzuhören. Und dann das Konzert! Ein herrlicher Abend – Richtlinien gelesen, unterschrieben und befolgt!

Im Internet

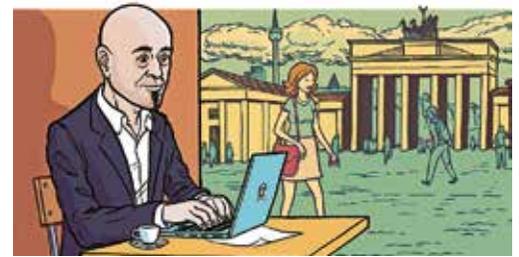
www.schwanagerpost.com

tes Muskelspiel. Er befragte mich zu meinem Zivilstand, liess auch die angebliche Schönheit meines banalen Freizeitkleidchens nicht unkommentiert. Ich lächelte professionell – und musste teils lachen über seine bauernschlaun Sprüche. Trotzdem war ich froh, als er fertig war und ich ihm den Zwanziger entgegenstrecken konnte – woraufhin er mir viel zu langsam und vollkommen unangebracht drei Küsschen links, rechts, links auf die Wangen drückte, um dann mit Schlafzimerblick zu fragen: «Soll ich noch bleiben?»

«Leider muss ich jetzt los», versuchte ich ihn höflich abzumoderieren. Er aber: «Leider? Ich kann wiederkommen.» Ich lachte nur – was er missdeutete. Mit entschiedenem Blick kam er auf mich zu; ich dachte: «Shit, jetzt packt er dich.» So musste ich doch noch unfreundlich werden, wies ihn raus und verschloss die Tür. Als der Gipser zwei Tage später anbot, mir

«kostenlos»(?) die Lampen anzuschrauben, wurde ich hellhörig. Und so frage ich nun mit Fug und Recht: Ist das so an der Goldküste, bezahlen Frauen hier etwa gelegentlich mit Sex? Woher sonst nehmen die Arbeiter im Reservat für reiche, einsame Frauen ihr überbordendes Selbstbewusstsein? Der Möbellieferer war nicht aufgetreten wie einer, der die Masche zum ersten Mal probiert. Vielleicht ist der kräftige Monteur für die Goldküstenfrau, was für ihren 24/7 arbeitenden Unternehmergatten die junge Assistentin ist.

An den zwei Polen der Gesellschaft, bei den Armen und den Reichen, findet man ja häufiger dieselben Vorlieben. Die Schabbigkeit der einen ist der *shabby chic* der anderen: Löcherjeans, Drogen, abgenutzte Möbel. Sex als Zahlungsmittel, das wäre nur einen Schritt weiter gedacht.



Unten durch

Kalte Hand

Von *Linus Reichlin*

Nehmen wir mal an, du liest in der Zeitung, dass schon wieder ein Rockstar gestorben ist. Es ist schon der zweite in diesem Monat. Und der hier war nur zehn Jahre älter als du. Der, der vor ihm gestorben ist, war wenigstens achtzehn Jahre älter als du, da hast du aufgeatmet. Aber zehn Jahre, das ist schon ziemlich nahe an dir dran. Du fühlst eine kalte Hand am Hals. Eine Hand mit einem dicken silbernen Totenkopfring und lackierten Fingernägeln. Der nunmehr tote Rockstar war nämlich der erste gewesen, der sich die Nägel lackierte, und er trug noch vor Keith Richards solche Totenkopfringe. Mein Gott: Keith Richards! Bei ihm muss man auch täglich das Schlimmste befürchten. Du rechnest nach: Richards ist sechs Jahre älter als sein soeben verblichener Kollege. Für Richards läutet praktisch schon die Friedhofsglocke im Takt zu «I can't get no satisfaction anymore».

Deine Frau hat sich letztes Jahr einen Scherz mit dir erlaubt. Am Samstagmorgen beim Frühstück sagte sie hinter ihrer Zeitung: «O mein Gott! Keith Richards ist gestorben!» Du hattest das Gefühl, dass der Boden unter dir wegbricht, dass du dein Leben ändern musst, dass du dich sofort scheiden lassen und nach Bali auswandern musst, um die letzten Jahre deiner flüchtigen Existenz wenigstens mit jungen Tempeltänzerinnen zu verbringen, die für ein paar Reiskörner alles tun. Aber dann lachte deine Frau und sagte: «War nur ein Scherz, Schätzchen!» Ein paar Wochen später sagte sie: «Jesse! David Bowie ist gestorben!», und jetzt hast du gelacht und gesagt: «Noch einmal fall' ich nicht rein!» Wenigstens hat er für dich noch ein paar Stunden länger gelebt als für alle anderen. Verdammte, er war erst 69! Verzweifelt hast du im Internet nach Beweisen dafür gesucht, dass Bowie an seinem frühen Tod selbst schuld war. Und siehe da: Er hat geraucht! Ausserdem nahm er früher Drogen und war bisexuell – das sind alles Risikofaktoren, die du nicht hast. Und Keith Richards – so leid es dir jetzt schon tut, dass er bald sterben wird – hat es eben auch übertrieben. Er ist, oder war, muss man schon fast sagen, selbst in hohem Alter dauernd besof-

>>> Fortsetzung auf Seite 80

»» Fortsetzung von Seite 79

fen, und wenn er mal nüchtern war, kletterte er auf die Palmen seiner Privatinsel und fiel runter. So erreicht man natürlich nicht das Alter von ehemaligen Obersturmbannführern. Diese SS-Kerle werden spielend neunzig und älter! Man kann sie nach mehr als siebzig Jahren noch vor Gericht stellen, potztausend, die haben sich gut gehalten! Aber warum eigentlich? Diese Generation hat doch noch viel ungesünder gelebt als die Rockstars der Siebziger! Zuerst diese Aufmärsche bei Kälte und Regen an den Nürnberger Parteitag, dann die Einmärsche in fremde Länder bei Frost und unter Beschuss. Die Verwundungen, der ätzende Pulverdampf, fettes Fleisch, filterlose Zigaretten, russischer Fuselwodka: Die müssten doch eigentlich alle schon im Alter von Bowie gestorben sein, nicht zuletzt aus Gründen der Gerechtigkeit. Aber diese alten Nazis krächzen mit 98 im Gerichtssaal noch munter «Unschuldig!», während Joe Cockers schon mit siebzig gestorben ist, in einem Alter, in dem andere sich noch mal ganz neu erfinden und Präsident der Vereinigten Staaten werden.

Du weisst einfach nicht, wie du mit diesem epidemischen Rockstarsterben umgehen sollst. Sollst du jetzt gesünder leben, oder ist es dazu schon zu spät? Oder sollst du einfach nicht mehr hinhören, wenn deine Frau bei der Zeitungslektüre sagt: «Schätzchen, ich habe eine gute und eine schlechte Nachricht. Die schlechte ist: Prince ist gestorben. Die gute ist: Bob Dylan lebt noch.» Mein Gott: Dylan! Das steht dir auch noch bevor – falls es dich nicht vor ihm trifft. Es ist nichts mehr sicher. Du, Dylan, Richards: Jetzt kämpft jeder für sich allein. Du rufst deinen Arzt an und vereinbarst eine Koloskopie, eine Prostata-Untersuchung, ein Belastungs-EKG plus eine kleine Blutwäsche.

Linus Reichlin ist Schriftsteller und lebt in Berlin.



Wein

Es werde Licht

Von Peter Rüedi

Es reiche aber, / Des dunkeln Lichtes voll, / Mir einer den duftenden Becher», schreibt Hölderlin im grossen Gedicht «Andenken». Das ist ein hohes Lied auf Bordeaux, das mit den Zeilen «Der Nordost wehet, / Der liebste unter den Winden / Mir, weil er feurigen Geist / Und gute Fahrt verheisset den Schiffen» beginnt. Und fortfährt: «Geh aber nun und grüsse / Die schöne Garonne, / Und die Gärten von Bourdeaux». Das «dunkle Licht» aber meint den dortigen Wein, darüber hinaus aber, als Oxymoron, in dem sich die Gegensätze vereinen, das Göttliche schlechthin. Solche literarisch-mystische Weiterungen werden Vittorio Frescobaldi und Robert Mondavi nicht im Sinn gehabt haben, als sie 1997 ihr für Montalcino einmaliges Joint Venture mit Namen Luce vorstellten, eine damals zu gleichen Teilen aus Sangiovese und Merlot zusammengesetzte Cuvée. Sie sollte von der Kritik bald in den Rang eines «Supertoskaners» befördert und von Puristen der *monocépage* dementsprechend beargwöhnt werden.

Wie andere «Supertuscans», wie Tignanello, Ornellaia, Masseto oder Pergole Torte, ist Luce eine grosse Marke geworden, von Liebhabern

und Snobs gleichermaßen gesucht und teuer bezahlt. Mit der Luce 2004 endete die Zusammenarbeit mit Mondavi, und Vittorio Sohn Lamberto Frescobaldi übernahm die Leitung des im Südwesten von Montalcino gelegenen Guts. Der programmatische 50:50-Verschnitt der transatlantischen Kooperation ist inzwischen gefallen, die Sorten werden je nach Jahrgang gemischt, garantieren dem Wein aber allemal die Verheiratung von Struktur, Eleganz, kurz: des Charakters der einheimischen Sangiovese mit den runden und weichen Eigenschaften der internationalen Sorte Merlot.

Das alles strahlt im dunklen Licht des Luce 2014, der jetzt nach langem Ausbau in vielen neuen, aber sorgfältig ausgewählten Eichenbarriques auf den Markt kommt. Wir beißen nicht in Holz, wenn wir diesen vollmundigen, aber nie erschlagenden Wein von der aromatischen Nase (schwarze Beeren, Sauerkirschen, Spuren von Kaffee und Kakao) über den feintannigen, eleganten Gaumen in den langen, feinwürzigen Abgang begleiten.

Grosses, aber etwas teures Vergnügen

Wem eine der 70 000 produzierten Flaschen unterkommt, den erwartet ein grosses Vergnügen, je nach weinideologischer Ausrichtung erwartungsgemäss oder *contre cœur*. Übrigens: Wie es kommt, dass die programmatische Philosophie des Hauses bis aufs Komma identisch ist mit der des piemontesischen Produzenten Trediberri (*Weltwoche* Nr. 27/17), ist merkwürdig (wer hat wem oder haben beide bei einem Dritten abgeschrieben?), aber letztlich egal, solange sie stimmt. Auch uns gefällt es, Wein zu trinken, auch unsere Vorliebe gilt der Flasche, die zuerst ausgetrunken ist (beim Luce, zugegeben, ein etwas teureres Vergnügen).

Luce della Vite Toscana IGT Luce 2014.
14,5%. Mövenpick, Fr. 99.–. www.moevenpick-wein.com

DIE  WELTWOCH

Vielfalt, die begeistert.



Jetzt bestellen:

www.weltwoche.ch/probeabo

Telefon 043 444 57 01





Auto

Sommer mit Diesel (II)

Durchs schöne Südtirol mit dem Porsche Cayenne. Teil 2: Die alltäglichen Annehmlichkeiten des grossen Wagens. *Von David Schnapp*

Im ersten Teil des diesjährigen automobilen Sommerferienreports ging es hier um den Dieselmotor an und für sich, der zurzeit mit Reputationsproblemen kämpft, die er nicht verdient hat. Ich fuhr zwei Wochen lang mit einem Porsche Cayenne S Diesel durch die kurvigen Landstrassen Südtirols, über den Brenner oder auch einmal auf unbefestigten Strassen. Es geht im zweiten Teil also um das Fahren selbst.

Porsche Cayenne S Diesel Platinum

Leistung: 385 PS/283 kW, Hubraum: 4134 ccm, Höchstgeschwindigkeit: 252 km/h
Preis: Fr. 110400.–, Testwagen: 137580.–



Es waren schöne Tage; ich empfehle Südtirol wärmstens für Sommerferien in alpiner Umgebung. Aber es war auch schön, weil der Cayenne schlicht ein angenehmes Auto ist. Jedenfalls dann, wenn man Platz braucht für Menschen und ihre Habseligkeiten, wenn man Komfort und Übersicht schätzt sowie rustikalen Luxus.

Kreuzchen an den richtigen Stellen

Mit dem V8-Turbodiesel ist der doch recht umfangreiche Cayenne perfekt motorisiert: Schon bei 2000 Umdrehungen steht das mächtige Drehmoment von 850 Nm zur Verfügung, und die zehn bis elf Liter Treibstoffverbrauch in der Praxis sind für ein Auto und einen Motor von diesen Dimensionen vertretbar. Den Cayenne gibt es übrigens mit 100-Liter-Tank. Damit bin ich in die Ferien und wieder zurück gelangt und konnte Tankstellen grosszügig umfahren.

Wenn man einen Porsche bestellt, kann man an ganz vielen Stellen Kreuzchen machen, um zusätzliche technische Feinheiten zu ordern, die natürlich ihren Preis haben, aber auch ihre

Vorteile. Zwei Kreuzchen sollte man unbedingt anbringen: für die aktive Luftfederung mit Niveauregulierung und dem sogenannten Porsche Active Suspension Management (PASM). Wenn SUVs im Allgemeinen baubedingt dazu tendieren, sich in Kurven unangenehm auf die eine oder andere Seite zu neigen, verhindert das PASM dies weitgehend. Ausserdem ist die Luftfederung auf der Autobahn hochkomfortabel, und der Cayenne ist zudem im Gelände meist zu mehr fähig, als sich sein Fahrer traut.

Das zweite Kreuzchen sollte man beim Abstandsregeltempomat (PAS) machen. Es gibt keinen Grund, anzunehmen, dass der Verkehr in nächster Zeit an Dichte abnehmen könnte. Der Abstandsautomat ist das beste Mittel dagegen: Er ist gleichzeitig Entspannungs- und Sicherheitsmassnahme. Wenn der vorausfahrende Wagen plötzlich verlangsamt, während man gerade den Radiosender wechselt, übernimmt das System zuverlässig die Vollbremsung.

Fazit: Das Porsche-SUV ist wie ein guter Kumpel, der (fast) alles mitmacht und der sich – bildlich ausgedrückt – nicht davor scheut, sich die Hände schmutzig zu machen. Mit soliden, herausnehmbaren und abwaschbaren Auflagen im Kofferraum sowie unter den Füßen der Passagiere wirkt das Edel-SUV, als hätte es Gummistiefel an. Es macht ihm nichts aus, wenn Fahrgäste in dreckigen Wanderschuhen zusteigen. Allein dafür muss man es einfach mögen.

Darf man das?

Leser fragen, die *Weltwoche* antwortet



Wir sind im Norden Deutschlands unterwegs. In vielen hübschen Orten finden wir immer wieder gemütlich eingerichtete Biergärten, die zu einer Trinkpause einladen. Darf ich mich da als Schweizerin unter die einheimischen Biertrinkenden setzen und einen Tee bestellen? *Theres Boss-Bachmann, Luzern*

Gegenfrage: Was wäre, wenn ein Norddeutscher in einer währschaften Schweizer Beiz eine, sagen wir, Rösti Hawaii bestellen würde? Mit einer Scheibe Ananas obendrauf? Eben. In Bayern wäre der Fall klar: sofortige Ausschaffung und lebenslanges Einreiseverbot. Aber Sie erwähnen norddeutsche Biergärten, eine Einrichtung, die einem Bayern ohnehin suspekt ist. Trinkt man dort Bier doch statt aus Masskrügen aus Gefässen, die nur unwesentlich grösser sind als Teetassen. Ein würziger Darjeeling würde da vermutlich weniger auffallen. *Wolfgang Koydl*

Ihre Fragen zum modernen Leben mailen Sie uns bitte an darfmandas@weltwoche.ch. Oder schreiben Sie an Redaktion *Weltwoche*, Förrlibuckstrasse 70, Postfach, 8021 Zürich. Jede veröffentlichte Zuschrift wird mit einem *Weltwoche*-Abonnement honoriert. Nicht veröffentlichte Fragen können nicht beantwortet werden.

Leserbriefe

«Durch unsinnigen <Klimaschutz> wird der dringend notwendige Umweltschutz sträflich vernachlässigt.» *Fridolin Spälti*

Mit gutem Gewissen

Nr. 32 – «Kurzschluss unter der Motorhaube»; Florian Schwab zum Mythos Elektromobil

Endlich eine sachliche Darstellung über die Elektroauto-Euphorie. Zu berücksichtigen wäre zudem, dass wegen des Bevölkerungswachstums mit mehr Strom sowohl für den täglichen Bedarf als auch für zusätzliche E-Autos gerechnet werden muss. Woher soll der kommen? Zu befürchten ist, dass grüne Fundamentalisten elektrische Passagierflugzeuge fordern, da heutige Flugzeuge die Umwelt mindestens so belasten wie Diesel- und Benzinfahrzeuge. Was noch alles kommen könnte: elektrische Panzer, elektrische Kampfflugzeuge et cetera. Schöne Aussichten! *Ernst Hostettler, Toffen*

Viele Leute würden staunen, wenn man ihnen die Fotosynthese mit dem Hinweis auf das erklärte, was passieren würde, wenn das so verhasste und verteufelte Co₂ fehlte. Co₂ ist schlicht das Gas des Lebens! Zudem stammen von den 0,04 Prozent Co₂ in der Luft lediglich rund 3 Prozent von menschlichen Aktivitäten wie Autofahren oder Heizen sowie von der Atmung aller Lebewesen. Der grosse Rest ist natürlichen Ursprungs. Ob der minimale menschliche Anteil wirklich eine so grosse Wirkung auf unser schon immer wechselhaftes Klima hat, darf bezweifelt werden. Der Anteil unserer grössten Wärmequelle, der Sonne, wird von vielen Wissenschaftlern in fast betrügerischer Weise verschwiegen. Durch unsinnigen «Klimaschutz» wird der dringend notwendige Umweltschutz sträflich vernachlässigt. Dazu gehört nach wie vor die Abholzung von Urwäldern. Diese zu stoppen, ist scheinbar viel schwieriger und bringt weit weniger Geld und politisches Prestige, als auf den Autoherstellern und -fahrern herumzutampeln. *Fridolin Spälti, Richterswil*

Wenn es um die Elektromobilität geht, herrscht selektive Wahrnehmung. Als E-Mobil-Fahrer seit acht Jahren erlaube ich mir, meine eigene beizusteuern. Der grosse Vorteil der E-Fahrzeuge ist ihre Einfachheit. Es gibt keine Kolben, Pleuel, Kurbelwellen, Zündkerzen, Ventile, Einspritzpumpen, Nockenwellen. Der Rotor des Elektromotors und ein Untersetzungsgetriebe sind die einzigen beweglichen Teile. Vom Fahrgefühl her schlägt das jeden Benziner. Und das Reichweite-Trauma ist ein Scheinargument. Der allergrösste Teil der Fahrten geht über Distanzen, die von heutigen E-Autos problemlos bewältigt werden. Bei längeren Fahrten verlängert das Nachladen den ohnehin nötigen Kaffee- und Toilettenhalt kaum. Die Ökobilanz ist für mich das un-

wichtigste Argument. Klar ist die Elektrifizierung des Strassenverkehrs erst dann voll klimawirksam, wenn der Strom wie (jetzt noch) in der Schweiz ausschliesslich hydraulisch und nuklear erzeugt wird. Aber auch «Dreckstrom» kann sich sehen lassen: Der Wirkungsgrad von thermischen Grosskraftwerken ist mit 30 bis 35 Prozent doppelt so hoch wie der von Otto- oder Dieselmotoren. *Simon Aegerter, Wollerau*

Bananenrepublik

Nr. 32 – «Der frechste Stadtschreiber»; Christoph Mörgeli über Daniel Roth (CVP)

Es ist eine Tatsache, dass die 12-Prozent-Partei CVP die meisten und teilweise die unfähigsten Beamten stellt; das nenne ich Vetterliwirtschaft. Dieser Herr Roth hat jedoch seine Macht ausgespielt und eine Entschädigung an Herrn Holenweger abgelehnt. Da wurde einem anständigen Geschäftsmann sein Lebenswerk zerstört, und da will der Staat nicht dafür geradestehen. Das sind ja Methoden einer Bananenrepublik. Es ist unerträglich, in einem Land zu leben, wo solche Machenschaften möglich sind. Und diese Leute nennen sich noch Staatsdiener. *Heinrich Frei, Weinfelden*

Ohne Papiere kein Einlass

Nr. 32 – «Asyl für unbekannt»; Philipp Gut über jugendliche Flüchtlinge

Solange die Botschaft durch die Welt geht, dass man keine Papiere braucht, um als Flüchtling in die Schweiz zu kommen, so lange werden mehr und mehr Menschen ohne Papiere an der Grenze stehen und Einlass fordern. Davon profitieren die, die eigentlich aufgrund ihrer Lage keinen Einlass erhalten sollten, sowie ihre Herkunftsländer, die kein Interesse daran haben, ihre Landsleute bei einer allfälligen Rückführung wieder aufzunehmen. «Ohne Papiere keine Rückführung» – umgekehrt wirkt die Regel. «Ohne Papiere kein Einlass» sollte auch bei uns die Regel sein. Die Zahl derjenigen, die ohne Papiere an der Grenze stehen und Einlass fordern, würde in kurzer Frist drastisch sinken. *Ernst Seiler, Muri bei Bern*

Leserbriefe

Wir freuen uns über Ihre Zuschriften. Je kürzer Ihr Brief, desto grösser die Chance, dass er veröffentlicht wird. Darüber hinaus muss er sich klar auf einen in der *Weltwoche* erschienenen Artikel beziehen. Die Redaktion behält sich vor, Kürzungen vorzunehmen. Leserbriefe ohne Angabe von Name und Wohnort werden nicht publiziert.

Postadresse: Redaktion *Weltwoche*, Förrlibuckstrasse 70, Postfach, 8021 Zürich
E-Mail: leserbriefe@weltwoche.ch

	1	2	3	4		5	6		7	8		9		10
	11								12		13			
14						15								
16									17					
18								19						
			20		21		22				23	24	25	
		26		27						28				
29	30		31				32		33			34		
35				36			37				38			
	39								40					41
42									43					
	44					45								

--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--

Lösungswort — Gehrter Gewinner

Die rosa eingefärbten Felder ergeben waagrecht fortlaufend das gesuchte Lösungswort.

Waagrecht — 1 Samuel und seine Schusswaffe, einst eine Erfolgsgeschichte. 5 Leander und ihre Rolle bei den Nazis. 11 Die seit langem bekannte Information ist instrumental. 12 Nach getaner Arbeit verdient. 14 Sie dient schlicht der Fettverdauung. 15 Sein weibliches Gegenstück ist die Zibbe. 16 Vorgang, der nachwirken kann, positiv wie negativ. 17 Aus Spitz- und Nachnamen zum Weltnamen in Sachen Sport. 18 Abgestanden, aber kein Bier. 19 Auch ohne Nostalgie: rückblickend war der Abend im Tessin schön. 20 Dort im Südwesten Afrikas, wo die Wüste dem Staat den Namen gab. 23 Eine Republik im südlichen Teil Sibiriens. 27 Die 120 Tage von dort, mit den Worten von Marquis de Sade. 28 Es hängt an Adjektiv oder Substantiv und ist dann halb etwas. 29 Vor den Portas, von hinten betrachtet. 32 Ihm ist es noch vergönnt, frei heraus zu schreiben. 34 Der des Geistes ist laut Hegel der Umweg. 35 Statt Kontra dann doch lieber Pro, der Natur zuliebe. 37 Per Autostopp fahren, wohl etwas aus der Mode. 39 Wo erstmals in Afrika eine Frau gewähltes Staatsoberhaupt wurde. 42 Der zerbrochene Krug: Er war dafür verantwortlich. 43 Frage der Jugend: Warum sind sie so langweilig? 44 Eigentlich rein, doch nun durchmischt. 45 Die Blumen verwandeln sich auf den Azoren zur Inselgruppe.

Senkrecht — 1 Kleinbasler Stadtteil und Kirche. 2 Schon schmieriges Handeln, doch nicht verwerflich. 3 Vorname einer verhinderten Bundesrätin. 4 Woraus Araber gerne ihr geliebtes Getränk trinken. 6 Langer Fluss im Kaukasus. 7 Eritrea: Stadt mit wechselhafter Geschichte. 8 Die Aufschüttung ist natürlich oder künstlich und dann eher unansehnlich. 9 Angloamerikanische Einheit der Länge. 10 Mit seiner Lichtbrechung verzaubert es uns. 13 Sie ist schmal und hölzern oder anatomisch. 14 Habitus, den man nicht gleich werten muss. 15 Der Arzt sagt steif, der Lehrer unnachgiebig. 19 Tut man in Chansons oft und traditionell. 21 Seine Kompositionen waren göttlich, seine Tics pathologisch. 22 Apartere britischer Rassehund mit Stummelschwanz. 24 Sie machen es etwas länger. 25 Das *li* am Ende macht den Einwohner zur beliebten Wurst. 26 Tierisch anzusehen: böse, wild, gefährlich. 28 Zeus verguckte sich in sie, die in sagenhafter Eintracht aufwuchs. 30 Wo Gerhard Schröder zwischen 1956 und 1971 lebte. 31 Der Ort liegt nicht weit von Pau nahe Spanien. 33 Schwede, Feldmarschall und wichtige Person im Dreissigjährigen Krieg. 36 Getreidekorn mit umgekehrtem Ende. 38 Wenn Briten Gruben graben, kommt dies heraus. 41 Windrichtung aus eher kühler Region.

© Fritz Müller - Rätselfactory AG

Lösung zum Denkanstoss Nr. 529

M	A	C	H	E	N	L	E	I	T	S	A	T	Z
Ø	E	I	Ø	K	A	L	R	H	E	A			
K	E	R	M	I	T	B	A	L	E	A	R	E	N
Ø	R	N	A	T	M	A	N	I	K	U	E	R	E
F	X	E	N	O	N	C	R	I	E	L			
E	R	B	I	N	T	T	H	A	I	S	L		
H	E	L	M	S	E	N	A	T	K	E	N	A	
R	U	E	S	S	E	L	C	H	R	E	I		
B	E	N	A	N	S	C	H	N	A	L	L	E	N
A	N	D	E	R	S	L	E	G	I	I	L	E	
R	E	T	E	L	E	F	N	G	E	L	S		
U	N	I	O	N	F	A	N	S	R	O	T		

Waagrecht — 1 MACHEN 5 LEITSATZ 11 LOKAL 12 BEA 13 KERMIT (Frosch aus der Muppet Show) 16 BALEAREN 19 ORNAT 20 MANIKUERE 21 XENON 22 RIEL (kamb. Währung) 23 ERBIN 25 THAIS 26 HELM 27 SENAT 28 KENA 30 RUESSEL (-schnecke) 32 CURE (curé: steht. f. kath. Pfarrer in Frankreich, engl. f. Heilmittel etc.) 34 BEN (Big Ben: Vulkan in Australien) 35 ANSCHNALLEN 39 ANDERS 40 LEGI (Schweiz: Kürzel f. stud. Legitimationskarte) 41 ILE (franz. f. Insel) 42 TELE (-boy) 43 ENGELS (Friedrich, Mitbegründer des Marxismus) 44 UNION 45 FANS 46 ROT

Senkrecht — 1 MOKO 2 CERN 3 ELITEN 4 NOT 5 LABAN 6 ELAN 7 TREK (Wanderung, Treck) 8 ABREISE 9 TEERE 10 ZANELLA 14 ERFREUEN 15 MAXIMS 17 LICHTUNGEN 18 AURIKEL 20 MOTELS 23 EHRBAR 24 BLENDE 25 TACHE (franz. f. Aufgabe, Auftrag) 27 SENSEN 29 NIELLO 31 SARTO 33 RAINS (engl. f. trop. Regenzeit) 36 CLEF (franz. f. Schlüssel) 37 LIER (franz. verknüpfen) 38 NEST

Lösungswort — MITSTREITER

EMS
WIR DENKEN WEITER

EMS – Innovativ, weltweit
erfolgreich in den Geschäftsbereichen
Hochleistungspolymere
Spezialchemikalien



Freude am Fahren



SEHEN UND GESEHEN WERDEN.

DAS NEUE BMW 4er GRAN COUPÉ. ZIEHT AN
ALLEN VORBEI UND ALLE BLICKE AUF SICH.